This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 15 617

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Lessing Wieland Heinse.

Vorträge und Versuche. Beiträge zur Litteraturgeschichte von Ludwig Geiger. Dresden, L. Ehlermann, 1890

Der Begründer des Goethejahrbuches und Verfasser der Monographien „Johann Reuchlin" und „Petrarca" hat in diesem Bande drei Gruppen von Aufsätzen aus denjenigen Gebieten der Litteraturgeschichte vereinigt, denen er eingehendere Studien gewidmet hat, und so gliedert sich das Buch in Abhandlungen und kleinere Beiträge „Zur Litteratur der Renaissance," „Aus den Tagen der Aufklärung" und „Aus der Zeit Goethes." Geiger ist frei von der Anmaßung, alle gelegentlichen Arbeiten und Forschungen sammeln zu wollen, er hat zahlreiche Rezensionen und spezifisch gelehrte Studien, auch solche Aufsätze beiseite gelassen, die sich in die bezeichneten Gruppenrahmen nicht fügen ließen, er bietet in dem reichhaltigen und durchaus lesenswerten Buche lediglich Darstellungen, die das größere gebildete Publikum fesseln und mannichfach belehren können. Leider läßt sich nicht verhehlen, daß dies größere Publikum sehr klein ist, daß eine Sammlung wie die vorliegende doch meist auf einen engern Kreis von Litteraturfreunden beschränkt bleibt, die natürlich auch eine eingehendere Darstellung hinnehmen würden als der größere Kreis, an den der Schriftsteller bei solchen Arbeiten denkt und der sich immer seltener zusammenfindet. Die Selbstvergötterung der Gegenwart schließt eine naive und lebendige Beschäftigung mit dem Geisteszustand und den Geistesgrößen vergangener Tage nahezu aus. Irren wir uns in dem Fall des Geigerschen Buches, so soll es uns lieb sein. Unter den einzelnen Aufsätzen der drei Gruppen mögen die über „Gelehrte Griechen in Europa im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert," „Erasmus in Italien," „Der älteste römische Musenalmanach," der Vortrag „Voltaire und Friedrich der Große" und „Berlin vor hundert Jahren," „Goethe und die Juden," „Goethe und die Renaissance" besonders hervorgehoben sein; sie behandeln Erscheinungen, Persönlichkeiten und Fragen, die dem einmal vorausgesetzten Publikum doch etwas näher liegen, als Isota Nogarola oder die Briefe David Friedländers.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. (Mit Kneſebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Kampagne in Frankreich.) Von Dr. Heinrich Pröhle. Potsdam, Aug. Steins Verlag, 1889

Die Abhandlungen Pröhles, die in diesem Bande vorliegen, sind großenteils in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung erschienen. Sie enthalten eine Fülle vortrefflichen Materials, erweisen eine umfassende Einzelkenntnis der Persönlichkeiten und Beziehungen der klassischen Litteraturperiode und des gesamten achtzehnten Jahrhunderts und offenbaren überall den warmen Anteil des Verfassers an den behandelten Gegenständen. In der Form lassen sie zu wünschen übrig. Pröhle selbst meint, sein „Genre" (wozu das Fremdwort?) halte die Mitte zwischen Essay und Forschung. Wir können nicht einsehen und zugeben, daß mit diesem „mittlern Genre" viel gewonnen sei. Jede Forschung, wenn sie nicht ganz schlicht und anspruchslos das neugewonnene Material wörtlich oder auszugsweise mitteilt und nur den Zweck verfolgt, das Neue gegenüber dem schon Bekannten hervorzuheben, kann doch mit einigem Fleiß und Geschmack in einen Aufsatz verwandelt werden, in dem kein Rest unverarbeiteten Materials bleibt, der keiner Anmerkungen bedarf, der selbständigen Reiz und Wert besitzt. Unter den zahlreichen seither ungedruckten Briefen und Blättern, die Pröhle in diesen Abhandlungen mitteilt, verdienen die Briefe, die der nachmalige preußische General und Generalfeldmarschall Karl Friedrich von dem Kneſebeck als junger Offizier während des unglücklichen Feldzugs von 1792 und in den folgenden Jahren an den alten Gleim in Halberstadt geschrieben hat, besonders hervorgehoben zu werden.

Lessing Wieland Heinse.

22.1.1729 – 15.2.1781 5.9.1733 – XI 1. 1813 16.2.1746 – 22.6.1803

Nach

den handschriftlichen Quellen

in Gleims Nachlasse

dargestellt

von

Heinrich Pröhle.

4.6.1822 – 22.5.1895

Zweite Ausgabe.

Berlin.

Verlag der Liebelschen Buchhandlung.

1879.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten; Nachdruck, auch der kleinerer oder größerer Abſchnitte wird gerichtlich verfolgt. (Reichsgeſetz v. 11. Juni 1870.)

PT307
P7
1879

Herrn

Geh. Oberregierungsrath Max Duncker,

Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin,

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

M792270

Vorwort zur ersten Ausgabe.

Daß sich in den Kompendien der deutschen Literaturgeschichte mancherlei Irrthümer fortschleppen, welche oft schon nach dem ersten besten Kirchenbuche berichtigt werden können, indem z. B. mehr als einer unserer Dichter aus Eitelkeit sich ein oder ein paar Jahre jünger gemacht hat, als er wirklich ist, darf als eine ziemlich bekannte Sache gelten. Es hatte daher für mich einen großen Reiz, daß mir seit fast fünfzehn Jahren durch die Güte des Herrn Seminarlehrers Jänicke in Halberstadt die Gelegenheit geboten wurde, aus den von Gleim gesammelten Handschriften einen großen Theil der deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Urkunden zu studiren.

Ich faßte dabei zunächst den Umstand ins Auge, daß zwar die gesammte moderne deutsche Literatur ohne die historische Stellung Friedrichs des Großen nicht zu denken ist, daß aber die Art und Weise seines Verhältnisses zur deutschen Literatur noch im Dunkel gehüllt war. Preuß und selbst Löbell hatten es nicht aufklären können, weil sie nicht an die handschriftlichen Urkunden herangetreten waren. So war denn die erste größere Frucht meiner Studien in Gleims Nachlasse die 1872 (2. Ausg., Verlag der Liebelschen Buchhandlung. 1878) erschienene Schrift: „Friedrich der Große und die deutsche Literatur". Den Schwerpunkt jenes Buches bildet demnach außer den Personen der Dichter Ramler und Klopstock eine Frage, die zwar auf der einen Seite mannigfaches Interesse erregt hat, auf der andern aber doch auch hie und da einem Mangel an Verständnisse begegnet ist, wo ich ihn nicht erwartet hatte.

In der nachfolgenden Schrift handelt es sich nicht mehr um eine einzelne schwierige Untersuchung. Sie schildert einfach Lessing, Wieland und Heinse. Daß gerade für sie in Halberstadt reichhaltige Urkunden vorhanden waren, ist der äußere Grund, weswegen sie in diesem Buche vereinigt sind. Wer dagegen einwendet, daß sie kein Dreikleeblatt bildeten, der möge mir wenigstens die Entgegnung darauf zu gute halten, daß sich kaum drei andere Namen vor der Schiller-Goethe-Periode finden möchten, an welche sich so sehr wie an diese drei, wenn auch an Lessing in ganz anderer Art wie an Wieland und Heinse, der Begriff des Modernen, oder vielmehr dessen Ursprung in der deutschen Literatur anknüpft, des Modernen, wie es sich nach dem siebenjährigen Kriege mit aller Gewalt geltend macht.

War die Untersuchung über Friedrich in jener früheren Schrift zugleich eine geschichtliche, so gebe ich in der nachfolgenden nur drei literarhistorische Bilder, wenn auch der Anhang zum kleineren Theil Material zur Geschichte des siebenjährigen Krieges bietet. Eher ist die Methode der Behandlung in dem vorliegenden Buche dieselbe geblieben.

Da die halberstädter Handschriften schon vor fünfzig Jahren von mangelhaften literarhistorischen und geschichtlichen Gesichtspunkten aus benutzt sind, so war ich auf Ergänzung der damaligen Publikationen angewiesen. Wenn diese unterdrückten Stellen*) nun auch bald die wichtigsten und bald die pikantesten waren, so mußte doch (abgesehen vom Anhange, welcher ganz den zuerst von mir veröffentlichten Stellen aus den Handschriften vorbehalten werden konnte) in den drei Biographien die Einseitigkeit vermieden werden, die meinen Charakteristiken dieser drei Dichter anhaften würde, falls sie nur aus jenen bunten Farbenresten zusammengesetzt wären. Der Benutzung neuerer gedruckter Quellen konnte neben derjenigen der Handschriften nur ein beschränkter Raum gewidmet werden. Um so mehr aber habe ich mich auch in der vorliegenden Schrift bemüht, durch ein maßvolles Urtheil jede Einseitigkeit auszugleichen. In meinen Nachforschungen gehe ich Schritt vor Schritt. Mich auf großartige und blendende Standpunkte zu stellen, wenn ich nicht durch meine Nachforschungen selbst dahin geführt werde, liegt mir ganz fern. Ich wandere auf der Mittelstraße und während die Revue Critique mir vorhält, daß ich Friedrich II. so oft Friedrich den Großen nenne, haben andere in mein Thema: Friedrich der Große und die deutsche Literatur erst sogenannte großartige Gesichtspunkte hineingetragen, was mir denn doch gerade wegen seiner Irrthümer über die deutsche Sprache äußerst bedenklich schien. Wäre ich hierin nur Einen Schritt zu weit gegangen, so würde ich gefürchtet haben, daß man mit Recht Lessings unrechtes Wort auf mich anwenden könne, worin er den einen Schmeichler nannte, der in der deutschen Literatur von einem Zeitalter Friedrichs reden würde. —

In Bezug auf Lessing habe ich am wenigsten der nahe liegenden Versuchung widerstanden, mit Hülfe der später als Adolf Stahrs Biographie dieses Dichters erschienenen Monographien meine Studien in Handschriften zu einem vollständigen biographischen Gemälde zu erweitern. In Bezug auf Heinse war ich nur auf die Handschriften angewiesen: die Monographien fehlten bei ihm ganz. Bei Wieland kam viel darauf an, von den späteren Ausgaben möglichst unabhängig zu sein.

Was ich hier biete, war schon früher in Westermanns Monatsheften und Schnorr von Carolsfelds Archiv, in Constantin Rößlers Zeitschrift, sowie in der vossischen und National-Zeitung erschienen. Indessen ist kein Abschnitt nur wieder abgedruckt, sondern jeder wesentlich verändert. Die Veränderungen bestehen nur theils in Verbesserungen der Form, indem namentlich aus der Biographie Lessings mehrere Aktenstücke in den Anhang verwiesen sind, und theils in der für ein Buch geeigneten Vermehrung eines gewissen gelehrten Apparates durch Anmerkungen und durch Erweiterung der einzelnen Mittheilungen im Anhange.

Wie es bei größeren Schriften öfters zu geschehen pflegt, so hat sich auch während des Druckes dieser Arbeit noch die Nothwendigkeit mancher

*) Das wirklich nichtige darin ist natürlich auch von mir nicht hervorgezogen worden.

Zusätze ergeben. Schriften von mehr als zwanzig Bogen waren früher censurfrei. Aber keine Zwanzigbogenfreiheit würde einen Autor in meinen Augen vor den verdienten Vorwürfen schützen, wenn er nutzlos durch allerlei Quisquilien die Lesbarkeit und die Form seines Buches zerstörte. Ich unterscheide jedoch zwischen dem eigentlichen Texte einerseits und den Anmerkungen nebst Anhang andererseits. Sind die drei Essay's über Lessing, Wieland und Heinse ein treues Spiegelbild dieser drei Männer gewesen, so müssen dieselben auch trotz aller Exkurse unzerbrochen aus der Buchdruckerpresse wieder hervorgegangen sein. Dahingegen kann ich für die Form der Anmerkungen und des Anhanges, ja, selbst für die Symmetrie innerhalb der sehr verschiedenartigen Zusätze keine Garantie übernehmen. Diejenigen der geehrten Recensenten meiner Schrift über Friedrich den Großen, welche den Anhang dem eigentlichen Texte vorzogen, haben mir damit in meinen Augen eben keine Schmeichelei gesagt. Aber es freut mich doch, daß sie die Anordnung meiner Schriften dadurch gebilligt haben. Sie war auch für das jetzt vorliegende Buch die einzig mögliche. Das ganze Material in solchen Ausarbeitungen so zu bewältigen, daß ich dieselben von Zeile zu Zeile mit den ungedruckten Quellen in wesentlicher Uebereinstimmung erhalten und doch zugleich den Lesern eines Feuilletons angenehm machen konnte, überstieg meine Kräfte bei weitem. Und ohnehin durfte hier aus der Noth eine Tugend gemacht werden. Was ich mit der Einen Hand im eigentlichen Texte als das interessantere darbiete, das vertheidigt die andere Hand als wahr und zuverlässig durch die Anmerkungen und im Anhange. Allerdings decken sich Text und Anhang nicht immer vollständig. Aber in solchen Fällen reicht nicht der Text über den Anhang, sondern der Anhang welcher seine Beweisgründe in sich selbst trägt, gewöhnlich über den Text hinaus.

Als „ungedruckt" ist in dieser Schrift das bezeichnet, was von mir aus den Handschriften gezogen und hier von mir veröffentlicht ist, auch wenn es vorher schon von mir einer Zeitschrift zum Abdrucke übergeben war. War das letztere der Fall, so wählte ich den Ausdruck „ungedruckt" nicht deshalb, um den früheren Abdruck abzuleugnen, noch behalte ich ihn aus einer mir in literarischen Dingen ganz unbekannten Nachlässigkeit bei. Ich lasse ihn vielmehr für die schon vorher von mir in Zeitschriften publicirten Briefe nur stehen, um nicht den Anspruch erheben zu müssen, daß der Inhalt dieser Aktenstücke den Literarhistorikern schon durch den Journalabdruck bekannt sei. Diesen Anspruch erhebe ich selbst dann nicht, wenn ich nach der Ansicht von Freunden es könnte. Wollte ich ihn erheben, so würde ich keinen literarhistorischen Journalaufsatz wieder abdrucken lassen.

Eine völlige Gleichmäßigkeit in der Schreibung konnte nicht erreicht, ja, nicht einmal erstrebt werden. Zwar meine Gewohnheit, die großen Buchstaben (durch kleine Anfangsbuchstaben auch bei substantivirten Verben und Adjektiven, so wie bei allen von Namen hergeleiteten Beiwörtern) etwas zu verringern, ist so konsequent berücksichtigt, daß sie vom Leser vielleicht nicht mehr völlig unbemerkt bleiben wird. Aber eine andere

Ungleichmäßigkeit war schon nicht zu vermeiden. In den eigentlichen Abhandlungen mußte die Schreibung bei den Mittheilungen aus dem vorigen Jahrhundert erneuert werden. Im Anhange dagegen erfolgte er buchstabengetreu nach den Handschriften. Für die Geschichte der Schreibung während der Regierungszeit Friedrichs des Zweiten enthalten meine Publikationen in der vorliegenden Schrift und derjenigen über Friedrich den Großen viele merkwürdige Belege. Beim Pronomen der zweiten Person schwankt demnach noch der Gebrauch der kleinen und großen Buchstaben. Ist die Kürze einer Sylbe durch zwei verschiedene Konsonanten gesichert wie in: wollte, so wird der eine davon erst selten verdoppelt. Der Gebrauch des H schwankt mehrfach. Das Imperfektum lautete noch stärker ab als jetzt. Einmal fand ich bei Gleim „jugen" für „jagten".

Doch dies und ähnliches zu zeigen konnte nicht der Zweck dieses Buches sein. Welches sind aber, sogar abgesehen von den neuen literarischen Notizen, die Grundgedanken dieser Schrift?

Lessing hat sich durch sein ernstes Streben und sein Talent in der Geschichte der deutschen Poesie einen Platz in der Nähe Goethe's und Schillers erworben. Wieland muß auf diesen Platz trotz seines Aufenthaltes in Weimar verzichten. Heinse's Prosa ist noch lesbarer als die von Wieland, weil er schon mehr moderne Sinnlichkeit hatte und dabei nicht als Mensch, aber als Literat ernster an sich gearbeitet hat. Doch kann Wielands Oberon in Ehren gehalten werden, steht natürlich auch weit über allen Arbeiten Heinse's. Hilft meine Schrift diese Auffassungen allgemeiner machen, so ist ihr Zweck in mehreren sehr wesentlichen Punkten schon erreicht.

Das Register der vorliegenden Schrift nimmt nur auf wirkliche Personennamen Rücksicht. Einen vollen Einblick in alle Personalien des Buches gibt es noch nicht. Besonders aus dem Anhange sind manche Namen ganz übergangen, oder nicht für alle Stellen, wo sie vorkommen, die Seitenzahlen beigefügt. War es zweifelhaft, welche Person eigentlich gemeint sei, so ist ihre Erwähnung im Register absichtlich vermieden. Auch der Peter Meffert, über welchen Büchmann in seinen geflügelten Worten keine rechte Auskunft zu geben weiß, ließ sich, ohne daß der Charakter des Registers verändert würde, nicht gut in demselben verzeichnen. Das Wort findet sich in meinem Anhange zu Wieland, und zwar in dessen Briefe an Gleim vom 9. Mai 1770, sowie in dem Briefe des letzteren an Wieland vom 31. Juli 1770.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, der Buchdruckerei von C. Schulze u. Comp. zu Schmiedeberg in meiner Heimath, der Provinz Sachsen, für die Sorgfalt, welche sie diesem Buche hat angedeihen lassen, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Berlin S. O., Michaelkirchplatz 10, am 30. Juni 1876.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

I. Gotthold Ephraim Lessings Leben und Schriften. Seite

1. Das Vaterhaus zu Kamenz 1
2. Lessing vor seiner Verbindung mit Tauenzien 7
3. Lessing als Recensent und lyrischer Dichter 11
4. Lessing in Verbindung mit Gleim, Kleist und Tauenzien . . 17
5. Lessing in Niedersachsen 21
6. Lessings spätere Beziehungen zum Theater (Emilia Galotti) . 31
7. Lessing als Theologe (Nathan der Weise) 41
8. Lessings Tod 58
9. Charakteristik 61

II. Christoph Martin Wielands Leben und Schriften.

1. Charakteristik und Jugendgeschichte 67
2. Wieland seit seiner Verheirathung bis zur Berufung nach Weimar 79
3. Wieland und der Hof zu Weimar 96
4. Wielands Rittergedichte und Märchen in Versen 105
5. Wieland von 1789—1813 111

III. Wilhelm Heinse's Leben und Schriften.

1. Heinse bis zur Abreise nach Düsseldorf 121
2. Heinse in Düsseldorf, Elberfeld, Italien, Mainz und Aschaffenburg 147

Anhang.

Zu Lessing.

A. Ueber die Quellen der Biographie Lessings 173
B. Ueber die Ursache der Anstellung Lessings bei Tauenzien. Zugleich als Beitrag zur Geschichte von Halberstadt und dem Regenstein im siebenjährigen Kriege 175
C. Ueber Lessings Fabeln 211
D. Ueber Lessings Minna von Barnhelm in Berlin (Aus den ungedruckten Briefen der Karschin an Gleim) 211
E. Lessing in Wien 214

Seite

F. Ein Trinklied von Lessing 215
G. Aktenstücke zu Lessings Tode 215

Zu Wieland.

A. Aus dem Briefwechsel von Wieland und Gleim 221
B. Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse 252
C. Matthiä im Verkehr mit Böttiger, Goethe, Schiller und Wieland 257
D. Gruber und Löbell über Wieland 258

Zu Heinse.

A. Die Büchse, das Bundesbuch des halberstädtischen Dichterkreises. (W. Heinse, J. G. Jakobi u. s. w.) 262
B. Frau von Massow vor ihrer Bekanntschaft mit Heinse . . . 293
C. Johann Joachim Ewald und die Beziehungen der deutschen Schriftsteller zu Italien vor Goethe und Heinse 294
D. Die Begründung der „Iris" durch J. G. Jacobi und W. Heinse 308

Zusätze 315

Register 322

1 - 66

I.

Gotthold Ephraim Lessings Leben und Schriften.

1. Das Vaterhaus zu Kamenz.

Sucht man auf der Landkarte die nördlichste Weinbergs-Landschaft der Erde in der weitesten Entfernung vom Aequator, so findet man auch den Ort, wo der Dichter der Emilia Galotti und Nathans des Weisen geboren ist. Die Stadt Kamenz in der Lausitz ist zwar selbst ohne Weinberge, liegt aber zwischen den brandenburgischen, sächsischen und schlesischen Weinbaustädten, oder wenigstens zwischen Meißen, Senftenberg, Guben und Grüneberg versteckt.

Wer von Schlesien herkommend in die Lausitz eintritt, vermeint dort noch jetzt gar leicht eine gewisse Zusammengehörigkeit der Lausitz mit Schlesien zu erkennen. Die großen Rasenplätze zum Bleichen in den Gärten, selbst bei den Pfarren, nur in der Mitte oft mit einem jener kleinen Blumenboskets, deren feuriges Roth dem Wanderer aus dem Riesengebirge von den schlesischen Bauernhäusern her unvergeßlich bleibt: dies und vieles andere ist noch ganz schlesisch. Selbst in der Literatur ist ein Zusammenhang Schlesiens mit der Lausitz schon dadurch wahrnehmbar, daß Lessing nicht allein durch seine Beschäftigung mit Friedrich von Logau, sondern auch durch manche wirkliche Eigenthümlichkeit sich den schlesischen Dichtern näherte, aber am Eingange des männlichen Alters durch seine Einkehr bei Tauenzien in Breslau und durch die Schilderung der schlesisch-sächsischen Kriegsereignisse in der

Minna von Barnhelm auch den schlesisch-sächsischen Dichterkreisen und ihrer Thätigkeit einen Abschluß weit über ihr Verdienst hinausgegeben hat.

Goethe's Großvater von mütterlicher Seite war Bürgermeister von Frankfurt, und Lessings Großvater von väterlicher Seite Bürgermeister von Kamenz. Während Goethe's Vater am herrlichen Mainstrome in süßer Muße von Italien träumte, war das Leben von Lessings Vater, einem noch viel gelehrteren Manne, mit seinen Ideen, Erfahrungen und Erlebnissen auf die Landschaft eingeschränkt, welche die kleine schwarze Elster von Kamenz bis Wittenberg, indem sie bei Senftenberg ein Knie nach Westen macht, zunächst von den schöneren und in mehr gerader Linie nordwärts gerichteten lusatischen Flußgebieten der Spree und der zittauer Neiße abschneidet. Die schwarze Elster entspringt nicht weit von Kamenz. Sie fließt sanft und lau durch diesen lausitzischen Landwinkel in ihrem flachen und muldenförmigen Bette, ähnlich wie der hier benachbarte Muldefluß, an den Paul Flemming am caspischen Meere sehnsüchtig zurückdachte. Die schwarze Elster mündet in die Elbe vor dem Dorfe Elster, welches dann noch dem Elsterthor vor Wittenberg den Namen gibt. Vor diesem verbrannte Luther seine päpstliche Bannbulle. Hier an dem Schauplatze von Luthers Leben studirte Lessings Vater Theologie. Ja, er wollte sich dort habilitiren und wurde nur durch seine Anstellung von der Universität der Reformatoren und Friedrichs des Weisen als Pfarrer nach Kamenz zurückberufen. Welche Genugthuung für den bescheidenen Mann, der bei den Quellen seiner väterlichen Elster begraben liegt, daß nachmals nicht allein mehrere seiner Söhne nach Wittenberg zurückkehrten, sondern daß auch sein Sohn Gotthold Ephraim vom Elbstrom und von Wittenberg aus die Welt zuerst mit dem Ruhme seiner gelehrten Kritik erfüllte, ja, daß einer seiner Urenkel*) als berühmter Maler jene Scene aus dem Leben Luthers vor dem Elsterthore meisterhaft verherrlichte und dadurch dem reformatorischen Geiste seiner eigenen Familie gewissermaßen auf ihrem ursprünglichen heimathlichen Gebiete auch einen hohen und monumentalen künstlerischen Ausdruck gab. (S. 315)

Die Gegend an der schwarzen Elster von Senftenberg bis zu Lessings Geburtsort ist seit dreißig Jahren bekannt durch ihre merkwürdigen Gewitter und Feuersbrünste. Zwischen Senftenberg und

*) Wenn Loselowski Reise um die Erde S. 117 den ostasiatischen Schiffskapitain Karl Gotthold Lessing als „Großenkel" des Dichters der Minna von Barnhelm betrachtet, so ist dies natürlich ein Irrthum.

Kamenz auf der Grenze von Preussen und Sachsen sieht man jetzt ein wahres Netz von Eisenbahnen. Erst durch die Kohlen von Senftenberg, wo die schwarze Elster noch die sonnower und die Storchelster aufnimmt, hat sich die Gegend gehoben. Aber auch der Granit geht vom Bahnhofe zu Kamenz bis Hamburg. Alle Hügel von Bautzen bis dicht bei Kamenz nennt der Lausitzer die bautzener Berge.

Zu ihnen gehört auch wohl noch eine Viertelstunde von Kamenz der Hutberg, in den Feldern ähnlich gelegen wie der Weyrichs- oder der Scholzenberg bei Warmbrunn. Auf dem Hutberge befindet sich ein schöner Platz unter Bäumen bei einem einstöckigen Kaffeehause mit schmucker, freundlicher Stube. Der Aussichtsthurm daneben, welcher für Geld geöffnet wird, heißt der Lessingsthurm.

Doch führen wir den Leser in das Städtchen selbst ein und zwar noch unter der Ehrenpforte in der Nähe des Eisenbahntunnels durch, welche im Juli 1874 für den König von Sachsen bei seinem Besuche von Kamenz erbaut wurde. Es gehört zu den Sechsstädten der Oberlausitz, die von den Kaisern und Königen von Böhmen sich ähnliche Freiheiten zu verschaffen wußten wie die deutschen Reichsstädte, und die in den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts von ihren eigenen kleinen stehenden Truppen und Fähnlein vertheidigt wurden. Jetzt hat es ungefähr 5000 Einwohner. Der Brand von 1845 — ein sogenanntes Flugfeuer — äscherte mit Lessings Geburtshause auch das alte Rathhaus ein. Von der Spitze des neuen (dem schönen zittauer fast gleich) schaut eine Granitverzierung herab. Die Häuser sind seit 1845 fast alle modern. Vorher hatten die meisten alten stattlichen Bürgerhäuser schöne Wölbungen und Kreuzbogen. Der Reisende kann aber die alte kamenzer Bauart noch studiren, wenn er in den Gasthof am Markte, dem schönen stattlichen Rathhause gegenüber, einkehrt. Von den nischenartigen Fenstern seiner behaglichen Gaststube aus übersieht man den ganzen Marktplatz. Ein alterthümliches Bassin mit Delphinen und ein alter Brunnen voll köstlichen Wassers, den die kleine in Sandstein gehauene Figur der Themis krönt, geben noch Kunde von der Herrlichkeit alter vergangener kamenzer Zeiten. Die stillen sauberen Straßen der etwas abschüssigen Stadt ziehen sich bis zu dem Schulplatz hinan, wo auf einfachem, mäßig hohem Sockel Lessings Kolossalbüste von Knaur in Leipzig steht. Das Wohnhaus der Eltern Lessings lag der schönen alten Marienkirche gegenüber. Jetzt ist es eine leere Stätte im Vordergrunde des großen Pfarrgar-

tens. Die Marienkirche birgt auch interessante Ueberbleibsel aus ihrer katholischen Zeit, unter andern werden noch Ablaßbriefe gezeigt, an denen die Siegel als große Bleiplatten herabhängen. Das kleine Altar der sehr hübschen Sakristei, die alle diese Schätze in großen Wandschränken birgt, prangte in seinem schönsten Schmuck von Sammet, als im Juli 1874*) der König von Sachsen bei dem ersten Besuche, den er seiner Stadt Kamenz abstattete, die Marienkirche in Augenscheinnahm.

Die Pergamente, welche man in der Marienkirche zeigt, könnten Gotthold Ephraim Lessing, der am 22. Januar 1729 dicht neben ihr geboren wurde, vielleicht schon das erste Interesse an Handschriften eingeflößt haben. Jedenfalls war hier Lessings Vater als strenger Lutheraner an seinem Platze. Man weist in seiner Kirche noch ebensowohl Bücher von Luther als auch ein Christusbild, das am Charfreitag gewiß und wahrhaftig mit dem Kopfe wackelte. Der Strick, woran der Kopf dann von den Mönchen gezogen wurde, ging der Länge nach durch den Körper und ist noch zu sehen. In dieser Kirche stand nun der alte Lessing vor dem Altare und auf der Kanzel mitten unter den aufgesammelten Beweisen des Glaubens und aufgestapelten Reliquien des Aberglaubens:

Ein schwarz und weißer Mann stund da erhöht und schrie;
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh',
Mit laut und klarem Ton aus angestrengter Lunge!

So hat ihn Christlob Mylius, der sogenannte Freigeist, in einem Pasquille beschrieben. Nicht allein die gelehrte Richtung überhaupt, nein, auch insbesondere das Interesse für die Theologie aber hat auf den gewandten Schriftsteller und Journalisten Lessing der Mann in der weißen Halskrause, der Primarius von Kamenz, vererbt. Der Glaubensernst des alten Lessings lag tief im Innern von dessen streng sittlicher Persönlichkeit. Alles, wodurch derselbe gemildert wurde, beruhte bloß äußerlich auf der Aufklärung seiner Zeit, mit der er aber nur in geringer Verbindung stand. Wir meinen uns wohl auch nicht zu irren, wenn wir sagen, daß aus dieser Stellung zu dem charaktervollen Vater die Gewohnheit des Sohnes, bei Disputationen die schwächere Partei oder auch (wie es den späteren Freunden, die mit sich selbst abgeschlossen hatten, erschien) oft Paradoxien zu vertheidigen,

*) Man wolle beachten, daß dem, was hier über Kamenz gesagt ist, eine Reise in die Lausitz zu Grunde liegt, welche kurz nach dem Besuche des Königs von Sachsen in Kamenz gemacht wurde. Allerdings findet sich anderwärts widersprechendes über Kamenz, aber dies ist nach unserer obigen auf Autopsie beruhenden Darstellung zu berichtigen, nicht umgekehrt.

mit hervorging. Niemand glaubt jetzt mehr wie früher, daß Gotthold Ephraim Lessing erst in seinem späteren Alter allmählig durch Aesthetik und Philosophie auf die theologischen Streitfragen gekommen sei. Ja, mancher von denen, welche dem Dichter der Emilia Galotti tiefer ins Herz geblickt haben, hält es vielleicht für unmöglich, daß der Hofrath Lessing in Wolfenbüttel früher hätte in theologischen Streitfragen das Wort ergreifen können, als bis der alte „Primarius" von Kamenz die Augen geschlossen hatte. Nicht bloß auf die Elternliebe im allgemeinen gründete sich dies Verhältniß des freimüthigen Schriftstellers zu seinem greisen Vater in Kamenz. Nein, auch darauf beruhte es, daß derselbe zu den fleckenlosesten Männern des Standes der evangelischen Geistlichen gehörte, der bis auf den heutigen Tag noch immer auf Theilnahme und Mitgefühl rechnen kann, weil er von guten und unparteiischen Beobachtern im allgemeinen für bieder und redlich gehalten wird. Karl Lessing hat sich nicht enthalten können die Frage aufzuwerfen, welche theologische Stellung und Entwickelung seinem Bruder Gotthold Ephraim wohl zu theil geworden sein möchte, wenn der Vater im Stande gewesen wäre, ihn für den Besuch des Gymnasiums und der Universität reichlicher auszustatten und ihn auf längere Zeit, als dies in der That der Fall war, in wirklicher äußerer Abhängigkeit von sich zu erhalten. Er zweifelt nicht, daß er ihm dadurch die theologischen Studien, ja den ganzen Lebensgang eines angehenden Theologen auf lange Zeit hätte vorschreiben können. Für uns genügt es hier zu wissen, daß sein reicher Kindersegen Lessings Vater verhinderte, für seinen ältesten Sohn Gotthold Ephraim mehr als das nöthigste zu thun. Wir werden aber sogleich sehen, wie der Sohn sich in der dadurch erlangten Selbständigkeit freiwillig innerhalb einer durch Gewohnheit und Sitte gezogenen Linie hielt. Es sei uns erlaubt, schon in diesem Zusammenhange die nachfolgende kleine reizende Idylle einzuschalten, welche Danzel niederländisch nennt, die wir aber als echt deutsch bezeichnen möchten. Das Bild des großen Dichters fügt sich darin in die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes — man möchte beinahe sagen in den Festring der Lausitz — gar anmuthig hinein.

„Man pflegt in Sachsen (so beginnt Karl Lessing die Erzählung dieses Vorfalls) und wahrscheinlich in der ganzen rechtgläubigen Christenheit zu Weihnachten Geschenke an die Kinder zu vertheilen, worunter ein sogenannter Butterstrietzel ist, welcher an andern Orten

Wecken oder Stolle heißt." Nun studirte Gotthold Ephraim Lessing damals bereits in Leipzig, wo die „Stollen" (und zwar unter diesem Namen) zu Weihnachten auch eine große Rolle spielen. „Desgleichen (so erzählt Karl Lessing weiter) schickte die Mutter durch einen Bekannten, der auf die leipziger Neujahrsmesse ging, auch an den Sohn." Um nun das nützliche mit dem angenehmen zu verbinden, trug sie diesem Boten nach Karl Lessings Vermuthung auf, sich unter der Hand nach der Aufführung des Sohnes zu erkundigen. Zum Entsetzen der Mutter brachte der Bote, wohl ein ehrlicher Krämer von Kamenz, die Nachricht, daß des Pastors Sohn den übersandten Weihnachtsstrietzel — horribile dictu! — mit einigen Komödianten bei einer Flasche Wein verzehrt habe. Aber auch dem Vater mochte bei den Nachrichten, die über seinen Sohn von der leipziger Messe kamen, nicht wohl zu Muthe werden. Der junge Lessing ließ damals, allerdings anonym, ein Stück in Leipzig aufführen, den jungen Gelehrten, und hätte dadurch leicht ein Stipendium verlieren können, das er aus seiner Vaterstadt als Studirender der Theologie bezog. Ja, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er daran dachte, ohne bedeutende Anlagen für die Bühne doch irgendwo selbst als Mime aufzutreten. Bei einem solchen Gedanken mochten sich fünfzig bis hundert Jahre später bei völliger Talentlosigkeit ihres Sohnes für mimische Darstellung die Eltern eines Grabbe beruhigen, die ihm beinahe schon in der Wiege Branntewein als Schlaftrunk vorgesetzt haben sollen, aber nicht der alte Pastor Lessing in Kamenz. Er schreibt sofort an den Dichter nach Leipzig: „Setze dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Und der junge Lessing, wiewohl er den Kopf voll hat von der Aufführung seines Lustspiels, macht sich ohne Bedenken auf wie er steht und geht. Es fällt ein starker Frost ein und man wünscht, daß er dem Gebote nicht Folge geleistet haben möge. Aber — da kommt er schon und tritt halb erfroren in die Stube. „Warum bist Du auch in der Kälte gekommen?" fragt die Mutter bekümmert. „Liebste Mutter, Sie wollten es ja," antwortet er harmlos und klappert an Händen und Füßen; „es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber." Man fand, daß er unverdorben war. Er blieb nun gleich bis zu den Osterferien zu Hause, ein ganzes Vierteljahr. Ja, zur Beruhigung seiner Eltern arbeitete er eine Predigt aus. Er würde ohne allen Zweifel, wie

später David Friedrich Strauß, auch gepredigt haben. Aber, wie es scheint, wünschten das seine Eltern selbst nicht, weil seine Verbindung mit dem Theater in Kamenz kein Geheimniß mehr war. Wie dem aber auch gewesen sein mag, seiner Schwester, welche damals einen Theil seiner anakreontischen Lieder zu Kamenz in den Ofen warf, practicirte er, als er es erfuhr, während dieser Wintersaison einen Schneeball in den Busen, um ihren frommen Eifer etwas zu kühlen.*) Es war die merkwürdigste Wintersaison von allen, welche Kamenz aufzuweisen hat, wenn es auch, wie schon gesagt, bis zum Predigen in der Marienkirche mit Gotthold Ephraim nicht kam.

2. Lessing vor seiner Verbindung mit Tauenzien.

Wir haben noch nicht von Gotthold Ephraim Lessings eigentlichem Schulbildungsgange geredet. Er war ein äußerst glücklicher. Seine von Anfang an maßvolle Phantasie hinderte ihn in der Aneignung keiner Schulmaterie und trat einer gleichmäßigen Auszeichnung in Latein und Griechisch und in der Mathematik nicht in den Weg. Ja, sein Rector in der Klosterschule zu Meißen, wohin er 1741 gebracht war, nannte ihn zuletzt mit Rücksicht auf die Schulaufgaben ein Pferd, das doppeltes Futter verlange. Gotthold Ephraim Lessing versicherte später oft, der Schule zu Meißen verdanke er es allein, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu theil geworden sei. Wie der fromme Paul Flemming mitten unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges von der Fürstenschule zu Meißen nach der Universität Leipzig gezogen sein wird, einige Zeit vor der lützener Schlacht: so Lessing 1746 nicht allzulange nach der Schlacht bei Kesselsdorf.

Noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts sah man auf den Straßen der Universitätstadt Leipzig die Mitglieder der Landsmannschaft Lusatia einher schreiten. Mehrere solcher Lusaten hatten sich schon 1697 unter dem Namen der görlitzer poetischen Gesellschaft in Leipzig zu poetischen Uebungen in deutscher Sprache vereinigt. Dieselbe erwählte 1717 Bismarcks Ahnen von mütterlicher Seite, den Professor J. B. Menke, zum Vorsitzenden. Menke war 1732 am 1. April

*) „Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind."
(Lessings Gedicht „Für wen ich singe.")

(Fürst Bismarcks Geburtstage) gestorben. Erst 1755 folgte Gottsched als Senior dieser deutschen Gesellschaft auf Menke.*) Demnach fiel die Begründung dieser Gesellschaft ungefähr in die Mitte zwischen Flemmings und Lessings Aufenthalt in Leipzig, Lessings Ankunft in Leipzig aber ungefähr in die Mitte zwischen Menke's und Gottscheds Seniorat. Indessen war Gottsched schon sechs Jahre vor Menke's Tode das einflußreichste Mitglied der Gesellschaft gewesen. Kein Wunder daher, daß Lessing einem Vereine fremd blieb, der ihn sonst vielleicht schon als geborenen Lusaten hätte anheimeln können.

Auch nahmen ihn in Leipzig wohl vorzugsweise die Schauspieler und eine, verglichen wenigstens mit dem Studentenleben, schon etwas verfeinerte Welt in Beschlag. Mit dem Auftreten keines jungen Dichters in Leipzig ist dasjenige Lessings mehr zu vergleichen als mit dem des jungen Goethe, der neunzehn Jahre später dort eintraf. Auf den jungen Lessing äußerte Leipzig seine abschleifende Wirkung schon ganz wie auf Goethe. Es ist höchst ergetzlich, wie Goethe nach dem Eintritte in Leipzig die Mängel seiner altfränkischen Garderobe bemerkt. Unter der Garderobe freilich, die Goethe mit nach Leipzig brachte, war sogar ein Treffenkleid. Er scheint ungefähr noch bekleidet gewesen zu sein, wie der Riese Goliath in der Ballade von Claudius, und damit hielt er sich anfangs für „geputzt genug". Allein es währte nicht lange, so überzeugten ihn seine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß er wie aus einer fremden Welt geschneit aussehe. So viel Verdruß er auch hierüber empfand, wußte er doch nicht, wie er sich anfangs helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der damals so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, tauschte Goethe seine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Orte gemäß, um, wodurch sie freilich auch sehr zusammenschrumpfte. Auf Lessing war die Einwirkung von Leipzig noch tiefer gewesen. Er lernte dort bald einsehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nie zu einem Menschen machen. Der angehende leipziger Student glaubte eine bäurische Schüchternheit an sich zu bemerken, sein Körper kam ihm verwildert und „unangebaut" vor.

In Sitten und Umgang hielt er sich für unwissend. Er vermeinte

*) Vergl. Gretschel, Universität Leipzig. Dresden 1830. S. 175 und 176. Karl Goedeke, Deutsche Dichtung I. S. 340 nennt wohl irrthümlich Gottsched schon 1726 „Senior" der deutschen Gesellschaft.

eine Scham zu empfinden, die er niemals empfunden hatte. Der ehemalige Fürstenschüler faßte den Entschluß, sich zu ändern, koste es, was es wolle. Und wodurch? Er lernte tanzen, fechten, voltigiren. Als sein Körper geschickter geworden war, suchte er Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernsthaftesten Bücher eine Zeit lang zur Seite, um sich in denjenigen umzusehen, „die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind." Und dabei war wiederum auch für Lessing, wie später für Goethe, die Komödie von der größten Bedeutung. Er lernte daraus eine grobe und natürliche Auffassung unterscheiden. Vor allen Dingen — schreibt er der Mutter — habe er damals sich selbst kennen gelernt. Ueber Niemand habe er so oft gelacht als über sich. Wenn er dabei in diesen Selbstbekenntnissen andeutet, daß er gerade auf diesem Wege auch den Uebergang zum Komödiendichter und zum Entwurfe von eigenen Dramen gefunden habe, so wird der Ursprung der goethischen Komödie wohl nicht wesentlich davon verschieden gewesen sein. Kommt doch auf der anderen Seite bei den Selbstbekenntnissen über seine Ankunft in Leipzig, die Lessing an seine Mutter richtete, auch die Kleidung, wenn auch nicht so stark wie bei Goethe, in's Spiel. Als Ewald von Kleist später, nach seinem gemeinsamen Aufenthalt mit Lessing in Leipzig, Ramler und Lessing je einhundert Thaler vermacht hatte, schrieb er nach Absendung der hundert Thaler an Ramler seinem Schatzmeister Gleim in Halberstadt die Worte*): „Die andern 100 Thaler senden Sie doch auch nur bald an Herrn Lessing. Der brave Mann, den ich ungemein wegen seines Genies, Vernunft und unvergleichlichen Conduite estimire und liebe, wird es wohl nöthig haben. Er ist über ein Jahr außer Condition, und was er darin mag erübrigt haben, hat er ganz gewiß an Kleider verwandt." Es ist wohl keine Frage, daß die Uebungen im Voltigiren eine vorzügliche Vorbereitung zu dem Verkehr mit preussischen Offizieren waren, den G. E. Lessing später schon in Leipzig liebte. Das gewandte Aeußere, welches ihm auch sonst nachgerühmt wird, mußte ihn sogar für seine Stellung bei Tauenzien, in der er ohnehin mehr den Einfluß eines Adjutanten als den eines Secretärs gehabt zu haben scheint, ganz besonders geeignet machen.

G. E. Lessing absolvirte die akademischen Studien auf das vollständigste. Besonders kann dies gesagt werden, wenn man die ernsten Bestrebungen während seines Aufenthalts in Wittenberg 1751—1752,

*) Bisher ungedruckt.

wo er Magister wurde, noch mit in Rechnung bringt. Wird man durch diesen Aufenthalt an den schlesischen Dichter Günther erinnert, der mit weit schlechterem Erfolge an der Universität Wittenberg sein Heil versuchte: so erinnert der Plan des Pfarrersohnes von Kamenz, sich in Göttingen zu habilitiren, an den eines Pfarrersohnes aus der Priegnitz, den alten Jahn. Dieser war schon nach Göttingen unterwegs, will dabei aber in die Flucht nach der Schlacht bei Jena verwickelt sein, und mit dem Versuche einige andere Flüchtlinge wieder zum Stehen zu bringen, oder doch zu sammeln, seine politische Rolle als Turnvater begonnen haben. In den Jahren 1749—1760 hielt sich Lessing abwechselnd in Berlin, Leipzig und Wittenberg auf. Er verweilte jedoch während jener Zeit in Berlin am meisten. Zu dem erwähnten längeren Aufenthalt in Wittenberg kam er bereits aus Berlin. Hier hatte er damals schon von einem ihm befreundeten Schreiber Voltaire's ein Schriftstück desselben entliehen. Voltaire entdeckte dies. Durch den Lärm, welchen er deshalb machte, wurde Lessing Friedrich dem Großen auf eine Weise bekannt, welche vielleicht allein schon jede spätere Anstellung Lessings in Berlin zu verhindern im Stande war. Gotthold Ephraim Lessing handelte in dieser Angelegenheit nicht so, wie etwa ein erfahrener Geschäftsmann dem gefährlichen Voltaire gegenüber sich benommen haben würde. Ein schwerer Tadel aber kann ihn nicht treffen, weil er bona fide, wie es scheint aus bloßer gelehrter Neugier, die schnelle Zurücklieferung des Schriftstückes versäumte. Der gewandte Literator Lessing zeigte sich nun einmal im literarischen Verkehr nicht immer ganz praktisch. Gab er doch einst von Breslau aus zweien seiner Freunde den Auftrag, dasselbe Buch für ihn zu jedem Preise zu kaufen. Diese beiden trieben sich auf der Auktion ganz unerhört in die Höhe. Glücklicher Weise hielten sie es für nöthig, da es sich schon um ein weit über den wahren Werth bezahltes Buch handelte, sich endlich gegenseitig um eine Aufklärung zu bitten, worauf sie ihre Gebote einstellten.

Als Aufenthaltsort ihres Sohnes würde den Eltern Lessings das katholische Wien in dessen Jugendzeit am meisten verdächtig und verhaßt gewesen sein. Er verzichtete auf jene Kaiserstadt, in welcher die für ihn so verlockenden Anfänge eines deutschen Theaters schon vorhanden gewesen sein werden, während in Berlin, wo die französische Kolonie und der Hof des großen Friedrichs den Ton angaben, er selbst noch später durch seine Minna von Barnhelm mühsam das

Terrain für die deutsche Bühne erobern helfen mußte. Fiel nun während seines Aufenthalts in Berlin das deutsche Theater für ihn fast ganz aus, so warf er sich in der preussischen Hauptstadt mit um so mehr Energie in die Journalistik.

3. Lessing als Recensent und lyrischer Dichter.

In Leipzig war er mit dem Verfasser des Pasquilles auf seinen Vater, mit Christlob Mylius, zusamengetroffen, der dort seiner traurigen Lage wegen (er war ein früh verwaister Predigersohn aus der Lausitz) in einem selbst für einen satirischen Dichter abschreckenden Aufzuge — mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerissenen Kleidern — auf der Straße ging. Darf man es der Mutter Lessings verdenken, wenn sie es beklagte, daß ihr Sohn in Berlin mit diesem Pasquillanten abermals zusammentraf, obgleich Lessing und Mylius offenbar Vettern waren und Mylius sich nun auch bereits in seinen Verhältnissen sehr gehoben hatte? Vielleicht konnte ihn Lessing in seiner Lage nun kaum entbehren, da Lessing sich ihm bei den verschiedensten Unternehmungen als Mitarbeiter untergeordnet hat. Die Redaktion der Zeitung Rüdigers behielt Mylius jedoch wegen eines Zwistes mit dem Besitzer nicht sehr lange. Auch übernahm G. E. Lessing nach seinem Abgange den gelehrten Artikel des Blattes. Die meisten Recensionen schrieb Lessing selbst, aber nicht alle. Da gleichwohl die Recensionen eine bestimmte Tendenz verfolgen, so nimmt man an, daß er den gelehrten Artikel redigirte. Aber schon die Abreise nach Wittenberg löste vorläufig das ganze Verhältniß. Rüdigers Schwiegersohn wurde der Buchhändler Voß. Mit der Tochter von Voß aber verheirathete sich später der schon mehrfach erwähnte Karl Lessing. Ein Sohn desselben war Redakteur der vossischen oder berlinischen privilegirten Zeitung.*)

G. E. Lessing's Kritiken für die berlinische privilegirte Zeitung wurden erst 1838 durch Karl Lachmann gesammelt. Es ist dies ein Hauptverdienst der Ausgabe Lessings von Lachmann. Wie manches hat aber G. E. Lessing vielleicht noch außerdem bei seinen mehrfachen Verbindungen mit Buchhandlungen und Buchdruckereien ausgehen lassen! So findet sich in dem Briefe aus Halberstadt vom 26. März 1757

*) Vergl. Danzel, Lessing I. S. 188—190. Pröhle, Friedrich der Große S. 96 u. 212.

die ungedruckte Stelle: „Hr. Lessing soll ja auch zu Leipzig sein! In Berlin hält man ihn für den Verfasser des Schreibens eines Buchdruckergesellen“ : . . . Wir kennen es nicht.

Bei der Auswahl aus der berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1751 glaubte Lachmann*) nichts von anderen Verfassern mitgegriffen zu haben. Merkwürdiger Weise sind gerade diese Recensionen vorzugsweise**) ernst, ausführlich und theologisch. Eine der witzigsten Anzeigen aus diesem Jahrgange betrifft die Schrift „Das vergnügte Land- und das beschwerliche Hofleben“. Lessing sagt hier: „Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigener Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders.“ Zuletzt erklärt er die aus dem spanischen übersetzte Schrift für pfäffisch.

Von den Jahrgängen 1752 und 1753 an ist Lachmann†) weit weniger sicher, daß nur echte Kritiken von Lessing für die Gesammtausgabe ausgewählt seien. Und gerade von 1752 an werden diese Recensionen in Lessing's Werken viel kürzer, witziger und interessanter. Man kann sagen, Lessing hat in diesem Jahrgange der berlinischen privilegirten Zeitung der deutschen Literatur ganz allerliebste Winke gegeben. So zeigte er bei Gelegenheit eines französischen Buches, wie kopflos es ist, Bücher zu citiren, welche man nicht selbst in der Hand gehabt hat, und vielleicht falsch gedruckte Seitenzahlen ohne allen Zweck aus abgeleiteten Quellen wieder aufzunehmen. Ein anderer Autor erhält das ironische Lob der Klugheit, weil er keinen tadelt als die Verfasser des Messias und Noah und sich vor der Empfindlichkeit der andern so viel wie möglich in Acht nimmt. Nach einer warmen Empfehlung der Briefe Wielands von Verstorbenen an hinterlassene Freunde heißt es, wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der möge überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben in den damaligen aufgeklärten Zeiten sehr rar wären und man also den Mangel des öfteren Schreibens durch das viel Schreiben ersetzen müßte. — Eine Uebersetzung der „Erzählungen“ des Cervantes wird empfohlen. Doch bedauert Lessing, daß ihr nur eine französische Quelle zu Grunde gelegt ist. — Den Uebersetzer der Schrift „Die doppelte Narrenkappe oder die mit dem Brautkranze gekrönte Anti-

*) Lessings Schriften III., S. 140—194. Maltzahn III., S. 141—196.

**) Gleichwohl sind Lessing später von Danzel schon noch mehr Artikel aus der berlinischen privilegirten Zeitung zugeschrieben, die in die Ausgabe von Maltzahn bereits übergegangen sind.

†) III. S. 375—404. Maltzahn III., S. 376—408.

pathie" (so schließt Lessing eine andere Anzeige) „bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernt hat." — Der Anfang der neuen periodischen Schrift „Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" wird mit der Bemerkung angezeigt, daß keine Uebersetzungen, wohl aber zuweilen Nachahmungen darin vorkommen. In diesem letzteren Punkte (setzt Lessing ironisch hinzu) schlugen die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger ein. „Und in der That", fragt Lessing hierauf noch bitterer, „kann sich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen, ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung?" Am lustigsten ist der Schluß der Anzeige des ersten Theiles von de la Baumele's vie de la Madame de Maintenon. Er lautet: „Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darin zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte sein verdrängt worden. Doch der Herr de la Beaumele sucht Leser, und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalt der französischen witzigen Köpfe. Kostet in dem Vossischen Buchladen 6 Gr. und eine deutsche Uebersetzung dieses ersten Theils 4 Gr."

Der Charakter der aus der berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754 ausgehobenen Beiträge *) zeigt im Vergleich mit denen der früheren Jahrgänge einen mittleren Charakter. Von Mylius Uebersetzung der Zergliederung der Schönheit von Hogarth wird wiederholt ein verbesserter Abdruck angezeigt mit einer Vorrede von Lessing**). — Am 17. Januar sprach sich Lessing fast gegen alle Uebersetzungen klassischer Schriftsteller als die vornehmsten Verführer aus, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen lasse. — Ueber die lettres du comte de Catares (eines Italieners) à l'illustre Monsieur de Voltaire heißt es: „Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphysik, sowie der vierte von seinen Irrthümern in der Naturlehre. Diese beiden Briefe müssen

*) Lachmann IV., S. 260—493. Maltzahn IV., S. 495—528.

**) Schiller suchte eine dieser Uebersetzungen am 24. August 1794. S. dessen Briefwechsel mit Reinwald, herausg. v. Maltzahn, S. 152. 153.

auch schon deswegen sehr angenehm zu lesen seyn, weil es einen sehr artigen Anblick gibt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen." — In einem andern Artikel erzählt Lessing, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts sei in Hamburg ein Wochenblatt erschienen, worin die Sitten der Deutschen mit denen der Maroccaner verglichen seien. Es sei dann auch unter dem Titel „Eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kayserthum Marocco" bis auf das 20. Blatt ziemlich richtig erschienen. Nachher aber sei entweder der Briefsteller das Schreiben oder das Publikum das Lesen satt geworden, und der Herausgeber habe die Schuld noch listig genug auf die Post geschoben, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Nun aber sei man noch listiger geworden und habe diese Briefe unter dem Titel: „Grundriß der Beschreibung des Kaiserthums Marocco" wieder ausgesendet. In dem Vorberichte werde versichert, daß der Verfasser der „Briefe über Marocco" ein Reisender wie Herr Mylius gewesen sei. Der von uns schon mehrfach erwähnte Herr Mylius war nämlich zuletzt als Naturforscher nach Amerika geschickt worden, hatte sich aber unterwegs in London zu lange aufgehalten und war dort gestorben. Ein „Reisender wie Herr Mylius" hatte also weder Afrika noch Amerika gesehen: so deutete es wenigstens Lessing.

Lessings Beiträge zur berlinischen privilegirten Zeitung in den Jahren 1755 und 1758*) zeigen ihn bereits lebhaft in Verbindung mit Gleim.

Wir werden die andern ähnlichen kritischen Arbeiten Lesings ohne Ausnahme, selbst die Literaturbriefe, hier nicht besprechen. Aber auf zweierlei wollen wir hinweisen. Lessings Verbindung mit der vossischen Zeitung hat derselben eine Stellung zur Seite der Literaturbewegung und des literarischen Berlins gegeben. Sodann muß hervorgehoben werden, daß es fast nur Lessing war, welchem Berlin den Ruf, an der Spitze der Literatur zu stehen, ab und zu verdankte. Die preussische Dichterschule hat diesen Ruf Berlins nicht ohne Lessing begründet, allerdings weniger durch seine politischen oder Gelegenheitsgedichte für die „Vossische Zeitung", in denen er nur wie ein Mitglied der preussischen Dichterschule und wie ein glücklicher Nebenbuhler Ramlers dasteht, als durch seine Minna von Barnhelm, die einzige noch heute genießbare literarische Frucht des siebenjährigen Krieges. Wollen wir den überlegenen Einfluß Berlins auf die deutsche

*) Maltzahn V., S. 36—71. Nur 1755 Lachmann V., S. 36—67.

Literatur im vorigen Jahrhundert mehr auf das kritische Gebiet beschränken, so ist auch dies nicht unbedenklich, wenn wir nicht zugleich annehmen, daß die preussische Kritik selbst gewissermaßen in Lessings Laokoon als eine in ihrer Art vollendete und allgemein wirksame Leistung auftrat. Auch auf dem Gebiete der Kritik hatte dasjenige, was Lessing nicht allein, sondern in Verbindung mit seinen Freunden that, eine mehr untergeordnete Bedeutung. Es mag wohl sein, daß Nicolai, besonders in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften", einige kritische Gedanken Lessings anregte. Allein dieser hat das, was ihm hier gleichsam aus der Erfahrung geboten wurde, doch in seinen ästhetischen Arbeiten formulirt und wesentlich auch in einen höheren Zusammenhang gebracht*).

Von Lessing's Dichtungen wollen wir nur seine Epigramme und seine lyrischen Gedichte schon hier besprechen. Alle diese Produkte wurzeln im allgemeinen gleich den älteren Lustspielen in der älteren Periode des Dichters.

Diese entspricht dem heutigen Zeitbewußtsein weit weniger, als die Periode des Nathan und der Emilia Galotti. Als Lyriker gehörte Lessing zu den Anakreontikern. Hier liegt die tiefere Quelle seiner Freundschaft mit Gleim. Wein und Liebe bilden den hauptsächlichsten Inhalt auch der Lieder von Lessing. Lessing kannte beide ohne Zweifel weit besser als Gleim. Wir dürfen wohl annehmen, daß es ihm recht von Herzen ging, wenn er, das Glas in der Hand, sang:

So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe;

oder gar:

Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen
Und ganz in mich gestürzet ist!

Auch ist Lessings Lied: „Gestern, Brüder, könnt Ihr's glauben" vermuthlich seit jener ersten Kompositionsperiode**) der sogenannten neueren beliebten Lieder, welche nicht von Göttingen, sondern schon vorher von dem musikalischen Berlin des alten Fritz ausging, bis auf den heutigen Tag in Deutschland gesungen worden. Allein den vollen lyrischen Ausdruck des dichterischen Behagens in der Lyrik zu finden, ist eben vor Goethe und den göttingern Niemand vergönnt gewesen. Die Poesie der halleschen Anakreontiker war

*) Vergl. Karl Biedermann, „Berlins Einfluß auf die deutsche Literatur unter Friedrich dem Großen" in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, 1872, S. 517—553. Ueber Nicolai brachte neues Rudolf Foß in Gosche's Archiv. 1872. II. S. 374—401.

**) H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur S. 100.

durch Lessing, der sich zu ihrer eigentlichen Blüthezeit noch auf der Fürstenschule zu Meißen befunden hatte, auf eine gehaltvolle Weise fortentwickelt worden. Hierdurch gehoben, wagte es Gleim sogar, ihr während J. G. Jacobi's Kanonikat in Halberstadt dort eine Art von Freistätte zu bieten. Das Geleier vom Amor begann immer von neuem. Die anakreontische Poesie erlebte nun eine Art von altem Weibersommer, bis ihr endlich Bürger nicht ohne Selbstbewußtsein durch die Sprache seiner Lenore und nur wenig später Nicolai durch eine Satire auf J. G. Jacobi, welchen er im Sebaldus Nothanker unter dem Namen Säugling persiflirte, den Todesstoß versetzte. Der halberstädter Dichterkreis beschloß um so mehr, sich an der Journalistik zu rächen, als damals auch Heinse ihm angehörte, welcher so eben durch eine handschriftliche Kritik von Wieland tief gekränkt war. Man schmiedete hunderte von Epigrammen, in denen man Nicolai verfolgte und den alten Anakreontiker Lessing auf den Schild erhob. Dieser aber billigte fast ganz den Sebaldus Nothanker. Jene Epigramme wurden daher unterdrückt. J. G. Jacobi und Heinse wurden dann am Rheine bald mit Goethe bekannt. Heinse wandte sich später mit größerem Eifer dem Roman zu und J. G. Jacobi veredelte den Ton seiner Lyrik so sehr, daß eines oder das andere seiner Lieder aus der späteren Periode nicht ohne Grund mit einem goethischen verwechselt ist. An dieser ganzen Wendung hatte die stillschweigende theoretische Verleugnung der anakreontischen Poesie durch Lessing, der sich damals schon in der Nähe der Halberstädter befand, den ersten aber entscheidenden Antheil.

Unter Lessings Epigrammen finden sich einige, an die wir gern erinnern. Das Pferd des großen Kurfürsten auf der Brücke zu Berlin wird z. B. mit folgenden Worten bedacht:

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn
Und zweifelt noch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſen geben,
So sollt ihr sehn!

Viele*) sind nur Bearbeitungen älterer Epigramme. Bei allen fremden und eigenen Epigrammen hat aber Lessing die Pointe schärfer herausgearbeitet, als dies bis dahin in den Epigrammen der deutschen Literatur die Regel gewesen war. Wenn daher auch diese Epigramme jetzt etwas veraltet scheinen, so liegt der Grund nicht in der Form, sondern im Inhalte. Dieser beschränkt sich meist auf das gewöhnliche

*) Vergl. August Müller in Hoffe's Archiv I, S. 494—500.

Leben und bildet oft nur die unerfreuliche Kehrseite zu den mehr anakreontischen Liedern. Die zahlreichen Epigramme auf die Frauen sind die schwächsten. Mitunter haben sie unangenehm berührt. Zunächst verlieren die betreffenden Epigramme durch den herkömmlichen anakreontischen Ton, welcher am meisten auf dem benachbarten Gebiete der Satire eine Zurücksetzung der Liebe im Vergleich mit der Freundschaft zu fordern schien. War nun aber Lessing jemals ein Weiberfeind? Wohl nur wie jeder unverheirathete Mann, mag er nun das weibliche Geschlecht gar nicht oder nur von der schlechteren Seite kennen. Deshalb schrieb ihm auch seine spätere Frau, Eva König, am 10. August 1771 mit köstlichem Humor: „Eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestraft werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden. Aber nun im Ernste, wann kommen Sie denn?“ Und was für ein Mädchen wünschte sich Lessing, der von einer der geistreichsten Frauen mit diesem verzweifelt naiven Schlusse so schalkhaft abgekanzelt und — erwartet wurde? Eva König hatte ohne Zweifel besonders Lessings Epigramm: „Das Mädchen“ vor Augen. Es beginnt:

„Zum Mädchen wünscht ich mir — und wollt' es ja recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreu'n, schwer zu betrüben.“

Wir glauben kaum, daß dies die Sprache eines Weiberfeindes ist. —

Lessings Untersuchungen über das Wesen der Fabel, sowie die Abfassung des größten Theils seiner Fabeln fallen in die Zeit seines Aufenthalts in Leipzig 1757.

4. Lessing in Verbindung mit Gleim, Kleist und Tauenzien.

Man hat bisher nicht gewußt, auf welche Weise Lessing in Breslau Tauenziens Sekretär geworden sei. Nur Danzel hat die Ver-

muthung ausgesprochen, daß Tauenzien unter den preussischen Offizieren gewesen sei, mit denen Lessing durch Kleist in Leipzig bekannt wurde. Wir sind überzeugt, daß Lessing und Tauenzien mit Kleist und Gleim einen Kreis von Männern bildeten, die schon damals auf eine ungewöhnliche Weise gemeinsam für Preussens Wohl bemüht waren und durch Henkel von Donnersmark (den Vater des gleichnamigen Helden der Befreiungskriege) selbst mit dem Hofe des Prinzen Heinrich Fühlung hatten. Die damalige Verbindung dieser vier Männer erscheint auch als die natürliche Quelle der Verbindung von Lessing und Tauenzien in Breslau. —

Es fehlt uns leider an Raum, um auch nur die interessanten Anekdoten und Erzählungen Karl Lessings und einiger neueren schlesischen Schriftsteller*) über den breslauer Aufenthalt des Dichters hier wiederholen zu können. Am richtigsten urtheilte über den breslauer Aufenthalt Lessings jedenfalls Fichte in den Worten: „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst basirte, in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar.“ Lessing selbst hatte wohl mit noch tieferer Rücksicht auf seine dichterische Thätigkeit bei seiner Uebersiedelung nach Breslau im November 1760 die interessanten Worte in sein Tagebuch geschrieben: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als glänzender Vogel ans Licht kommen zu können.“ Er wollte in Breslau sparen und hinterher mit seinem Pfunde wuchern zum Heile der deutschen Literatur. Das hat er nur insofern nicht gehalten, als er in Breslau fast unmittelbar seine zweite, höhere Periode beginnen konnte. Und wenn er auch nirgends wieder in die erste Periode zurückzukehren brauchte, so war Lessing doch gerade in Breslau schon der glänzende Schmetterling.

So gehörte denn auch der Ursprung seiner früheſten Meisterwerke Minna von Barnhelm und Laokoon im wesentlichen nach Breslau. Der Inhalt der Minna von Barnhelm muß auf zwei wirkliche

*) Man sehe besonders J. Kutzen in den Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft, philosophisch-historische Abtheilung 1861 Heft I, S. 1—23.

Begebenheiten zurückgeführt werden. Tellheims edle Handlung zur Rettung einer Stadt im Kriege ist aus dem Leben Marschalls von Biberstein entnommen*), welcher bei seinen Freunden als guter Schütze der Tell hieß. Daher der Name Tellheim. Die zweite Begebenheit, Tellheims Unglück, hat sich, wie es scheint, in der goldenen Gans, noch jetzt einem der ersten Gasthöfe Breslaus, zugetragen. Jedenfalls aber war Tellheim in gewisser Hinsicht nur eine typische Figur, in der das Unglück vieler hunderte von preussischen Offizieren geschildert wurde. So ward erzählt: ein Mühlknappe habe sich während des Krieges bis zum Major emporgeschwungen und den Verdienstorden erhalten; diesen nun habe er nach seiner Verabschiedung sorgfältig eingepackt und an den alten Fritz zurückgeschickt, damit dieses schöne Ehrenzeichen doch ja in der Mühle, in der er nun wieder sein Brot verdienen müßte, nicht staubig würde. Auch sollte einst ein alter General aus dem siebenjährigen Kriege bei einem Spazierritte an einer Schmiede einen wackeren Rittmeister, dessen er sich mit großer Achtung erinnerte, gesehen haben, wie er Pferde beschlug. Der Schmied aber wollte sich weder des Herrn Generals, noch seines eigenen früheren militärischen Ranges, noch auch des lorbeergekrönten Preussenkönigs und seines ruhmvollen siebenjährigen Krieges gern erinnern. Diese Geschichten klingen unseren Ohren jetzt ganz märchenhaft. Wir können alle diese wunderlichen Einzelheiten, auf denen bis 1813 das bunte Soldatenschicksal so manches ehrlichen Deutschen mit beruhte, hier nicht weiter verfolgen. Aber Lessing, indem er das deutsche Soldatenschicksal zum Inhalte seines Stückes machte, hatte damit wahrlich einen Griff in's deutsche Leben hinein gethan von großer Tiefe. Er hatte Saiten getroffen, die fast bis heute bei jeder Berührung zehnfältig wieder klingen. (D. 315)

Den Laokoon gab Lessing 1766 bei Voß in Berlin heraus. Er ist schon durch die schöne Einkleidung eines großen Complexes ästhetischer und kunstgeschichtlicher Betrachtungen ein bleibendes Vermächtniß, welches Lessing vorzugsweise unsern höheren Schulen hinterlassen hat. Die Auseinandersetzungen über die Grenzen der verschiedenen Künste erreichen eine Gemüth und Seele reinigende Wirkung. Eben das, wodurch der Laokoon bahnbrechend wurde, sichert ihm als einem Muster der Kunstbetrachtung seinen bleibenden Werth selbst dann, wenn der fortgeschrittenen Aesthetik zugegeben wird, daß sie selbst

*) S. „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 201.

das Prinzip, von dem die Betrachtung ausgeht, in ihm als unzulänglich aufgewiesen hat. Und geradezu falsch ist ja wohl die Verwerfung der landschaftlichen Malerei und Schilderung. Was nur von der Bildhauerei und von dieser nur in bedingter Weise gilt, das hat Lessing nicht richtig im Laokoon durchaus auf die Malerei angewendet. Aber bleibend ist doch das Verdienst, das sich Lessing durch den Laokoon erworben hat, schon deshalb, weil Lessing zum ersten Male mit genialem Blicke aus dem Materiale der einzelnen Kunst und ihren Mitteln ihre Bestimmung herzuleiten versucht hat.

Schon 1765 war Lessing aus seiner Stelle als Gouvernementssekretär in Breslau geschieden. Bedenkt man, daß Tauenzien in Breslau auch ganz besonders die beklagenswerthen Münzverschlechterungen für Preussen zum Theil auszuführen hatte, so könnte man, wenn auch nur in halbem Ernste, vermuthen, daß es noch eine Erinnerung des Dichters an das Gouvernementsgebäude in Breslau gewesen sei, als er im Nathan die unzähligen Beutel mit Gold in die Zimmer des Saladin schleppen läßt. Wir haben gezeigt, daß wir den Werth seines breslauer Aufenthaltes für ihn und die deutsche Literatur nicht unterschätzen. Vielleicht aber waren es zum Theil Tauenziens Geldgeschäfte, welche seinem Gouvernementssekretär den Kopf so wirr machten. Und hätte Lessing nicht wenigstens seine damalige ansehnliche Bibliothek aus Breslau mit hinweggenommen, so könnte man bei seinem Abgange von Breslau vielleicht an jenen Derwisch erinnern, den er so unvergleichlich als Saladins Finanzminister geschildert hat und der mit seinem „Delk" oder „Dalk" sich wieder in die Wüste rettete, ohne daß es sich nur das Geld zu zählen verlohnte, das er mit auf die Reise nahm.

Nach seinem Abgange von Breslau wandte sich Lessing wieder nach Berlin. Dieser spätere berliner Aufenthalt theilt in mancher Beziehung den Ruhm, den Breslau für Lessings dortigen Aufenthalt erntete. Bei dieser Gelegenheit führen wir folgende Worte Karl Biedermanns über Lessings Minna von Barnhelm an: „Wir lesen, daß diese Dichtung in Berlin 1765 von der schuchischen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publikum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen ward. Ob es wahr ist, was Fink in seiner Geschichte der Musik erzählt, daß König Friedrich selbst sich für dieses Stück interessirt, sogar eine

militärische Musik dazu componirt habe, vermögen wir so wenig zu bejahen, als zu verneinen."

5. Lessing in Niedersachsen.

Lessing hatte bereits auf die literarischen Kreise in Leipzig, Berlin und selbst in Schlesien anregend gewirkt. Er sollte nun auch zweien der drei literarischen Kreise näher treten, die nach dem siebenjährigen Kriege in Niedersachsen, und zwar zu Hamburg und Göttingen, sowie um den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der nicht bloß Herzog von Braunschweig, sondern auch preussischer Regiments-Commandeur in Halberstadt wird, sich sammeln.

Von Berlin nämlich ging Lessing diesmal nach Hamburg, um an der Herstellung eines deutschen Nationaltheaters theilzunehmen. — Dort schrieb er seine dem Laokoon ebenbürtige Dramaturgie. — Sie erschien in Form einer Zeitschrift. Hätte ihm ein belletristisches Journal nur so viel eingebracht, als später einem Wieland der Merkur, so hätte er vielleicht nie mehr ein Amt begehrt und in unmittelbarer Verbindung mit der Bühne gleichwohl auch seine großen Dramen in Hamburg geschaffen, denen Wolfenbüttel nur insofern günstig war, als es ihn einerseits so ziemlich mit den nöthigsten Einnahmen versorgte, was für ihn die Voraussetzung der späteren dichterischen Production war, und ihn als ungünstig gelegen andererseits von Journalarbeiten fast ganz abzog. Schon eines überschnellen Nachdruckers wegen scheiterte das hamburger Journal. Und so steht gerade Lessing, der den meisten Einfluß auf die deutschen Zeitschriften übte, nicht einmal wie der einschmeichelnde Wieland, der rücksichtsvolle J. G. Jacobi und der Spekulant Nicolai, welchen damals die Gründung der ersten modernen Zeitschriften gelang, als Journalist von Profession da.

Von Hamburg ging Lessing nach Wolfenbüttel, zwischen Braunschweig und Halberstadt. Die Ueberreste der Mitarbeiter an den bremer Beiträgen in Braunschweig standen mit Gleim in einer angenehmen äußeren Verbindung. Gleim hatte 1749, wahrscheinlich im August, Ebert und Zachariae in Braunschweig kennen gelernt. Um sich näher kennen zu lernen, hatten sie „nach Sitte und Zeit" (wie Gleim in seinem Briefe vom 24. August 1749 schreibt) die Nacht zu Hilfe genommen, da sie sich bei Tage selten sehen konnten. Gärt-

ner war gerade zu seiner Braut gereist. — Gleim hielt sich anfänglich ein Reitpferd, später Kutsche und Pferde. Gern sorgte er für den Transport der Braunschweiger sechs Stunden weit bis über die preussische Grenze nach Roklum, einer preußischen Enklave im braunschweigischen, von wo sie noch drei Stunden bis Wolfenbüttel und fünf Stunden bis Braunschweig hatten. Als Zachariae 1760 ihm nach einem Besuche in Halberstadt seine glückliche Ankunft in Braunschweig nicht meldete, fragte Gleim bei ihm an, ob der Schimmel*), auf dem er von Roklum nach Braunschweig weiter geritten zu sein scheint, ihn bei Roklum abgeworfen habe und ob er noch dort am Wege läge. Selbst in den Weihnachtsferien nahmen die Braunschweiger mitunter eine Fuhre bis Roklum. Gleim sorgte nicht allein bis dahin für die Rückfracht. Er ließ bei Frost und guten Wegen auch von Roklum aus abholen. Auch manches hübsche Rendezvous gaben sich die braunschweigischen und die preussischen Dichter. Besonders wenn schon Ramler von Berlin in Halberstadt zum Besuch und für die Braunschweiger kein Platz mehr da war, wurde wohl eins der schönen domkapitularischen Güter für die Zusammenkunft bestimmt. Schon in seinem Briefe vom 8. Juni 1756 verlangte Zachariae danach zu Appenrode, einem großen Dorfe mit weiten Forsten in der Nähe von Ilsenburg, die Nachtigallen zu hören. Am 21. Mai 1789 wünschte Gleim mit Ebert bei „Hörnecken", den wir nicht kennen, einige Tage zuzubringen, „wie bei Cramer im Himmel". Ebert mußte jedoch damals gerade nach Berlin reisen. Im Sommer 1794 aber gedachte Ebert mindestens 14 Tage nach Ilfeld zu gehen und danach Gleim auf Schloß Wernigerode zu treffen, wohin Ebert dann noch auf acht Tage kam und wo Gleim sich stets wie zu Hause fühlte.

Alles, was die Deutschen für ihre Literatur im vorigen Jahrhunderte an Fürstengunst aufzuweisen hatten, ging so ziemlich von dem kleinen Braunschweig aus. Karl Wilhelm Ferdinands Vater (zugleich der Vater der Herzogin Amalia von Weimar) gründete dort das Kollegium Karolinum. An diesem waren Gärtner, Ebert und Zachariae angestellt. Die von ihm selbst vernachlässigte Gattin Karl Wilhelm Ferdinands (Mutter des bei Quatrebas gefallenen Herzogs) war eine Engländerin. Ihr zu Liebe regte sich in Braunschweig schon früh das Studium der englischen Sprache und des

*) Dieser scheint dem Dombechanten von Spiegel gehört zu haben.

englischen Theaters. Der Jambus wurde in Braunschweig als der englische Vers betrachtet, und in die Versificirung des Philotas von Lessing durch Gleim waren Zachariae, Gärtner und Ebert eingeweiht. Ebert aber schreibt in einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe ohne Datum an Gleim, daß ihm die Berufung Lessings nach Wolfenbüttel übertragen gewesen sei, und daß er sich für Lessings Ankunft besonders mit den braunschweigischen Damen verschworen habe, um ihn zu erneuter Thätigkeit für das Theater anzufeuern, wobei ja fast schon die Vollendung des von Lessing begonnenen genüge. Und so sehen wir denn in der That zu Wolfenbüttel die Emilia Galotti reifen. Es lag in der Natur dieser Aufgaben, welche sich Lessing im braunschweigischen selbst stellte, daß er den literarischen Kreis, in dem er nun lebte, mehr überragte, als beseelte, während er den berliner Kreis, mit dem er noch gemeinsame Arbeiten unternommen hatte, ganz besonders aber den hamburger Kreis der Klopstock und Claudius mehr beseelt als überragt hatte. Indessen verband er die halberstädter und braunschweiger Gelehrten, wenn auch nur äußerlich, noch lebhafter, als sie vorher verbunden gewesen waren. Ueberhaupt kam er den geselligen Verpflichtungen noch immer auf das vollständigste nach. Das Weghaus in der Mitte zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig erhielt noch im Juli des Jahres 1770, in welchem Lessing nach Braunschweig kam, bei einem Besuche Gleims seine Weihe als Sammelplatz der geistreichsten Köpfe in Norddeutschland während der ganzen siebenziger Jahre. Bei dieser Anwesenheit Gleims im braunschweigischen war es, wo der biedere Verfasser des „Renommisten", der „Punschapostel" Zachariae, wie man ihn nannte, der Mann mit der „Wallfischgesundheit", in Uebereinstimmung mit Lessing und Ebert zu Gleims größtem Entsetzen gegen Wieland als Sittenverderber zu donnern begann. Diese Verwerfung Wieland's durch Lessings Kreis war nur das Vorspiel zur Verbrennung eines oder des anderen von dessen Werken durch die Göttinger*). Das kritische Gewitter beim Weghause hatte den Anfang der nur allzu kurzen Anwesenheit des größten deutschen Kritikers an der kleinen Oker angekündigt.

Die Okerlandschaft ist bei Wolfenbüttel noch immer nicht ohne landschaftlichen Reiz, besonders wenn man sie jetzt vom türkischen Kaffeezelte aus bis nach dem Harze hin übersieht. Nur empfand Lessing die Naturschönheit überhaupt weniger als das schöne der

*) Vergl. Waitz, Caroline I, S. 283.

Handlung. Außerdem hat Wolfenbüttel, (wenn wir uns recht erinnern) mit seinen langen Gärten und seinen Windungen an der kleinen Oker hin wirklich etwas Einsames. Selbst als ungefähr sechzig Jahr nach Lessing die Eisenbahn nach Harzburg eröffnet war, sah man noch lange auf dem Bahnhofe zu Wolfenbüttel keine Menschen, sondern anfänglich bloß viele tausende der riesigen schlanken harzburger Tannen vorbeifahren. Der ewig vor seinen Augen Nebel und Regen brauende Brocken, den der Wolfenbüttler wie ein riesiges Kameel dicht vor sich hat, scheint Lessing melancholisch gemacht zu haben. Einmal an einem 15. Dezbr. schreibt Lessing: „Was für ein abscheuliches Wetter ist hier um den Blocksberg!“ Kam nun aber der Regen einmal zur Abwechslung statt vom Brocken von der See oder wie Lessing es nannte „von Hamburg“ her, so schien er vollends jedes mal kein Ende wieder nehmen zu wollen und Lessing fürchtete dann, beinahe auf ewige Zeiten in das alte Schloß, seine Dienstwohnung, eingeschlossen zu sein.

In dieser sind wir einst von einem seiner Nachfolger umhergeführt worden. Wir erinnern uns ihrer zwar nicht mehr. Jedoch mit Hilfe eines uns bereits gedruckt*) vorliegenden Verzeichnisses über die in Lessings Wohnung nach seinem Tode vorgefundenen Gegenstände können wir dem Leser ein getreues Bild von G. E. Lessings Häuslichkeit in Wolfenbüttel entwerfen.

Da sitzt denn nun also der Dichter der Emilia Galotti, wenn er sich bei Gelegenheit festlich gekleidet hat, in der Pekesche oder in seinem sammetnen Pelz ohne Futter, Weste und Beinkleider vielleicht von halbseidenem gelben Zeuge, auf dem Drehstuhle oder dem Zeugsessel an einem länglichen Eichentische, der in Lessings Wohnung stand, wie nachmals noch in Goethe's Stube zu Weimar. Ein runder, grau vermalter Tisch und ein Spieltisch auf „Mahagoni Art gebaizt“ wartet wohl auf Gesellschaft aus Braunschweig. Zehn Gemälde in vergoldeten Rahmen hängen stattlich an den Wänden. Eine sogenannte Jagduhr zeigt dem ehemaligen Anakreontiker Lessing, daß auch seine Stunden in dem langweiligen Wolfenbüttel noch immer schneller als die Räder eines Wagens entfliehen. Ein Dutzend Kaffeetassen, dazu ein halbes Dutzend Chokoladen- und ein halbes Dutzend Theetassen, auch eine gemüthliche kupferne Theemaschine, ja, sogar ein Punschlöffel, verbürgen uns das Behagen in der Familie des Dichters wäh-

*) Heinemann S. 208—212.

rend und nach seiner Verheirathung. Sollte es in Wolfenbüttel an irgend etwas fehlen, z. B. an einem guten Braten für den Sonntag, so wird der Dichter selbst ihn (ohne Zweifel mit dem Boten) aus Braunschweig schicken, sobald er einen Ritt dahin macht. Ermüdet von dem Ritte, der vielleicht nur bis zum Weghause ging, ruht er bis in den hellen nächsten Tag hinein hinter den grünseidenen Gardinen der einschläfrigen Bettsponde. Diebe stören ihn nicht. Es ist bekannt, daß er selten viel baares Geld in seiner Wohnung hat. Aber sollte vielleicht doch die Flinte geladen sein, welche der ehemalige Sekretär Tauenziens dort in der Ecke stehen oder an der Wand hängen hat?

Noch in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel, am 10. Juni 1770, gab Lessing einer hamburger Dame, der Wittwe König, zu verstehen, daß der Mensch nicht bloß von Fleisch und Spargel, sondern auch von einem freundlichen schriftlichen oder mündlichen Gespräche lebe. Die gesellige Verbindung mit Hamburg setzte Lessing in Wolfenbüttel gewissermaßen fort durch den Briefwechsel mit dieser seiner späteren Frau, der Wittwe des auf einer Reise nach Italien verstorbenen Kaufmanns und Fabrikherrn König. Derselbe war mit Lessing und Gleim befreundet gewesen. Als Lessing noch nach Italien kam, schrieb er am 2. Juni 1775 an Eva König aus Venedig: „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christofero gewesen, um zu sehen, wo unser Freund (König) ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen."

Eva König ragte mit ihrer hohen und geschlossenen Bildung des Verstandes und des Herzens weit über jene veralteten Drahtpuppen hinweg, welche Lessing in seinen Epigrammen als weibliches Geschlecht gegeißelt hatte. In Eva König war aller Reiz und alle Lebensluft des 18. Jahrhunderts, aber auch noch etwas von der Religiosität dieser Zeiten vereinigt. Ihr Alter stand zu dem von Lessing in dem richtigsten Verhältnisse. Auch muß sie während ihres Umganges mit Lessing noch von großer Schönheit gewesen sein. Wenn ihrem Briefwechsel mit ihm der geniale Liebeszauber fehlt, den wir bei Goethe mitunter finden, so bedenke man, daß Lessing einer früheren Literaturperiode angehörte als Goethe. Auch Königs trauriges Ende

und die Lage der jedenfalls reich gewesenen und nun äußerst sorgenvollen bürgerlichen Wittwe hinderten einen Briefwechsel, wie er mit einer verheiratheten adligen Dame am Hofe zu Weimar vielleicht erlaubt war. In den glänzenden hamburgischen Cirkeln schien mitunter Eva König einem Klopstock ebenso nahe zu stehen wie einem Lessing. Scheinbar glatt wie eine Französin kannte sie alle Tiefen des deutschen Gemüthslebens. Jedoch erschien sie zunächst als Weltkind; sie war in Süddeutschland geboren und ihr lebhaftes pfälzisches Naturell mischte sich anmuthig mit den Charakterzügen einer sinnlich gestimmten hamburger Salondame.

Was konnte für den Anfang des Briefwechsels zwischen Lessing und Eva König geeigneter sein als das Theater? In seinem Briefe aus Wolfenbüttel vom 10. Juni 1770 ärgerte sich Lessing, weil Ackermann dort alsbald, ganz nahe seiner Wohnung, auf dem Schlosse spielen sollte. Er freute sich dagegen auf die Italiener, die der Herzog zur Messe nach Braunschweig kommen lassen wollte. In ihrem Briefe vom 12. Juni 1770 wollte Eva König nicht daran glauben, daß es Lessing unangenehm sei, Ackermanns Truppe so nahe zu bekommen. Oder ist (fragte sie) Madame Schuch nicht mehr bei ihm? — Später mußte Eva König auf der Reise durch Lessings Brief vom 19. August 1770 erfahren, daß der König von Dänemark zu Pferde nach Hamburg gekommen sei und im Theater die „Minna" (von Barnhelm) zu sehen verlangt habe.

Daß der Briefwechsel mit Eva König Lessing nach den durchlebten glänzenden hamburger Abenden für manche gesellschaftliche Entbehrungen in Wolfenbüttel entschädigen mußte, zeigt sein Inhalt namentlich auch insofern, als er sich auf ihr gemeinschaftliches Lotterie- oder Zahlenlottospiel bezog. Von ihrer wiener Reise schrieb 1770 Eva König dem Freunde fünf Zahlen, darunter die 19. Auf diese fünf Zahlen, und zwar auf die 19 zuerst, setzte Lessing für sie beide in der hamburgischen Lotterie. Mitte December meldete Lessing, daß auf die 19 der ganze Einsatz gewonnen sei. Er habe sich (schrieb er) gerade auf diese am wenigsten verlassen, weil sie bei den vorhergegangenen sieben Ziehungen schon dreimal herausgekommen sei. Er wollte nun, daß in Hamburg auf diese Zahlen sogleich wieder gesetzt werde, nur nicht auf die 19, denn sie (schreibt Lessing) werde doch nicht des Henkers sein und sich wieder herausziehen lassen. — Endlich kommt Lessing zu dem Resultate: „Ich soll durch Glücksfälle ebenso

wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?" Aber damit war es ihm wenig Ernst. Am 5. März 1771 meldete er der Freundin noch nach Wien, daß in Hamburg der Teufel selbst die Lotterie gezogen haben sollte. Eine von den gezogenen Nummern sei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher todtkrank davon darniederliege. Sechs andere Teufel hätten dazu die Deputirten gespielt und mit feurigen Krausen auf dem Gerichte gesessen. Aber wenn das auch wäre (bekennt Lessing), so hätte er doch Lust, sein Heil noch einmal zu versuchen.

Ebenso befremdet in Lessings Briefwechsel mit Eva König auf den ersten Blick die Stellung des verständigen Lessing zur Medicin. Einmal ändert er seine Diät und scheint dadurch eine Augenkrankheit zu erhalten, bei der er auf dem Theater zu Braunschweig plötzlich nur noch ein Licht und keine Schauspieler mehr sieht. Nun beginnt der Arzt eine, wie es scheint, auch wenig löbliche Kur. — Mitunter heilt Lessing selbst. Er sendet der Geliebten heilsame Pülverchen. Diese ermuntert ihn dazu, meldet aber später aus Wien, daß man ihr dort täglich für zwei Reichsthaler Medicin verschreibt.

Eva König unternahm nämlich 1770 eine Geschäftsreise nach Wien. Sie reiste über Braunschweig, wo sie von Lessing einen Pelz mitnahm, und den braunschweigischen Marktflecken Hessen. Sie war am 15. August in Hasselfelde auf dem Harze, am 17. August aber zu Ilmenau. Dort fuhr sie Nachts um 12 mit einem betrunkenen Postillon und einem halbblinden Manne, der ihr leuchtete, ab. Nach einer Viertelstunde ging im thüringer Walde das Licht aus an einer Stelle, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antraf. Nun stieg Eva König aus, suchte Tannenzapfen und steckte sie an. So ging's weiter. Am 30. September 1770 schrieb sie aus Wien:

„Endlich bin ich, wo ich seyn wollte. Ehegestern kam ich um 4 Uhr hier an, doch nicht vor Halbnacht in mein Quartier; weil mein Brief an Hornbostel, der zwey Tage vor mir kommen sollte, mit mir zugleich kam. Die verwünschte Maut, so lange hielt sie mich auf! In langer Zeit war ich nicht so vergnügt, als wie ich erst allein in meinem Zimmer war, das nicht groß, nicht prächtig, aber ganz nach meinem Geschmack ist."

muthung ausgesprochen, daß Tauenzien unter den preussischen Offizieren gewesen sei, mit denen Lessing durch Kleist in Leipzig bekannt wurde. Wir sind überzeugt, daß Lessing und Tauenzien mit Kleist und Gleim einen Kreis von Männern bildeten, die schon damals auf eine ungewöhnliche Weise gemeinsam für Preussens Wohl bemüht waren und durch Henkel von Donnersmark (den Vater des gleichnamigen Helden der Befreiungskriege) selbst mit dem Hofe des Prinzen Heinrich Fühlung hatten. Die damalige Verbindung dieser vier Männer erscheint auch als die natürliche Quelle der Verbindung von Lessing und Tauenzien in Breslau. —

Es fehlt uns leider an Raum, um auch nur die interessanten Anekdoten und Erzählungen Karl Lessings und einiger neueren schlesischen Schriftsteller*) über den breslauer Aufenthalt des Dichters hier wiederholen zu können. Am richtigsten urtheilte über den breslauer Aufenthalt Lessings jedenfalls Fichte in den Worten: „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst basirte, in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar." Lessing selbst hatte wohl mit noch tieferer Rücksicht auf seine dichterische Thätigkeit bei seiner Uebersiedelung nach Breslau im November 1760 die interessanten Worte in sein Tagebuch geschrieben: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als glänzender Vogel ans Licht kommen zu können." Er wollte in Breslau sparen und hinterher mit seinem Pfunde wuchern zum Heile der deutschen Literatur. Das hat er nur insofern nicht gehalten, als er in Breslau fast unmittelbar seine zweite, höhere Periode beginnen konnte. Und wenn er auch nirgends wieder in die erste Periode zurückzukehren brauchte, so war Lessing doch gerade in Breslau schon der glänzende Schmetterling.

So gehörte denn auch der Ursprung seiner frühesten Meisterwerke Minna von Barnhelm und Laokoon im wesentlichen nach Breslau. Der Inhalt der Minna von Barnhelm x) muß auf zwei wirkliche

*) Man sehe besonders J. Kutzen in den Abhandlungen der schlesischen Gesellschaft, philosophisch-historische Abtheilung 1861 Heft I, S. 1—23.

x) Vergl. Dilt. [illegible] „Erlebnis u. Dichtg." S. 51/57

Begebenheiten zurückgeführt werden. Tellheims edle Handlung zur Rettung einer Stadt im Kriege ist aus dem Leben Marschalls von Biberstein entnommen*), welcher bei seinen Freunden als guter Schütze der Tell hieß. Daher der Name Tellheim. Die zweite Begebenheit, Tellheims Unglück, hat sich, wie es scheint, in der goldenen Gans, noch jetzt einem der ersten Gasthöfe Breslaus, zugetragen. Jedenfalls aber war Tellheim in gewisser Hinsicht nur eine typische Figur, in der das Unglück vieler hunderte von preussischen Offizieren geschildert wurde. So ward erzählt: ein Mühlknappe habe sich während des Krieges bis zum Major emporgeschwungen und den Verdienstorden erhalten; diesen nun habe er nach seiner Verabschiedung sorgfältig eingepackt und an den alten Fritz zurückgeschickt, damit dieses schöne Ehrenzeichen doch ja in der Mühle, in der er nun wieder sein Brot verdienen müßte, nicht staubig würde. Auch sollte einst ein alter General aus dem siebenjährigen Kriege bei einem Spazierritte an einer Schmiede einen wackeren Rittmeister, dessen er sich mit großer Achtung erinnerte, gesehen haben, wie er Pferde beschlug. Der Schmied aber wollte sich weder des Herrn Generals, noch seines eigenen früheren militärischen Ranges, noch auch des lorbeergekrönten Preussenkönigs und seines ruhmvollen siebenjährigen Krieges gern erinnern. Diese Geschichten klingen unseren Ohren jetzt ganz märchenhaft. Wir können alle diese wunderlichen Einzelheiten, auf denen bis 1813 das bunte Soldatenschicksal so manches ehrlichen Deutschen mit beruhte, hier nicht weiter verfolgen. Aber Lessing, indem er das deutsche Soldatenschicksal zum Inhalte seines Stückes machte, hatte damit wahrlich einen Griff in's deutsche Leben hinein gethan von großer Tiefe. Er hatte Saiten getroffen, die fast bis heute bei jeder Berührung zehnfältig wieder klingen. (D. 315)

Den Laokoon gab Lessing 1766 bei Voß in Berlin heraus. Er ist schon durch die schöne Einkleidung eines großen Complexes ästhetischer und kunstgeschichtlicher Betrachtungen ein bleibendes Vermächtniß, welches Lessing vorzugsweise unsern höheren Schulen hinterlassen hat. Die Auseinandersetzungen über die Grenzen der verschiedenen Künste erreichen eine Gemüth und Seele reinigende Wirkung. Eben das, wodurch der Laokoon bahnbrechend wurde, sichert ihm als einem Muster der Kunstbetrachtung seinen bleibenden Werth selbst dann, wenn der fortgeschrittenen Aesthetik zugegeben wird, daß sie selbst

*) S. „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 201.

das Prinzip, von dem die Betrachtung ausgeht, in ihm als unzulänglich aufgewiesen hat. Und geradezu falsch ist ja wohl die Verwerfung der landschaftlichen Malerei und Schilderung. Was nur von der Bildhauerei und von dieser nur in bedingter Weise gilt, das hat Lessing nicht richtig im Laokoon durchaus auf die Malerei angewendet. Aber bleibend ist doch das Verdienst, das sich Lessing durch den Laokoon erworben hat, schon deshalb, weil Lessing zum ersten Male mit genialem Blicke aus dem Materiale der einzelnen Kunst und ihren Mitteln ihre Bestimmung herzuleiten versucht hat.

Schon 1765 war Lessing aus seiner Stelle als Gouvernementssekretär in Breslau geschieden. Bedenkt man, daß Tauenzien in Breslau auch ganz besonders die beklagenswerthen Münzverschlechterungen für Preussen zum Theil auszuführen hatte, so könnte man, wenn auch nur in halbem Ernste, vermuthen, daß es noch eine Erinnerung des Dichters an das Gouvernementsgebäude in Breslau gewesen sei, als er im Nathan die unzähligen Beutel mit Gold in die Zimmer des Saladin schleppen läßt. Wir haben gezeigt, daß wir den Werth seines breslauer Aufenthaltes für ihn und die deutsche Literatur nicht unterschätzen. Vielleicht aber waren es zum Theil Tauenziens Geldgeschäfte, welche seinem Gouvernementssekretär den Kopf so wirr machten. Und hätte Lessing nicht wenigstens seine damalige ansehnliche Bibliothek aus Breslau mit hinweggenommen, so könnte man bei seinem Abgange von Breslau vielleicht an jenen Derwisch erinnern, den er so unvergleichlich als Saladins Finanzminister geschildert hat und der mit seinem „Delk" oder „Dalk" sich wieder in die Wüste rettete, ohne daß es sich nur das Geld zu zählen verlohnte, das er mit auf die Reise nahm.

Nach seinem Abgange von Breslau wandte sich Lessing wieder nach Berlin. Dieser spätere berliner Aufenthalt theilt in mancher Beziehung den Ruhm, den Breslau für Lessings dortigen Aufenthalt erntete. Bei dieser Gelegenheit führen wir folgende Worte Karl Biedermanns über Lessings Minna von Barnhelm an: „Wir lesen, daß diese Dichtung in Berlin 1765 von der schuchischen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publikum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen ward. Ob es wahr ist, was Fink in seiner Geschichte der Musik erzählt, daß König Friedrich selbst sich für dieses Stück interessirt, sogar eine

militärische Musik dazu componirt habe, vermögen wir so wenig zu bejahen, als zu verneinen."

5. Lessing in Niedersachsen.

Lessing hatte bereits auf die literarischen Kreise in Leipzig, Berlin und selbst in Schlesien anregend gewirkt. Er sollte nun auch zweien der drei literarischen Kreise näher treten, die nach dem siebenjährigen Kriege in Niedersachsen, und zwar zu Hamburg und Göttingen, sowie um den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der nicht bloß Herzog von Braunschweig, sondern auch preussischer Regiments-Commandeur in Halberstadt wird, sich sammeln.

Von Berlin nämlich ging Lessing diesmal nach Hamburg, um an der Herstellung eines deutschen Nationaltheaters theilzunehmen. — Dort schrieb er seine dem Laokoon ebenbürtige Dramaturgie. — Sie erschien in Form einer Zeitschrift. Hätte ihm ein belletristisches Journal nur so viel eingebracht, als später einem Wieland der Merkur, so hätte er vielleicht nie mehr ein Amt begehrt und in unmittelbarer Verbindung mit der Bühne gleichwohl auch seine großen Dramen in Hamburg geschaffen, denen Wolfenbüttel nur insofern günstig war, als es ihn einerseits so ziemlich mit den nöthigsten Einnahmen versorgte, was für ihn die Voraussetzung der späteren dichterischen Production war, und ihn als ungünstig gelegen andererseits von Journalarbeiten fast ganz abzog. Schon eines überschnellen Nachdruckers wegen scheiterte das hamburger Journal. Und so steht gerade Lessing, der den meisten Einfluß auf die deutschen Zeitschriften übte, nicht einmal wie der einschmeichelnde Wieland, der rücksichtsvolle J. G. Jacobi und der Spekulant Nicolai, welchen damals die Gründung der ersten modernen Zeitschriften gelang, als Journalist von Profession da.

Von Hamburg ging Lessing nach Wolfenbüttel, zwischen Braunschweig und Halberstadt. Die Ueberreste der Mitarbeiter an den bremer Beiträgen in Braunschweig standen mit Gleim in einer angenehmen äußeren Verbindung. Gleim hatte 1749, wahrscheinlich im August, Ebert und Zachariae in Braunschweig kennen gelernt. Um sich näher kennen zu lernen, hatten sie „nach Sitte und Zeit" (wie Gleim in seinem Briefe vom 24. August 1749 schreibt) die Nacht zu Hilfe genommen, da sie sich bei Tage selten sehen konnten. Gärt-

ner war gerade zu seiner Braut gereist. — Gleim hielt sich anfänglich ein Reitpferd, später Kutsche und Pferde. Gern sorgte er für den Transport der Braunschweiger sechs Stunden weit bis über die preussische Grenze nach Roklum, einer preußischen Enklave im braunschweigischen, von wo sie noch drei Stunden bis Wolfenbüttel und fünf Stunden bis Braunschweig hatten. Als Zachariae 1760 ihm nach einem Besuche in Halberstadt seine glückliche Ankunft in Braunschweig nicht meldete, fragte Gleim bei ihm an, ob der Schimmel*), auf dem er von Roklum nach Braunschweig weiter geritten zu sein scheint, ihn bei Roklum abgeworfen habe und ob er noch dort am Wege läge. Selbst in den Weihnachtsferien nahmen die Braunschweiger mitunter eine Fuhre bis Roklum. Gleim sorgte nicht allein bis dahin für die Rückfracht. Er ließ bei Frost und guten Wegen auch von Roklum aus abholen. Auch manches hübsche Rendezvous gaben sich die braunschweigischen und die preussischen Dichter. Besonders wenn schon Ramler von Berlin in Halberstadt zum Besuch und für die Braunschweiger kein Platz mehr da war, wurde wohl eins der schönen domkapitularischen Güter für die Zusammenkunft bestimmt. Schon in seinem Briefe vom 8. Juni 1756 verlangte Zachariae danach zu Appenrode, einem großen Dorfe mit weiten Forsten in der Nähe von Ilsenburg, die Nachtigallen zu hören. Am 21. Mai 1789 wünschte Gleim mit Ebert bei „Hörnecken", den wir nicht kennen, einige Tage zuzubringen, „wie bei Cramer im Himmel". Ebert mußte jedoch damals gerade nach Berlin reisen. Im Sommer 1794 aber gedachte Ebert mindestens 14 Tage nach Ilfeld zu gehen und danach Gleim auf Schloß Wernigerode zu treffen, wohin Ebert dann noch auf acht Tage kam und wo Gleim sich stets wie zu Hause fühlte.

Alles, was die Deutschen für ihre Literatur im vorigen Jahrhunderte an Fürstengunst aufzuweisen hatten, ging so ziemlich von dem kleinen Braunschweig aus. Karl Wilhelm Ferdinands Vater (zugleich der Vater der Herzogin Amalia von Weimar) gründete dort das Kollegium Karolinum. An diesem waren Gärtner, Ebert und Zachariae angestellt. Die von ihm selbst vernachlässigte Gattin Karl Wilhelm Ferdinands (Mutter des bei Quatrebas gefallenen Herzogs) war eine Engländerin. Ihr zu Liebe regte sich in Braunschweig schon früh das Studium der englischen Sprache und des

*) Dieser scheint dem Domdechanten von Spiegel gehört zu haben.

englischen Theaters. Der Jambus wurde in Braunschweig als der englische Vers betrachtet, und in die Versificirung des Philotas von Lessing durch Gleim waren Zachariae, Gärtner und Ebert eingeweiht. Ebert aber schreibt in einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe ohne Datum an Gleim, daß ihm die Berufung Lessings nach Wolfenbüttel übertragen gewesen sei, und daß er sich für Lessings Ankunft besonders mit den braunschweigischen Damen verschworen habe, um ihn zu erneuter Thätigkeit für das Theater anzufeuern, wobei ja fast schon die Vollendung des von Lessing begonnenen genüge. Und so sehen wir denn in der That zu Wolfenbüttel die Emilia Galotti reifen. Es lag in der Natur dieser Aufgaben, welche sich Lessing im braunschweigischen selbst stellte, daß er den literarischen Kreis, in dem er nun lebte, mehr überragte, als beseelte, während er den berliner Kreis, mit dem er noch gemeinsame Arbeiten unternommen hatte, ganz besonders aber den hamburger Kreis der Klopstock und Claudius mehr beseelt als überragt hatte. Indessen verband er die halberstädter und braunschweiger Gelehrten, wenn auch nur äußerlich, noch lebhafter, als sie vorher verbunden gewesen waren. Ueberhaupt kam er den geselligen Verpflichtungen noch immer auf das vollständigste nach. Das Weghaus in der Mitte zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig erhielt noch im Juli des Jahres 1770, in welchem Lessing nach Braunschweig kam, bei einem Besuche Gleims seine Weihe als Sammelplatz der geistreichsten Köpfe in Norddeutschland während der ganzen siebenziger Jahre. Bei dieser Anwesenheit Gleims im braunschweigischen war es, wo der biedere Verfasser des „Renommisten", der „Punschapostel" Zachariae, wie man ihn nannte, der Mann mit der „Wallfischgesundheit", in Uebereinstimmung mit Lessing und Ebert zu Gleims größtem Entsetzen gegen Wieland als Sittenverderber zu donnern begann. Diese Verwerfung Wieland's durch Lessings Kreis war nur das Vorspiel zur Verbrennung eines oder des anderen von dessen Werken durch die Göttinger*). Das kritische Gewitter beim Weghause hatte den Anfang der nur allzu kurzen Anwesenheit des größten deutschen Kritikers an der kleinen Oker angekündigt.

Die Okerlandschaft ist bei Wolfenbüttel noch immer nicht ohne landschaftlichen Reiz, besonders wenn man sie jetzt vom türkischen Kaffeezelte aus bis nach dem Harze hin übersieht. Nur empfand Lessing die Naturschönheit überhaupt weniger als das schöne der

*) Vergl. Waitz, Caroline I, S. 283.

Handlung. Außerdem hat Wolfenbüttel, (wenn wir uns recht erinnern) mit seinen langen Gärten und seinen Windungen an der kleinen Oker hin wirklich etwas Einsames. Selbst als ungefähr sechzig Jahr nach Lessing die Eisenbahn nach Harzburg eröffnet war, sah man noch lange auf dem Bahnhofe zu Wolfenbüttel keine Menschen, sondern anfänglich bloß viele tausende der riesigen schlanken harzburger Tannen vorbeifahren. Der ewig vor seinen Augen Nebel und Regen brauende Brocken, den der Wolfenbüttler wie ein riesiges Kameel dicht vor sich hat, scheint Lessing melancholisch gemacht zu haben. Einmal an einem 15. Dezbr. schreibt Lessing: „Was für ein abscheuliches Wetter ist hier um den Blocksberg!“ Kam nun aber der Regen einmal zur Abwechslung statt vom Brocken von der See oder wie Lessing es nannte „von Hamburg“ her, so schien er vollends jedes mal kein Ende wieder nehmen zu wollen und Lessing fürchtete dann, beinahe auf ewige Zeiten in das alte Schloß, seine Dienstwohnung, eingeschlossen zu sein.

In dieser sind wir einst von einem seiner Nachfolger umhergeführt worden. Wir erinnern uns ihrer zwar nicht mehr. Jedoch mit Hilfe eines uns bereits gedruckt*) vorliegenden Verzeichnisses über die in Lessings Wohnung nach seinem Tode vorgefundenen Gegenstände können wir dem Leser ein getreues Bild von G. E. Lessings Häuslichkeit in Wolfenbüttel entwerfen.

Da sitzt denn nun also der Dichter der Emilia Galotti, wenn er sich bei Gelegenheit festlich gekleidet hat, in der Pekesche oder in seinem sammetnen Pelz ohne Futter, Weste und Beinkleider vielleicht von halbseidenem gelben Zeuge, auf dem Drehstuhle oder dem Zeugsessel an einem länglichen Eichentische, der in Lessings Wohnung stand, wie nachmals noch in Goethe's Stube zu Weimar. Ein runder, grau vermalter Tisch und ein Spieltisch auf „Mahagoni Art gebaizt“ wartet wohl auf Gesellschaft aus Braunschweig. Zehn Gemälde in vergoldeten Rahmen hängen stattlich an den Wänden. Eine sogenannte Jagduhr zeigt dem ehemaligen Anakreontiker Lessing, daß auch seine Stunden in dem langweiligen Wolfenbüttel noch immer schneller als die Räder eines Wagens entfliehen. Ein Dutzend Kaffeetassen, dazu ein halbes Dutzend Chokoladen- und ein halbes Dutzend Theetassen, auch eine gemüthliche kupferne Theemaschine, ja, sogar ein Punschlöffel, verbürgen uns das Behagen in der Familie des Dichters wäh-

*) Heinemann S. 208—212.

rend und nach seiner Verheirathung. Sollte es in Wolfenbüttel an irgend etwas fehlen, z. B. an einem guten Braten für den Sonntag, so wird der Dichter selbst ihn (ohne Zweifel mit dem Boten) aus Braunschweig schicken, sobald er einen Ritt dahin macht. Ermüdet von dem Ritte, der vielleicht nur bis zum Weghause ging, ruht er bis in den hellen nächsten Tag hinein hinter den grünseidenen Gardinen der einschläfrigen Bettsponde. Diebe stören ihn nicht. Es ist bekannt, daß er selten viel baares Geld in seiner Wohnung hat. Aber sollte vielleicht doch die Flinte geladen sein, welche der ehemalige Sekretär Tauenziens dort in der Ecke stehen oder an der Wand hängen hat?

Noch in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel, am 10. Juni 1770, gab Lessing einer hamburger Dame, der Wittwe König, zu verstehen, daß der Mensch nicht bloß von Fleisch und Spargel, sondern auch von einem freundlichen schriftlichen oder mündlichen Gespräche lebe. Die gesellige Verbindung mit Hamburg setzte Lessing in Wolfenbüttel gewissermaßen fort durch den Briefwechsel mit dieser seiner späteren Frau, der Wittwe des auf einer Reise nach Italien verstorbenen Kaufmanns und Fabrikherrn König. Derselbe war mit Lessing und Gleim befreundet gewesen. Als Lessing noch nach Italien kam, schrieb er am 2. Juni 1775 an Eva König aus Venedig: „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christofero gewesen, um zu sehen, wo unser Freund (König) ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen."

Eva König ragte mit ihrer hohen und geschlossenen Bildung des Verstandes und des Herzens weit über jene veralteten Drahtpuppen hinweg, welche Lessing in seinen Epigrammen als weibliches Geschlecht gegeißelt hatte. In Eva König war aller Reiz und alle Lebensluft des 18. Jahrhunderts, aber auch noch etwas von der Religiosität dieser Zeiten vereinigt. Ihr Alter stand zu dem von Lessing in dem richtigsten Verhältnisse. Auch muß sie während ihres Umganges mit Lessing noch von großer Schönheit gewesen sein. Wenn ihrem Briefwechsel mit ihm der geniale Liebeszauber fehlt, den wir bei Goethe mitunter finden, so bedenke man, daß Lessing einer früheren Literaturperiode angehörte als Goethe. Auch Königs trauriges Ende

und die Lage der jedenfalls reich gewesenen und nun äußerst sorgenvollen bürgerlichen Wittwe hinderten einen Briefwechsel, wie er mit einer verheiratheten adligen Dame am Hofe zu Weimar vielleicht erlaubt war. In den glänzenden hamburgischen Cirkeln schien mitunter Eva König einem Klopstock ebenso nahe zu stehen wie einem Lessing. Scheinbar glatt wie eine Französin kannte sie alle Tiefen des deutschen Gemüthslebens. Jedoch erschien sie zunächst als Weltkind; sie war in Süddeutschland geboren und ihr lebhaftes pfälzisches Naturell mischte sich anmuthig mit den Charakterzügen einer sinnlich gestimmten hamburger Salondame.

Was konnte für den Anfang des Briefwechsels zwischen Lessing und Eva König geeigneter sein als das Theater? In seinem Briefe aus Wolfenbüttel vom 10. Juni 1770 ärgerte sich Lessing, weil Ackermann dort alsbald, ganz nahe seiner Wohnung, auf dem Schlosse spielen sollte. Er freute sich dagegen auf die Italiener, die der Herzog zur Messe nach Braunschweig kommen lassen wollte. In ihrem Briefe vom 12. Juni 1770 wollte Eva König nicht daran glauben, daß es Lessing unangenehm sei, Ackermanns Truppe so nahe zu bekommen. Oder ist (fragte sie) Madame Schuch nicht mehr bei ihm? — Später mußte Eva König auf der Reise durch Lessings Brief vom 19. August 1770 erfahren, daß der König von Dänemark zu Pferde nach Hamburg gekommen sei und im Theater die „Minna" (von Barnhelm) zu sehen verlangt habe.

Daß der Briefwechsel mit Eva König Lessing nach den durchlebten glänzenden hamburger Abenden für manche gesellschaftliche Entbehrungen in Wolfenbüttel entschädigen mußte, zeigt sein Inhalt namentlich auch insofern, als er sich auf ihr gemeinschaftliches Lotterie- oder Zahlenlottospiel bezog. Von ihrer wiener Reise schrieb 1770 Eva König dem Freunde fünf Zahlen, darunter die 19. Auf diese fünf Zahlen, und zwar auf die 19 zuerst, setzte Lessing für sie beide in der hamburgischen Lotterie. Mitte December meldete Lessing, daß auf die 19 der ganze Einsatz gewonnen sei. Er habe sich (schrieb er) gerade auf diese am wenigsten verlassen, weil sie bei den vorhergegangenen sieben Ziehungen schon dreimal herausgekommen sei. Er wollte nun, daß in Hamburg auf diese Zahlen sogleich wieder gesetzt werde, nur nicht auf die 19, denn sie (schreibt Lessing) werde doch nicht des Henkers sein und sich wieder herausziehen lassen. — Endlich kommt Lessing zu dem Resultate: „Ich soll durch Glücksfälle ebenso

wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?" Aber damit war es ihm wenig Ernst. Am 5. März 1771 meldete er der Freundin noch nach Wien, daß in Hamburg der Teufel selbst die Lotterie gezogen haben sollte. Eine von den gezogenen Nummern sei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher todtkrank davon darniederliege. Sechs andere Teufel hätten dazu die Deputirten gespielt und mit feurigen Krausen auf dem Gerichte gesessen. Aber wenn das auch wäre (bekennt Lessing), so hätte er doch Lust, sein Heil noch einmal zu versuchen.

Ebenso befremdet in Lessings Briefwechsel mit Eva König auf den ersten Blick die Stellung des verständigen Lessing zur Medicin. Einmal ändert er seine Diät und scheint dadurch eine Augenkrankheit zu erhalten, bei der er auf dem Theater zu Braunschweig plötzlich nur noch ein Licht und keine Schauspieler mehr sieht. Nun beginnt der Arzt eine, wie es scheint, auch wenig löbliche Kur. — Mitunter heilt Lessing selbst. Er sendet der Geliebten heilsame Pülverchen. Diese ermuntert ihn dazu, meldet aber später aus Wien, daß man ihr dort täglich für zwei Reichsthaler Medicin verschreibt.

Eva König unternahm nämlich 1770 eine Geschäftsreise nach Wien. Sie reiste über Braunschweig, wo sie von Lessing einen Pelz mitnahm, und den braunschweigischen Marktflecken Hessen. Sie war am 15. August in Hasselfelde auf dem Harze, am 17. August aber zu Ilmenau. Dort fuhr sie Nachts um 12 mit einem betrunkenen Postillon und einem halbblinden Manne, der ihr leuchtete, ab. Nach einer Viertelstunde ging im thüringer Walde das Licht aus an einer Stelle, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antraf. Nun stieg Eva König aus, suchte Tannenzapfen und steckte sie an. So ging's weiter. Am 30. September 1770 schrieb sie aus Wien:

„Endlich bin ich, wo ich seyn wollte. Ehegestern kam ich um 4 Uhr hier an, doch nicht vor Halbnacht in mein Quartier; weil mein Brief an Hornboſtel, der zwey Tage vor mir kommen sollte, mit mir zugleich kam. Die verwünschte Maut, so lange hielt sie mich auf! In langer Zeit war ich nicht so vergnügt, als wie ich erst allein in meinem Zimmer war, das nicht groß, nicht prächtig, aber ganz nach meinem Geschmack ist."

Am zweiten Weihnachtstage 1771 wollte Lessing nach Braunschweig, kam aber nicht weiter als zum Weghause. Da fand er Zachariae, aß mit ihm zu Mittag und zu Abend, plauderte sich mit ihm aus, und fuhr glücklich wieder nach Wolfenbüttel. Zum neuen Jahre 1772 reiste er nun in der That nach Braunschweig. Am 16. Januar war er noch in Braunschweig, weil er dort auf Briefe aus Berlin wartete. Es wäre ihm freilich jetzt lieber gewesen, in seinem Wolfenbüttel zu sitzen, als alle die braunschweiger Lustbarkeiten abzuwarten, die ohnehin schon so herzlich schal waren. Vor dem 23. Januar reiste er unwohl aus Braunschweig zurück, weil er sich in der Komödie erkältet und dann bis um Mitternacht Punsch getrunken hatte, worauf er „ohne Pelz und alles" in der Kälte nach einem kalten Zimmer zurückgekehrt war. Jedoch verwahrte er sich sehr gegen die Annahme, daß er in Braunschweig zu „schwirren" pflege. Er lebe dort fast so einsam wie in Wolfenbüttel. Sein ganzes „Schwirren" sei eben, daß er dann und wann mit Zachariae ein Glas Punsch trinke. Als wollte er seine soliden Grundsätze recht deutlich zeigen, hatte der Dichter schon während der Hinreise auf dem Weghause und dann in Braunschweig selbst Einkäufe an Bohnen, Erbsen und Linsen nach Hamburg für Eva König zur Post und zur Fracht theils kontrolirt, theils expedirt. Eva König war dahin zurückgekehrt und wollte im neuen Jahre ihr dortiges weitläufiges Hauswesen auf einen billigeren Fuß setzen, weshalb ihr Zachariae sogar thüringisches Sauerkraut bestellen mußte.

Sie verplauderte in Hamburg am 3. Weihnachtstage mit Klopstock eine Stunde in einer Gesellschaft, während die anderen spielten. Ob sie ihm auch auf's Eis mit Schlittschuhen folgte oder gar in sein pathetisches Lesekränzchen für Damen, über welches sie sich vorsichtig geäußert hatte, als ihr Lessing die erste scherzende Nachricht davon nach Wien schrieb, mag dahin gestellt bleiben. Klopstock und Lessing nahmen ein gemeinsames Interesse an der Kaiserstadt Wien, in welches auch Eva König sehr verwickelt war. Wir haben noch nicht erwähnt, daß Eva König oder doch ihre Kinder von dem verstorbenen König mehrere Fabriken in Wien von zweifelhaftem Werthe geerbt hatten. Eben jetzt zeigte es sich, daß sie die eine oder die andere dieser Unternehmungen bloß deswegen nicht gut auf ihren Namen fortführen lassen konnte, weil die nicht in Oesterreich selbst wohnhaften Fabrikbesitzer eine hohe Extrasteuer zahlen sollten. Fast gleichzeitig aber hatten sich für Lessing die

Aussichten zu ehrenvoller Berufung nach Wien eröffnet, welche ganz abzuweisen für ihn besonders durch die verwickelten Verhältnisse seiner nachmaligen Frau und durch die guten Aussichten für das Privatvermögen ihrer Kinder aus erster Ehe im Falle ihrer Uebersiedelung nach Wien schwierig war. Man hatte ihm in Wien ein Gehalt von 3000 Gulden in Aussicht gestellt. Schon im Briefe aus Wien vom 14. Okt. 1770 hatte Eva König an Lessing geschrieben: „Kommt Klopstock? Viele dahier wollen es behaupten. Wenn es wäre, so könnten Sie ihn ja wohl begleiten, und wir könnten die Rückreise zusammen machen.“ Nach Eva's Briefe vom 25. December 1771 sollte dann Professor Riedel aus Erfurt „Gott weiß was für ein Rath in Wien“ geworden sein und die Religion verändert haben. Später hieß es, es sei an mehrere deutsche Schriftsteller wegen einer Akademie geschrieben, aber ein Professor Riedel in Erfurt habe die Sache ernsthaft genommen und sich sogleich auf den Weg gemacht. Der ganze Plan, Wien durch norddeutsche Schriftsteller geistig zu heben, spielte von 1769 bis 1775. Klopstock sollte als Akademiker nach Wien gezogen werden. Jedoch war auf das deutsche Theater vielleicht von Anfang an einige Rücksicht genommen. Widmete doch Klopstock 1769 dem Kaiser sein Drama die Hermannsschlacht. Für Lessings Stellung scheint nur an die Schaubühne gedacht zu sein. Lessing oder seinen Freunden wurde der Plan vielleicht durch Sulzer in Berlin zuerst eröffnet, wohin Lessing zu Anfang des Herbstes 1771 von Hamburg aus gereist war. Auch seine Stellung zur Dramaturgie erlaubte Lessing keine vorschnelle Abweisung des Gedankens. Und wirklich wurde ja wenigstens mit einem Schauspieler von Fach, mit Döbbelin, 1772 eine Art von festem Engagement bei Hofe in Wien abgeschlossen. Wir wissen durch den Briefwechsel von Lessing und Eva König, daß die Angelegenheit wenigstens später zu Wien in den Händen von Schriftstellern (Sonnenfels, Gebler und Riedel) war, die durch die Berufung bedeutenderer literarischer Kräfte um alles Ansehen zu kommen fürchteten*) und dort selbst schon in so schwierigen Verhältnissen lebten, daß einer von ihnen den Verstand verlor. Ihrer kaufmännischen Geschäfte wegen trat Eva König eine zweite längere Reise nach Wien an. Auf ihr brachte sie wieder mehrere glückliche Tage mit Lessing, den sie gesund fand, in Braunschweig zu. Doch wurde sie bei der Fortsetzung der Reise von einem Schwager, welcher sie beglei-

*) Vergl. im Anhange: „Zu Lessings Aufenthalte in Wien.“

tete, nur zu oft daran erinnert, daß Leſſing in Braunſchweig gemeint hätte: „Es iſt ein hundsfüttiſch Leben.“ In der That zeigt Evas Brief aus Rattendorf vom 28. Februar 1772, was eine Winterreiſe durch Deutſchland vor hundert Jahren noch zu bedeuten hatte. Leſſing fror des Nachts in ſeinem Bette zu Braunſchweig, wenn er an dieſe Winterreiſe dachte. In 36 Stunden zerbrachen die Reiſenden noch zwei neue Axen und zwei Stangen. Die Pferde gingen mit ihnen durch und ſetzten über ſolche Gräben und Hügel, daß man den ſchrecklichſten Tod vor Augen ſah, bis endlich vor einem tiefen Graben die Stränge des einen Pferdes riſſen. Zum größten Glücke der Reiſenden verloren ſie dadurch die Macht, auch noch über dieſen Graben zu ſetzen. Sie kehrten auf die andere Seite um, wo Bauern herbeieilten, die ſie glücklich erhaſchten. Am 24. Februar fiel ihnen ein Pferd vor dem Wagen. Nach einer Viertelſtunde ſtürzte auch das zweite Pferd. Dies rettete jedoch der Fuhrmann im Waſſer. Die Reiſenden mußten Dreiviertelſtunden lang im Moraſt nach dem nächſten Dorfe gehen. Als man wieder im Wagen ſaß, ſagte Eva: „Für heute werden wir wohl genug Fatalität überſtanden haben.“ „Will's Gott“, antwortete ihr Schwager. Aber die Hoffnung täuſchte: denn ſie fuhren an demſelben Tage noch durch drei Gewäſſer, die alle drei in den Wagen kamen. Es war die Gegend, wo ſchon die nach Ungarn reiſenden Nibelungen mit den ausgetretenen Strömen zu kämpfen hatten. Wie ſcharf die charaktervolle Eva, recht als für Leſſing geboren, damals noch beobachtete, urtheilte und beſchrieb, zeigt die Stelle in ihrem Briefe aus Salzburg, den 13. März 1772: „Seit Montag iſt man hier mit der Wahl eines Erzbiſchofs beſchäftigt. Keinem wollen ſo viele Stimmen zufallen als er haben muß, um zu dieſer Würde zu gelangen. Ich wünſchte wohl, daß es ausginge, ſo lange wir noch hier wären. Mir iſt geſagt, daß, wenn es ein gewiſſer Graf von Zeil würde, um den das ganze Land bittet, ſo würden ſich alle Unterthanen, Männer und Weiber, beſaufen. Der mir dieſes erzählte, erzählte zugleich: ſeine erſte Frau habe er auf dieſe Weiſe verloren. Wie der letzt verſtorbene Erzbiſchof erwählt worden ſei, ſo hätte ſie ſich ſo ſehr gefreut und zugleich ſo ſehr berauſcht, daß ſie darüber den Tod bekommen. Nun ſo ſind Sie wohl nicht dafür, daß der Graf von Zeil erwählt würde, weil es Ihrer jetzigen Frau ebenſo gehen könnte, die für den Grafen ſo ſehr eingenommen iſt? fragt' ich ihn. Wie der liebe Gott will! war alles,

was er antwortete. Es scheint also, daß er es dem lieben Gott nicht übel nähme, wenn er ihm mit jedem neuen Erzbischofe eine neue Frau bescheerte. Wer nur zum Lachen recht aufgelegt wäre, fände hier Stoff genug dazu. Es ist eine ehrliche und brave Nation, aber auch eine ganz sonderbare Art von Leuten." Nach einer der interessantesten Reisen, die je durch Deutschland gemacht sind, gelangte Eva König zum zweiten male nach der Kaiserstadt Wien.

6. Lessings spätere Beziehungen zum Theater. (Emilia Galotti.)

Es mußte Lessing gegen eine etwa bevorstehende Berufung nach Wien nur noch gleichgiltiger machen, daß er durch die ersten Nachrichten, die er diesmal von Eva König aus Wien erhielt, auch die Ueberzeugung gewann: seine „Emilia Galotti, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen", sei in Wien von den Zuschauern nicht verstanden und durch die Darstellung auf's scheußlichste gemißhandelt. Wir geben im folgenden zunächst unser Urtheil über dieses eine der beiden vollendetsten Meisterwerke von Lessing selbständig ab. Wir halten Lessing mit Moritz Haupt nächst Goethe und Schiller für den größten deutschen Dichter. In Bezug auf Emilia wollen wir nicht darüber urtheilen, ob man recht hat zu sagen, daß Lessing die tragische Schuld nicht ganz erfaßt habe. Löbell glaubt die Bekenntnisse der Emilia über die Scene in der Kirche sich so vergrößert denken zu müssen, daß dieselben eine tragische Schuld einschließen, welcher die Jungfrau bereits zum Opfer fallen darf. Man hat sogar geltend gemacht, daß die Schauspielerinnen die versteckte tragische Schuld der Emilia noch anschaulicher machten, vielleicht nur weil noch immer der Ruf so mancher Schauspielerin befleckt ist. Wir vermuthen, daß der Dichter der Emilia Galotti an und für sich viel zu viel in moralischer und selbst in poetischer Hinsicht zu bedenken hatte, um seine ästhetische Theorie, wenn sie schon abgeschlossen gewesen wäre, in dem Stücke ohne alles Hin- und Herschwanken zum vollen praktischen Ausdrucke bringen zu können. Aber auf eines müssen wir doch sogleich aufmerksam machen. Lessing schrieb für ein sehr reifes Alter. Wir wünschten, daß an jeder Universität beständig ein gutes Publikum über Lessing gelesen würde. Aber allen denen, welche es etwa mit der Erläuterung der Emilia

Galotti oder Nathans des Weisen in Schulen zu leicht nehmen möchten, müßten wir doch sagen, daß ihre Verantwortlichkeit um so größer sein werde, als Lessing selbst nach dieser Seite hin eine sehr weitgreifende Verwahrung eingelegt hat in den bittern Worten:

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Emilia Galotti ist so ziemlich in der besten Prosa geschrieben, welche die deutsche Sprache aufzuweisen hat. Man möchte sagen, daß die logische Präcision der Sprache darin die verstandesmäßig berechnete Entwickelung des Inhalts von der Schürzung des Knotens bis zu der heroischen Auflösung des Ganzen nicht unbedeutend unterstützt. Man muß eben so sehr die Biegsamkeit, welche Lessing einer Conversationssprache zu geben weiß, in der er gelegentlich einen Gedanken hinwirft, den man trotz seiner Anmuth doch eher im Laokoon suchen möchte, als die Würde bewundern, welche er einem Dialoge verleiht, aus dessen Wendungen mitunter noch unwillkürlich das gelehrte Studium der platonischen Dialoge hervorblickt. So scheint denn auch Goethe vor Emilia Galotti gestanden zu haben, bewundernd wie vor einer aufgezogenen und richtig gestellten Uhr, deren Räderwerk eine lange, wohl ineinandergreifende Begebenheit Schlag auf Schlag zur Anschauung bringt. Er war erstaunt über die Folgen, welche Lessing wie eine Explosion daraus herzuleiten verstand, daß der Prinz unerwartet Emilia in der Kirche aufsucht und das Schreiben seiner früheren Geliebten, der Orsina, gar nicht mehr öffnet, so daß diese glauben kann, er gewähre ihr wirklich das nach seinem Lustschlosse erbetene Rendezvous und sich deshalb eben dahin begibt, wohin gleichzeitig schon ein neues Schlachtopfer, Emilia Galotti, mit List oder Gewalt geführt ist.

Daß Emilia Galotti das lyrische Element ganz fehlt, welches die Dramen Schillers dem Publikum so werth gemacht hat, würde an und für sich kein Vorwurf sein. Allein Lessing hat überhaupt das Verhältniß Emilia's zu ihrem Bräutigam Appiani*) nicht viel wärmer und seelenvoller geschildert, als man es von einem alten Anakreontiker des 18. Jahrhunderts etwa erwarten konnte. Dies befremdet nun allerdings insofern, als in Emilia Galotti doch wieder bereits einer der edelsten weiblichen Charaktere geschildert ist, zu dessen

*) Und auch zum Prinzen! rufen die Dramaturgen jammernd dazwischen.

ausführlicherer Zeichnung Lessing nicht zu allen Zeiten, wahrscheinlich aber zu Anfang der siebziger Jahre seines Jahrhunderts fähig gewesen wäre. Dieses Versehen des Dichters ist das einzige, was wir dem Drama zum Vorwurfe machen. Es folgen daraus bei näherer Bekanntschaft mit dem Stücke einige Unklarheiten in Emiliens Verhalten, die bei einer strengen Vertiefung in Lessings Gedanken ganz wieder verschwinden. Die Fehler, welche Emilia begeht, sind als solche kaum zu nennen. Sie schenkt den Worten des Prinzen während der Messe zwar so zu sagen kein Gehör, aber sie hört ihn doch an, und diesen ganzen Vorfall verschweigt sie ihrem Vater. Leicht könnte man annehmen, daß Emilia nur schweigt, um den ihrigen Verdruß und Gefahren zu ersparen. Nach ihrer Gefangennahme aber verlangt sie wieder zu viel nach der schwachen Mama (die man einen Augenblick, jedoch mit Unrecht, fast im Verdacht hatte, daß sie ihre Tochter gern dem Prinzen verkuppeln würde) und zu wenig nach ihrem Gemahl. Man möchte gern glauben, daß auch dies aus Schamhaftigkeit und Befangenheit einer Neuvermählten geschehe. Aber alle Versuche, sich Emilia Galotti noch mehr idealisirt zu denken, werden scheinbar, als sie sich in der Gewalt des Prinzen befindet, abgeschnitten durch ihre eigenen Worte an den Vater: „Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt! Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut." Mit Bezug auf das Haus des Kanzlers Grimaldi, wohin der Prinz sie bringen will, fährt sie fort: „Ich kenne das Haus des Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten." Also ein üppiges Hofleben übt doch auch auf Emilia seine Wirkung? Es bliebe die Möglichkeit, daß der Prinz und zwar gerade als Fürst durch seinen Glanz und seine Pracht, nicht durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, die Emilia ganz und gar nicht anerkennt, noch den Schatten des ritterlichen Helden Appiani verdrängen könnte? Man versucht noch, dies Selbstbekenntniß über das Haus des Grimaldi für Uebertreibungen einer selbstquälerischen Frömmigkeit zu halten, durch welche Emilia sich in den Besitz des Dolches setzen oder ihren Vater veranlassen will, sie zu tödten. Allein auch das ist unmöglich:

denn Emilia hat soeben selbst gesagt, daß die Tugend nicht die Gewalt, wohl aber die Verführung zu fürchten habe. Wie sehr wir also auch geneigt sind, Emilia bereits für ein Ideal der Tugend zu halten: in den Augen des Dichters und vor allen in ihren eigenen ist sie es lebend noch nicht. Sie soll es nur werden durch ihren Tod.

Doch da fällt uns ja bei, daß Lessing den Hauptanlaß zu seiner Emilia Galotti in der Geschichte der Virginia bei Livius gefunden hat. Wir schlagen den Livius auf und versuchen, ob er uns das weitere Verständniß der Emilia Galotti eröffnen wird. Bei Livius sehen wir, daß ein übermüthiger Decemvir, Appius Claudius, die Keuschheit der Virginia durch sehr ernstliche Verführungsversuche erprobt hat, wozu sich für den Prinzen bei Lessing bis zum Antritte der Reise des Appiani allerdings noch keine ganz ausreichende Gelegenheit gefunden hat. Appius Claudius läßt nun die Virginia von einem seiner Klienten als angebliche Tochter seiner Sklavin fordern. Er spricht sie ihm selbst als Richter zu, um sich ihrer zu bemächtigen, sowie der Prinz bei Lessing die Emilia dem berüchtigten Kanzler übergeben will, weil sie nach seinem und Marinelli's teuflischem Plane während der Untersuchung über die (von Marinelli angeordnete) Ermordung Appiani's angeblich nicht frei sein darf. Der Vater der Römerin hält mit der Auslieferung die Unschuld der Virginia für verloren und verlangt nun keinen Widerstand mehr, sondern ersticht seine Tochter, offenbar ohne ihre vorherige Genehmigung. Hierfür setzt Lessing Emilia's Selbstmord oder vielmehr die von ihr erbetene und motivirte Ermordung durch den Vater. Die heidnische Schlächterei des Livius paßte nicht mehr für die moderne Bühne. Die Modifikation derselben von Lessing ist eine feine und wohlüberlegte. Wir glauben uns demnach unter Emilia Galotti keine Heilige, jedoch ein Weltkind von guten Sitten vorstellen zu müssen. Weil sie, nicht ohne Religion, aber vor allen Dingen wahr, wie ihr Vater, und am allermeisten entfernt von Heuchelei, mit Rücksicht auf die groben Ausschweifungen ihrer Zeit und ihre eigene angeborene menschliche Schwäche, den Gedanken an die bloße Möglichkeit ihres Falles nicht gänzlich abweisen kann, so verlangt sie nach dem Tode. Ihre große Aufrichtigkeit, die in dem Gespräche mit dem edlen Vater einen noch gesteigerten, hochbegeisterten Ausdruck findet, verbietet ihr in ihrer Lebensfrage jede andere Antwort. Sie würde eine Scheinheilige sein, wenn sie sich anders entschiede. Weil sie aber aus solchen Gründen nach dem Tode ver-

langt, muß sie zuletzt bereits lebend für ein Ideal der weiblichen Tugend gehalten werden. Der reine Wille bildet also nach der Emilia Galotti allerdings in gewisser Hinsicht ein ausreichendes Gegengewicht gegen die Schwäche der menschlichen Natur. Damit stimmt ganz überein, daß Lessing widersprach, als Leysewitz am 22. Nov. 1780 behauptete, bei der eigentlichen Liebe laufe alles auf physische Bedürfnisse hinaus. Um so mehr aber erkennen wir an, daß Lessing die früher bezeichnete sittliche Frage in der Emilia Galotti echt menschlich in einer Weise gelöst hat, wie wir es von einem so wahrheitsliebenden Dichter beinahe nicht anders erwarten konnten.

Hätte nun jedoch auch Lessing vielleicht in dem interessanten und vielseitigen Charakter der Emilia Galotti ein ganz unbedingtes Ideal der weiblichen Tugend nicht hingestellt, so hätte er doch durch die heroische Handlung ihres Vaters zur Zeit der ausschweifenden Maitressenwirthschaft des vorigen Jahrhunderts eine ernste Lehre gegeben. Wenn man bedenkt, daß Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig selbst mit der Brankoni lebte, die sogar mit Lavater befreundet war, so wird man in der ganzen Emilia Galotti, ohne nach gewissen Angaben über die verschiedenen Zeiten der Beschäftigung Lessings mit diesem Trauerspiele allzuviel zu fragen, ein ebenso wahres als tiefpoetisches Zeitgemälde erkennen müssen, in welches vieles und mitunter das wichtigste nur mit einiger Vorsicht aufgenommen werden konnte. Die abgedankte Maitresse Orsina ist ein meisterhaftes Lebensbild. Ihr scharfer Verstand im beständigen Kampfe mit dem vielleicht beginnenden Wahnsinn schildert die Verführung so häßlich, daß ihre Reden zu Emilia's Worten ein nothwendiges Gegenstück bilden. Mit vernichtender Schärfe gab Lessing in dem Marinelli dieses Trauerspiels die geniale Schilderung eines nichtswürdigen Hofmannes. Strafe und Sühne fehlen allerdings nach dieser Seite hin in dem Stücke trotz seiner herrlichen Technik fast ganz. Dennoch mußte Lessing wegen dieses Stückes bei Hofe in Braunschweig schon eine Erklärung über das Entstehen desselben abgeben*). In Gotha fand

*) Wie vielfach Lessing in der Emilia Galotti auf eine damals vielleicht nicht ganz gefahrlose Weise kopirt haben mag, kann folgendes Beispiel zeigen: Friedrich der Große und die mit ihm in Verbindung stehenden Fürsten nannten ihre vornehmsten Räthe nicht, wie man gewöhnlich glaubt, stets „Er", sondern in der Regel „Sie", Friedrich selbst wegen des französischen „Vous" wohl gewöhnlich „Ihr". Das „Er" wurde mehr im Zorne angewendet. Auch hiervon findet sich eine Spur in der Emilia Galotti. Der Prinz, der Marinelli so eben noch „Sie" genannt hat, fährt gleich darauf, als Marinelli ihn gefragt hat, ob er denn Emilia Galotti kenne, im Zorne gegen ihn heraus: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er".

Leyſewitz 1780 die Emilia Galotti übel angeſchrieben, weil die Fürſten darin ſchlecht weg kämen. Und der Kaiſer Joſeph in Wien ....

Nach dem Briefe Eva Königs, die ſich nun wieder in Wien befand, vom 15. Juli 1772 ſah der Kaiſer zweimal die Emilia. Er lobte ſie ſehr gegen Gebler. Das muß ich aber auch geſtehen, ſagte er dabei, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel gelacht habe. „Und ich kann ſagen (bemerkte in ihrem Berichte Eva hierzu), daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel habe lachen hören; zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte ſollen geweint als gelacht werden.“ Die ſchöne Scene mit dem Prinzen und dem Maler wurde ſo abgeſchmackt geſpielt, daß man beide hätte mit Naſenſtübern vom Theater ſchicken mögen. Der Darſteller des Prinzen, Stephanie,*) riß ſein ohnehin großes Maul bis an die Ohren auf, ſteckte die Zunge lang und mächtig aus dem Halſe und leckte das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen war. Leſſing war außer ſich hierüber. Der abſcheuliche Kerl, der Stephanie! ſchrieb er. Er ſah in einer ſolchen Darſtellung den gerechten Grund für das Lachen des Kaiſers. Mit einer Art von Bangigkeit gedachte er offenbar der Möglichkeit, noch an die Spitze eines ſolchen Theaters zu gelangen.

Indem nun aber Eva König 1772 und 1773 in Wien für Leſſing Weſten und ſeidene Strümpfe ſtrickte, ſollten ihr dort noch andere Dinge zu Ohren kommen, welche ihre Hoffnung auf eine ehrenvolle Berufung Leſſings nach Wien ſehr herabſtimmen mußten. Hr. von Sonnenfels (mit Herrn von Gebler einer jener unbedeutenden Schriftſteller, welche, wenn ſie gewollt hätten, die Berufung Leſſings nach Wien als Dramaturgen hätten ſicherlich bewirken können) hatte mit Leſſings größtem Feinde Klotz über dieſen korreſpondirt. Nach Klotzens Tode ließ nun ganz zur Unzeit ſeine Wittwe, die ſich in Geldnoth befand, deſſen Briefwechſel mit Sonnenfels und vielen andern durch einen Hrn. von Hagen veröffentlichen. Leſſing hatte als gewandter Literator von dieſer Novität längſt raſche Kunde. Auch dem Hern. von Gebler in Wien fiel ein Exemplar des Briefwechſels in die Hände. Er entdeckte, daß Sonnenfels, welcher von der Veröffentlichung ſeiner Briefe immer noch keine Ahnung hatte, nicht allein über Leſſing, ſondern auch über ihn (Gebler), über den Erzbiſchof und mehrere Perſönlichkeiten vom Theater ſich gehäſſig geäußert hatte.

*) Ueber ihn Schöne, Briefwechſel S. 546.

Herr von Gebler veranlaßte daher eine Schauspielerin, die in den Briefen von Sonnenfels an Klotz ganz besonders heruntergerissen war Sonnenfels über seine Aeußerungen und seine Zweideutigkeit gegen sie zur Rede zu stellen, ohne ihm zu verrathen, daß die Briefe sogar gedruckt seien. Sonnenfels leugnete alles ab. Ja, seine gutmüthige Frau setzte sich mit der Schauspielerin auf's „Kanapee" und sagte, sie würde ihren Mann verabscheuen, wenn sie nicht wüßte, daß er hier falsch beschuldigt sein müsse. Die Schauspielerin stellte sich besänftigt, schickte aber sogleich von ihrer Wohnung aus dem Herrn von Sonnenfels alle seine Briefe gedruckt zu. Diesen Vorfall machte Gebler zum Nachtheile von Sonnenfels bekannt. Das Verbot des Briefwechsels wurde in Wien von den angegriffenen Personen verhindert. Man verschrieb hunderte von Exemplaren zum Scherze nach Wien. Der angegriffene Erzbischof verschenkte allein dreißig. Der holländische Gesandtschaftsprediger stellte auf einer Maskerade in Wien einen Briefträger vor, der auf die eine Tasche einen Brief geheftet hatte mit der Aufschrift: „Briefe auswärtiger Gelehrten an Klotz" und auf die andere „Briefe von Sonnenfels an Klotz". Unter diesen Umständen schadete Sonnenfels den angegriffenen wienern nicht. Aber von Lessings Berufung scheint hierauf doch in Wien selbst nur wenig mehr die Rede gewesen zu sein. Hatte doch Sonnenfels wenigstens die Kaiserin Maria Theresia auf seiner Seite. Herr von Gebler behelligte Lessing auch ferner mit Zusendung seiner Schriften, unterstand sich aber, seine Briefe an ihn mit einer Hindeutung auf Sonnenfels zurückzufordern, dessen Stellung durch die Herausgabe seiner Briefe an Klotz sehr gefährdet war, so daß Maria Theresia ihm ein Plätzchen bei der Polizei anwies, bei der er allerdings noch segensreich wirkte und die Folter für Oesterreich abschaffte.

Verstimmt durch die Nachrichten aus Wien half Lessing, die Hochzeit des Punschapostels Zachariae am 6. Januar 1773 feiern — natürlich auf dem Weghause. Neujahr hatte er in Braunschweig bei Hofe gefeiert.

Vielleicht das bedeutendste Ereigniß für die braunschweigische Gesellschaft während der Zeit des Aufenthaltes von Lessing in Wolfenbüttel bildete der Selbstmord des jungen Jerusalem, eines Sohnes vom Abt Jerusalem in Braunschweig, der schon Karl Wilhelm Ferdinand erzogen hatte und noch bei der Ausbildung von dessen Bruder Leopold die Oberleitung hatte. Bei jener Hochzeit auf dem Weghause

und selbst in der Neujahrsgesellschaft am Hofe dürfte jener Todesfall wohl ein Hauptgegenstand des Gespräches gewesen sein.*)

An diesem Wertherfieber in Niedersachsen betheiligte sich Lessing zwar keineswegs. Jedoch gab er 1776 die nachgelassenen philosophischen Aufsätze des jungen Jerusalem heraus, welcher Goethe durch seinen Selbstmord gewissermaßen den Anlaß, aber nicht den einzigen, ja kaum den hauptsächlichsten Stoff zum Werther gegeben hatte. Er schrieb dazu eine ausgezeichnet stylisirte, besonders für den Abt Jerusalem ehrenvolle Vorrede. Es heißt darin, „den Verlust eines solchen Sohnes kann ein jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater." Lessing sagte dann, daß er den jungen Jerusalem eigentlich nur von einer Seite kennen gelernt habe. Dies sei das Talent gewesen, die Wahrheit bis in die letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Zwar seien sie dabei mitunter uneins gewesen. Aber (meint Lessing), was that das uns? „Das Vergnügen einer Jagd ist ja allzeit mehr werth, als der Fang." Sehr fein ist am Schlusse der Vorrede die Andeutung, daß er ihn zum Schriftsteller mache, mehr auf seine eigene als des jungen Jerusalems Gefahr.

Doch wir kehren nach Wien zurück. Eva König hatte sich ihrer Besitzungen dort meist entledigt, als sich Lessing unterm 7. März 1775 von Berlin aus noch in Wien anmeldete. Sie gerieth darüber in große Aufregung. Ihr Brief vom 17. März enthält die Nachschrift: „Feder, Tinte, sammt der Schreiberin taugen alle nichts." Lessing stieg in Wien am 31. März 1775 in den goldenen Ochsen bei der neuen Mauth ab. In Berlin hatte er den österreichischen Gesandten van Swieten gesprochen, einen Mann von feiner Bildung, welcher Lessings Berufung nach Wien am meisten gewünscht zu haben scheint. Auch in Wien sah Lessing noch eine oder die andere der in Betracht kommenden Persönlichkeiten. Er verkehrte mit Gebler, aber nicht mit Sonnenfels. Er hatte besonders mit der Kaiserin Maria Theresia eine ganz bedeutsame Unterredung. Er besuchte die Mönche im Kloster Neuburg und sah Preßburg. Er war der Held des Tages und dies ganz besonders im Theater. (D. 315)

*) Wie lebhaft damals der Selbstmord des jungen Jerusalem und Goethe's Werther, der zum Theil dadurch entstanden ist, die Gesellschaft in Niedersachsen überhaupt beschäftigten, mag folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe Göckingks an Gleim aus Ellrich vom 21. März 1775 beweisen: „Eben erhalt' ich einen Brief aus Hannover, daß sich dort ein Offizier erschossen und zur Entschuldigung die Leiden Werthers auf den Tisch gelegt hat. Lotte (des Sekretärs Kestners zu Hannover Frau) ist darüber in Ohnmacht gefallen; das wird Goethe wohl nicht, aber gleichgiltig wird ihm die Nachricht doch auch nicht sein."

Jedoch die Perſonalfrage des wiener Theaters im achtzehnten Jahrhundert wurde bald gelöſt, da es ſich zeigte, daß Leſſing nicht, um eine Anſtellung als Dramaturg zu ſuchen, ja, nicht einmal um Eva König abzuholen, nach Wien kam. Als ob er noch der alte „Sperling auf dem Dache" ſei, reiſte er von dort aus mit einem Prinzen des Ländchens, wo er als Bibliothekarius kaum ein Drittel des Gehaltes erhielt, welches man ihm in Wien würde gegeben haben, weiter nach Italien. Sein Schützling war der ſchon erwähnte Prinz Leopold von Braunſchweig, der ſpäter bei Frankfurt in der Oder ertrank. Leſſing, der bereit geweſen war, mit noch geringeren Mitteln als Winckelmann nach Italien auszuwandern, war ſtets durch die Rückſichten, welche man in ſeinem Vaterlande zuletzt noch auf ihn als großen Dichter nahm, von der Reiſe abgehalten, ſo lange ihn die Aeſthetik beſchäftigte. Gegen das Ende ſeines Lebens aber ſollte er ſeine großen theologiſchen Kämpfe doch nicht unternehmen, ohne wie Luther das Land des Papſtes geſehen zu haben, wobei freilich bei Leſſing eher eine Abſchleifung als eine Vermehrung ſeiner anerzogenen lutheriſchen Jugendanſichten ſtattgefunden haben könnte. Zu einer eigentlichen Verarbeitung ſeiner Reiſeeindrücke gelangte Leſſing nicht mehr. Seine Aufzeichnungen in Italien waren gelehrt und pikant, tragen aber noch keinen eigentlichen Charakter. Ueberall fehlen noch die Pointen. So bemerkte er: „Zu Modena nichts beſehen, als den Schloßgarten und den Stall, in welchem der Herzog den Engländer hat ausſtopfen laſſen, der ihm in der Bataille bei Prag hat Dienſte gethan." Wie hier vermiſſen wir in dieſen Aufzeichnungen überall das, was man das Gepräge nennen könnte. Man ſieht aber, wie verſchieden der Stempel hätte ſein können, den die Gewandtheit Leſſings hier noch im entſcheidenden Augenblicke hinzufügen mußte.

Nach einem Briefe aus Wien vom 26. December 1775 war Leſſing auch auf Korſika geweſen und dann von München wieder nach Wien gegangen. Nun hielt er ſich noch ſtolzer gegen die öſterreichiſche Regierung, als auf der Hinreiſe. Zuletzt ging er über Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Eva König war ſchon früher in ihrem zweiſitzigen wiener Wagen wieder in Hamburg angelangt. Durch die nicht ganz günſtigen Zeiten war dort das Hausweſen mancher ihrer alten Freundinnen jetzt wie umgekehrt. Statt „in der Karte" zu ſpielen, wurden Kinderhemden gemacht. Auch Eva König führte wohl die ſchon nach der erſten wie-

ner Reise vorbereiteten Vereinfachungen ihrer Wirthschaft wirklich durch. Inzwischen wurde nun auch an die Hochzeit gedacht. Am 10. September hatte Lessing ausgekundschaftet, daß in Wolfenbüttel damals ein gewöhnliches Mädchen 10 bis 12 Thlr. Lohn, 4 bis 5 Thlr. „Biergelb" und, wenn sie sich gut aufführe, „einen heiligen Christ" bekomme. Nicht unbedeutende Kosten verursachte die Hochzeitsreise. Lessing ist in der Kutsche mit vieren von Hamburg bis Braunschweig durch Niedersachsen gefahren. — Es lag im Charakter des 18. Jahrhunderts, daß die Dichter in der Praxis die weitläufigen Formalitäten des Aufgebotes und der Trauung etwas abzukürzen liebten. Als Gleim mit einer braunschweigerin verlobt war, verschaffte er sich einen braunschweigischen Kabinetsbefehl, worauf er im braunschweigischen ohne Aufgebot zu jeder Stunde, wann er wollte, getraut werden mußte. Sogar der fromme Matthias Claudius scheute die kleine Annäherung an die Civilehe nicht, daß er seinen Seelsorger, den Pastor loci von Wandsbeck, in Gegenwart Klopstocks und anderer, die er ohne alle weiteren Angaben eingeladen hatte, durch die naive Bitte um ein Eheweib, indem er ihn sofort mit seiner Rebecca kopulire, ängstigte, und da er sich entsetzt weigerte, plötzlich einen königlich dänischen Befehl, ihn sofort zu trauen, ihm in die Hand drückte. Kein Wunder daher, daß auch in der Luise von Johann Heinrich Voß der ehrwürdige Pfarrherr von Grünau (vielleicht gerade bewogen durch jenes anstößige Benehmen des gemüthlichen Claudius und seiner Rebecca) lieber gleich selbst schon am Polterabende gegen seine Frau anhebt: „Mütterchen, soll ich sie trau'n?" und ihnen dann in der That noch an demselben Abende eine auch schon etwas nach dem Standesbeamten des 19. Jahrhunderts schmeckende Rede hält. Schon Lessing dachte an eine Trauung durch den Geistlichen am Polterabende vor dem eigentlichen Hochzeitstage. Jedenfalls ward er am 8. Oktober 1777 (fünfeinhalb Jahr nach der Hochzeit des wandsbecker Boten) mit Eva König kopulirt.

Inzwischen waren aber früher mit Klopstock und dann auch mit Lessing neue Verhandlungen von Baden aus begonnen. Man versprach Lessing wohl etwas über die Hälfte seines Gehaltes in Wolfenbüttel, wenn er von dort aus auf die Erhebung der Schaubühne in Baden (wo ja späterhin dann doch wenigstens Schiller einen gewissen Anhalt fand) zum deutschen Nationaltheater hinwirken wolle. Lessing fing auch in der That bereits an, Baden mit Kräften

und Unkräften für die Bühne zu versorgen. Da seine Frau aus Baden war und dort sehr angesehene Verwandte hatte, so war er leicht zur Einkehr in Baden zu bewegen. Allein jetzt nahm der kurpfälzische Minister Freiherr v. Hompesch noch alles zurück, wie es scheint unter der Vorspiegelung, als habe man doch auf eine vollständige Uebersiedelung Lessings nach Baden für jenen geringen Preis rechnen dürfen. Lessing schrieb ihm nun in einem berühmt gewordenen Briefe, er bedürfe eines Lichtes über seine Angelegenheit in Baden, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er sich muthwilli durch Intriguen als ein Kind behandeln lasse. Nur einem Kinde, welchem man ein gethanes Versprechen nicht halten möchte, drehe man das Wort im Munde um, damit man es glauben mache, daß es sich nunmehr selbst ja freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühle das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind sei, wisse es den Frevel nicht auseinanderzusetzen. Darin beliebe der Minister doch wohl nur mit ihm zu scherzen: daß er demohnerachtet die mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und sie von Zeit zu Zeit besuchen würde. Er dränge sich zu nichts, und sich solchen Leuten, die, trotzdem daß sie ihn zuerst gesucht hätten, ihm dennoch nicht zum besten begegnen wollten oder könnten, wieder an den Kopf zu werfen, würde ihm ganz unmöglich sein.

An Nicolai schrieb Lessing 25. Mai 1777, in Betreff der Nationalschaubühne hätte ihm einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sage, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht!“

Lessing verzichtete nach der badischen Reise auf die Betheiligung an der deutschen Schaubühne. Wir werden sogleich sehen, daß selbst Nathan der Weise bei ihm gewissermaßen auf einem andern — dem theologischen — Boden erwuchs.

7. Lessing als Theologe. (Nathan der Weise.)

Lessing unterbrach auch während seiner Ehe um so weniger den geselligen Verkehr mit den braunschweigischen Freunden, als den Oberbibliothekar zu Wolfenbüttel (noch bis auf den heutigen Tag) häufige Geschäfte nach der Hauptstadt rufen. Auch am 10. Januar

mußte der Dichter dahin reisen. An demselben Tage wollten ihn Eschenburg und Schmid besuchen. Durch einen Expressen bestellte er die Freunde ab. Wenn sein Bote aber nicht vor der Abreise bei ihnen anlangen würde, so hoffte er auf dem Weghause mit ihnen zusammenzutreffen und dort mit ihnen „zu speisen, was Gott beschceert". Nach der nur zu kurzen Ehe sah sich Lessing vollends wieder auf den Verkehr mit Braunschweig angewiesen. Wie der Brief vom 17. Januar 1779 besagt, so erwartete er um diese Zeit Eschenburg mit Georg Forster. Lessing sprach die Hoffnung aus, daß der wieder eingetretene schlechte Weg einen Mann, der um die Welt gereist sei, nicht abhalten werde, eine Meile zu reisen, wenn sie auch noch zehnmal schlechter zurückzulegen wäre, als der Weg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel. Georg Forster war dann auch wirklich am 20. Januar 1779 in Lessings Hause. Im folgenden Jahre, den 17. Juni 1780, brachte ein Gespann Leysewitz und Thär nach Wolfenbüttel. Sie fuhren mit Extrapost am „Goldenen Engel" vor, zogen aber von da aus sogleich zu Lessing. Er zeigte ihnen das Schloß, welches er bewohnte. Thär und Lessing, der bei Gleim in Halberstadt vor Jahren sogar am „Juden"*), einem Felsen, in die Höhe geklettert war und auch jetzt, nur wenige Monate vor seinem Tode, nicht an Schwindel litt, gingen „um die Galerie, während Leysewitz für Schwindel in der Thür" sitzen blieb. Man hielt sich einige Zeit auf dem Hofe auf und aß im Gartensaale. Nach Tische wurde Koffee getrunken und Toback geraucht, theils im Garten, theils im Saale.

Obgleich Lessing oder Eva König mit der alten Dienstwohnung, wenn wir nicht irren, nicht immer ganz zufrieden waren, so möchte man doch aus dieser Beschreibung, welche wir Leysewitz entnommen haben, gern den Schluß ziehen, daß der Dichter der Emilia Galotti das Glück gehabt habe, seine Geliebte als Hausfrau in ein nicht ganz unbehagliches, geräumiges und sogar poetisches Haus einführen zu können. Freilich, eine romantische Ader trug keiner der beiden Ehegatten in sich, am wenigsten Lessing, wie sehr er auch durch verständige Nachforschungen die Studien vorbereitete, deren eigentliche Begründung man später in Deutschland der Romantik verdankte.

Gotthold Ephraim Lessings kurze, aber glückselige Ehe hat etwas ungemein rührendes. Moses Mendelssohn wollte wissen, was am

*) Wohl der jetzt sogenannte gläserne Mönch beim Landhause.

meiſten zur Beruhigung ſeines Gemüthes beigetragen habe, die Frau oder „die Freimäurerey“. Er ſelbſt nannte es „das friedenvollſte und glücklichſte Jahr“ ſeines Lebens, das er „in der innigſten Gemeinſchaft“ mit ſeiner Eva durchlebte. Denn nur reichlich ein Jahr und wenig mehr, als die Natur an Zeit verlangt vom Tage der Hochzeit bis zur Erſtgeburt umfaßte dieſe Ehe.

Selten hat vielleicht eine Ehe, ein Familienleben tiefer gewirkt, als das Gotthold Ephraim Leſſings. Wir dürfen es dreiſt ausſprechen, daß die Philoſophie Leſſings während ſeiner letzten Lebensjahre und daß der Nathan ſelbſt ohne ſein Familienleben undenkbar ſein würde. Sein Briefwechſel gibt uns über daſſelbe keinen Aufſchluß mehr. Man geſtatte uns daher zur Ausfüllung dieſer Lücke einige ganz allgemeine Betrachtungen.

Wer lange ohne Kinder lebt, muß viel leiden von ſolchen, die ihm ſeine größere Freiheit nicht gönnen, welche ſich mit der gefüllten Kinderſtube nun einmal in keiner Hinſicht leicht vereinigen läßt. Wird aber dann ein ſolcher ſpäter noch ſelbſt Familienvater, ſo glaubt er bei einigermaßen reger Beobachtungsgabe plötzlich ſo vieles bisher ihm unbekanntes wahrzunehmen, daß er dieſe Veränderung doch für keine ganz unweſentliche hält. Er wundert ſich, daß ſo manche Frage — und vielleicht mit Zuziehung von vielem fremdartigen noch in forcirter Weiſe — entſchieden wird, bei welcher ſeiner Meinung nach nun die Erfahrungen der Familie von der größten Bedeutung ſind. Er überzeugt ſich, daß der Menſch in ſeinem zarteſten und gefahrvollſten Alter bisher auf Erden eigentlich nur einige Schwärmer wie Rouſſeau intereſſirt hat. Er fängt an zu muthmaßen, daß eine Welt, welche die Kinder ſo lange weſentlich dem Schutze der Dorfhebammen und der lieben Engelein überläßt, noch nicht ſo ſehr auf ihren Vortheil in Gegenwart und Zukunft bedacht iſt, als man wohl glauben könnte. Er hält bei näherer Ueberlegung wenigſtens für ſicher, daß die körperliche und geiſtige Begabung der Kinder ein Produkt der Anlagen beider Eltern iſt. Indem nun der gereiftere Vater leicht die Gefahren überſieht, in welche der ihm ganz ähnlich geartete Sohn leicht wieder gerathen könnte, und ſogar von außen her aufgedrungenes, was ihm ſelbſt ſich anzueignen nicht gelang, zum zweiten male mit mehr Einſicht derſelben gleichſam neu geborenen Natur einzupflanzen bemüht iſt, wird die Erziehung eine unendlich mannigfaltige. Um ſo ferner aber muß alles leichtſinnige Generaliſiren dieſen Einzelheiten wie über-

haupt alle Principienreiterei dieser echten Familienerziehung bleiben. Dagegen können die — nach der Natur der Einzelnen natürlich sehr verschiedenen — stillen Rückwirkungen auf die gesammte Weltanschauung nicht ausbleiben.

Und nun wagen wir, wie vielmals wir auch die Kühnheit und Unzulänglichkeit der so eben angestellten Betrachtungen zu entschuldigen bitten, doch zu behaupten, daß schon Lessing gewisse Erfahrungen ähnlicher Art innerlich durchlebt hat, die ihn an Lebhaftigkeit sich immer mehr steigernd von der allgemeineren pädagogischen Beobachtung seiner Stiefkinder bis zur Abfassung seiner berühmten Blätter über die Erziehung des Menschengeschlechtes fortrissen. Demnach scheint uns selbst Lessings lebhafteres Eingehen auf die Theologie wenigstens im allgemeinen mit seiner weihevollen Stimmung seit den Tagen der Ehe in einem Zusammenhange zu stehen.

Am 3. Januar 1778*) bereits schrieb er an Eschenburg die berühmten Worte über den Tod seines Sohnes: „Ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage.“ Vielleicht hatte ein einziger schmerzlicher Blick des kurzlebigen Knaben genügt, um dem Vater die volle Ueberzeugung von seinem durchdringenden Verstande aufzudrängen. Er fügt aber nur den beißenden Scherz hinzu, ob es nicht Verstand gewesen sei, „daß er so bald Unrath merkte“ und „daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen.“ Inzwischen starb auch die edle und geistreiche Mutter des Knaben schon fünf Tage nach Abfassung dieses merkwürdigen Briefes am 10. Januar 1778. Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß sie schon früher, zu der Zeit, da sie noch wie eine Walkyre sich auf ihren Reisen durch die Ueberschwemmungen am Main hindurcharbeitete, mitunter von Hypochondrie befallen wurde, wie sie sich selbst beschuldigt. Daß sie aber während einer Ehe, welche sie nach einem Jahre durch den Tod im Wochenbette beschloß, leicht hypochondrisch werden konnte, besonders wenn vielleicht ein Zug von Frömmigkeit sich gerade damals lebhafter bei ihr regte, als Lessing sich dem Spinozismus mehr und mehr zuwandte, sehen wir wohl ein. Nach ihrem Tode schrieb Lessing (14. Januar 1778 an Eschenburg)**), er müsse seinen Weg nun wieder

*) Schöne S. 505.
**) Schöne S. 509.

allein „fortduſeln". Vielleicht iſt es demnach ſogar wahr, daß auf Leſſings eigene letzte Jahre ein Schatten von Muthloſigkeit und Trauer gefallen ſei, wie Schöne bemerkt. Dieſer Schatten aber gibt in Verbindung mit dem Lichte der Philoſophie, welches ihm damals gleichſam an der Grenze von Zeit und Ewigkeit geiſterhaft zu leuchten ſchien, doch zugleich auch Leſſings letzten Lebensjahren wieder einen gewiſſen eigenthümlich ſchönen Glanz.

Als Philoſoph hatte Leſſing wie Mendelsſohn und auch Nicolai kein eigentliches Syſtem. Sie waren alle Eklektiker. Sie verehrten Locke, ſie prieſen Leibniz und Wolff. Leſſing ging indeſſen zuletzt über die andern beiden Popularphiloſophen, ſowie überhaupt über die Aufklärer und Deiſten ziemlich deutlich bis zum Pantheismus hinaus.

Er hatte in Hamburg nach ſeiner Vorliebe für eine gewiſſe mehr ſpekulative Theologie mit den Geiſtlichen ſowohl von der orthodoxen als von der aufgeklärteren Richtung verkehrt. Das Verſtandesthum des glatten Predigers Alberti, der ihm dort beſonders freundlich entgegengekommen ſein mag, hatte ihn nicht allein an dieſen zu feſſeln vermocht. Leſſing hatte auch mit dem ſtrenggläubigen Paſtor Götze in Hamburg verkehrt. Vielleicht ahnte er bereits das volksthümliche und poetiſche Element in der Orthodoxie, dem zu Liebe ſpäter die Romantiker ſich vollſtändig gegen den Rationalismus erklärten. Daß ſich Leſſing bei geſellſchaftlichen Disputationen oft auf die ſchwächere Seite ſtellte, iſt ſchon erwähnt. Was er als Paradoxien vertheidigt haben ſoll, wird oft genug die Orthodoxie geweſen ſein. Allein Leſſing machte offenbar mit den Orthodoxen und ganz beſonders mit Götze dieſelben Erfahrungen, die man noch jetzt mit der großen Mehrzahl derſelben macht. Langjährige Vermittelungsverſuche werden zurückgewieſen, ſelbſt die nöthigſten Kompromiſſe verweigert; jede Literatur wird mit Mißtrauen betrachtet, insbeſondere aber die deutſche, weil ſie ſeit der Reformation die Grenzen der kirchlichen Entwicklung nicht inne hielt, als Feindin angeſehen. Hierin liegt ebenſowohl zum Theil der Schlüſſel für die neuere Niederlage der Orthodoxie in Preuſſen, als auch für Leſſings polemiſche Schriftſtellerei über Religion im Jahre 1778.

Am 13. Februar 1773 hatte er vom Herzog Karl die Erlaubniß erhalten, die Beiträge zur Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel in der Waiſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig herauszugeben. Auch die Cenſur war ihm den 13.

Februar 1772 erlassen als einem bereits rühmlich bekannten klugen und gelehrten Schriftsteller. Man hielt sich von ihm versichert, daß er nichts werde drucken lassen, was Religion und gute Sitten beleidigen könne. Lessing fing nun nach der Ansicht der braunschweigischen Behörden an, die ihm anvertraute Bibliothek auf eine praktische Art mit kluger Auswahl der Sachen sehr gut zu benutzen, und seine Beiträge wurden mit allgemeinem Beifall der gelehrten Welt aufgenommen. Nach einiger Zeit wurde bemerkt, daß er im 3. und 4. Theil der Beiträge die sogenannten: „Fragmente die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend" aufgenommen hatte. Er hatte dieselben einer Handschrift (von Reimarus) entnommen, welche er allerdings nicht in der herzoglichen Bibliothek aufgefunden hatte. Als Zweck gab er an, daß er durch die Veröffentlichung Widerlegungen hervorrufen wolle. Er selbst ließ es an Einwendungen nicht fehlen. Dennoch entstanden gegen seine auf die christliche Religion bezüglichen Schriften, welche er nun in der Waisenhausbuchhandlung hatte ausgehen lassen, Bedenken. Der Direktor dieser Staatsanstalt, Professor Remer, stattete über den Vertrieb der Arbeiten einen Bericht ab. Dieser gesinnungstüchtige Buchhändler schrieb sogar in Bezug auf Lessing an einen höheren Beamten den 2. Juli 1778 sehr naiv: „Hier in Braunschweig haben wir jetzt gar keine Censur, und ich unterstehe mich Ew. Hochwohlgeboren deswegen die Bitte in's Gedächtniß zu bringen, die ich schon einmal gethan, nämlich für mich die Gewogenheit zu haben, mich zu diesem Geschäft in Vorschlag zu bringen, wegen das emolument, das in Leipzig damit verbunden ist, und welches 2 ggr. (!!) von jedem Bogen, von dem Verleger zu bezahlen, beträgt."

An Angriffen von Geistlichen auf Lessings theologische Schriftstellerei fehlte es nicht ganz. Dieser schrieb dann auch 1778 seine der Form nach mustergiltigen Streitschriften gegen Götze. Obgleich Gleim Lessings Hinneigung zum Pantheismus während seiner letzten Lebensjahre beklagte, war er doch mit dem halberstädter Kreise ihm von nun an am meisten getreu. Während Lessings theologische Streitigkeiten, während Nathan der Weise und schon Emilia Galotti bedeutende Schwankungen in dem Urtheile über ihn hervorriefen, bildete sich nur in Halberstadt und Berlin jene Stimmung über den Dichter aus, welche jetzt die herrschende ist und zwei bis drei seiner Dramen für alle Zeiten auf dem Repertoire unserer Bühnen zu erhalten ver-

ſpricht. Von folgenden beiden Epigrammen der halberſtädter gegen Leſſings Gegner Götze wiegt das erſte viele ihrer langen ſchlechten Gedichte auf:

Wie gern läßt doch die Dummheit ſich
In einem ſchwarzen Rocke tragen,
Wie gern verbirgt ſich liſtiglich
Betrügerei im weißen Kragen,
Wie gern der Schalk ins Aeugelchen,
Wie gern der Neid in die Perrücke,
Wie gern im großen Aermel Tücke
Und Heuchelei ins Mäntelchen!
Wollt ihr dies Götzenbild im ſchwarzen Rock verehren,
So geht nach Hamburg es zu ſehen und zu hören.

Das andere Epigramm lautet:

Der Ochſenhüter Götze ſtreitet
Für ſeiner lieben Teufel Schaar,
Und Zürchens Jakob Böhme (Lavater) reitet
Wie ein beſoffener Huſar
Auf Sankt Johannis Hypogryphe (sic)
Mit ſieben Köpfen voller Zorn
Aus ſeinen Welten in die Tiefe
Der Erd' herab und bläſt in's Horn,
Und fordert jeden zum Turniere,
Der ihm nicht glauben will, heraus;
Wir lachen den mit ſeinem Thiere
Und den mit ſeinen Teufeln aus;
Warum uns mit den Narren balgen,
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Muſen Namen an den Galgen,
Und Wieland ſieht's und lobet ihn.

In Braunſchweig und Helmſtedt befahl der Herzog Karl ſelbſt, alle Exemplare der Fragmente zu konfisciren. Auf den Univerſitätsbuchhändler in Helmſtedt ſchien es dabei beſonders abgeſehen. Allein er verſicherte, daß er nur zwei Exemplare verkauft habe, eins an den Paſtor Dröſemeyer und eins an den Abt Velthuſen; zwei Exemplare, die er noch beſaß, lieferte er an den akademiſchen Senat in Helmſtedt aus. Dieſer behielt ſie für ſich. Nach Empfang eines zweiten Schreibens aus Braunſchweig fügte er ſie einer beruhigenden Antwort bei. Leſſing ſelbſt erreichte, daß in das Verbot der Fragmente ſeine antigötziſchen Blätter nicht mit einbegriffen waren. Die Befreiung von der Cenſur wurde ihm genommen. Da aber, wie es ſcheint, die Polemik des Propſt Reß in Wolfenbüttel gegen die Fragmente von der braunſchweigiſchen Behörde unterdrückt wurde und Leſſing dennoch gegen Götze das Wort fortführen durfte, ſo blieb er im Grunde der Sieger in den Augen des Publikums nach der Abſicht der braunſchweigiſchen Regierung. Der ganze Debit des 3. und 4. Theils der Beiträge wurde ſcheinbar unterdrückt. Die Handſchrift, wovon der Abdruck gemacht und wovon noch ein ungedruckter Theil übrig war, wurde abgefordert, verſiegelt und ins Staatsarchiv gelegt. Dort iſt ſie — geſtohlen.

Nach dem Tode des Herzogs Karl ſcheint auch der 5. Band in aller Stille noch ans Licht getreten zu ſein. Wenigſtens theilte im

ner Reise vorbereiteten Vereinfachungen ihrer Wirthschaft wirklich durch. Inzwischen wurde nun auch an die Hochzeit gedacht. Am 10. September hatte Lessing ausgekundschaftet, daß in Wolfenbüttel damals ein gewöhnliches Mädchen 10 bis 12 Thlr. Lohn, 4 bis 5 Thlr. „Biergeld" und, wenn sie sich gut aufführe, „einen heiligen Christ" bekomme. Nicht unbedeutende Kosten verursachte die Hochzeitsreise. Lessing ist in der Kutsche mit vieren von Hamburg bis Braunschweig durch Niedersachsen gefahren. — Es lag im Charakter des 18. Jahrhunderts, daß die Dichter in der Praxis die weitläufigen Formalitäten des Aufgebotes und der Trauung etwas abzukürzen liebten. Als Gleim mit einer braunschweigerin verlobt war, verschaffte er sich einen braunschweigischen Kabinetsbefehl, worauf er im braunschweigischen ohne Aufgebot zu jeder Stunde, wann er wollte, getraut werden mußte. Sogar der fromme Matthias Claudius scheute die kleine Annäherung an die Civilehe nicht, daß er seinen Seelsorger, den Pastor loci von Wandsbeck, in Gegenwart Klopstocks und anderer, die er ohne alle weiteren Angaben eingeladen hatte, durch die naive Bitte um ein Eheweib, indem er ihn sofort mit seiner Rebecca kopulire, ängstigte, und da er sich entsetzt weigerte, plötzlich einen königlich dänischen Befehl, ihn sofort zu trauen, ihm in die Hand drückte. Kein Wunder daher, daß auch in der Luise von Johann Heinrich Voß der ehrwürdige Pfarrherr von Grünau (vielleicht gerade bewogen durch jenes anstößige Benehmen des gemüthlichen Claudius und seiner Rebecca) lieber gleich selbst schon am Polterabende gegen seine Frau anhebt: „Mütterchen, soll ich sie trau'n?" und ihnen dann in der That noch an demselben Abende eine auch schon etwas nach dem Standesbeamten des 19. Jahrhunderts schmeckende Rede hält. Schon Lessing dachte an eine Trauung durch den Geistlichen am Polterabende vor dem eigentlichen Hochzeitstage. Jedenfalls ward er am 8. Oktober 1777 (fünfeinhalb Jahr nach der Hochzeit des wandsbecker Boten) mit Eva König kopulirt.

Inzwischen waren aber früher mit Klopstock und dann auch mit Lessing neue Verhandlungen von Baden aus begonnen. Man versprach Lessing wohl etwas über die Hälfte seines Gehaltes in Wolfenbüttel, wenn er von dort aus auf die Erhebung der Schaubühne in Baden (wo ja späterhin dann doch wenigstens Schiller einen gewissen Anhalt fand) zum deutschen Nationaltheater hinwirken wolle. Lessing fing auch in der That bereits an, Baden mit Kräften

und Unkräften für die Bühne zu versorgen. Da seine Frau aus Baden war und dort sehr angesehene Verwandte hatte, so war er leicht zur Einkehr in Baden zu bewegen. Allein jetzt nahm der kurpfälzische Minister Freiherr v. Hompesch noch alles zurück, wie es scheint unter der Vorspiegelung, als habe man doch auf eine vollständige Uebersiedelung Lessings nach Baden für jenen geringen Preis rechnen dürfen. Lessing schrieb ihm nun in einem berühmt gewordenen Briefe, er bedürfe eines Lichtes über seine Angelegenheit in Baden, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß er sich muthwilli durch Intriguen als ein Kind behandeln lasse. Nur einem Kinde, welchem man ein gethanes Versprechen nicht halten möchte, drehe man das Wort im Munde um, damit man es glauben mache, daß es sich nunmehr selbst ja freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühle das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind sei, wisse es den Frevel nicht auseinanderzusetzen. Darin beliebe der Minister doch wohl nur mit ihm zu scherzen: daß er demohnerachtet die mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und sie von Zeit zu Zeit besuchen würde. Er dränge sich zu nichts, und sich solchen Leuten, die, trotzdem daß sie ihn zuerst gesucht hätten, ihm dennoch nicht zum besten begegnen wollten oder könnten, wieder an den Kopf zu werfen, würde ihm ganz unmöglich sein.

An Nicolai schrieb Lessing 25. Mai 1777, in Betreff der Nationalschaubühne hätte ihm einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sage, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht!"

Lessing verzichtete nach der badischen Reise auf die Betheiligung an der deutschen Schaubühne. Wir werden sogleich sehen, daß selbst Nathan der Weise bei ihm gewissermaßen auf einem andern — dem theologischen — Boden erwuchs.

7. Lessing als Theologe. (Nathan der Weise.)

Lessing unterbrach auch während seiner Ehe um so weniger den geselligen Verkehr mit den braunschweigischen Freunden, als den Oberbibliothekar zu Wolfenbüttel (noch bis auf den heutigen Tag) häufige Geschäfte nach der Hauptstadt rufen. Auch am 10. Januar

mußte der Dichter dahin reisen. An demselben Tage wollten ihn Eschenburg und Schmid besuchen. Durch einen Expressen bestellte er die Freunde ab. Wenn sein Bote aber nicht vor der Abreise bei ihnen anlangen würde, so hoffte er auf dem Weghause mit ihnen zusammenzutreffen und dort mit ihnen „zu speisen, was Gott bescheert". Nach der nur zu kurzen Ehe sah sich Lessing vollends wieder auf den Verkehr mit Braunschweig angewiesen. Wie der Brief vom 17. Januar 1779 besagt, so erwartete er um diese Zeit Eschenburg mit Georg Forster. Lessing sprach die Hoffnung aus, daß der wieder eingetretene schlechte Weg einen Mann, der um die Welt gereist sei, nicht abhalten werde, eine Meile zu reisen, wenn sie auch noch zehnmal schlechter zurückzulegen wäre, als der Weg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel. Georg Forster war dann auch wirklich am 20. Januar 1779 in Lessings Hause. Im folgenden Jahre, den 17. Juni 1780, brachte ein Gespann Leyserwitz und Thär nach Wolfenbüttel. Sie fuhren mit Extrapost am „Goldenen Engel" vor, zogen aber von da aus sogleich zu Lessing. Er zeigte ihnen das Schloß, welches er bewohnte. Thär und Lessing, der bei Gleim in Halberstadt vor Jahren sogar am „Juden"*), einem Felsen, in die Höhe geklettert war und auch jetzt, nur wenige Monate vor seinem Tode, nicht an Schwindel litt, gingen „um die Galerie, während Leyserwitz für Schwindel in der Thür" sitzen blieb. Man hielt sich einige Zeit auf dem Hofe auf und aß im Gartensaale. Nach Tische wurde Koffee getrunken und Toback geraucht, theils im Garten, theils im Saale.

Obgleich Lessing oder Eva König mit der alten Dienstwohnung, wenn wir nicht irren, nicht immer ganz zufrieden waren, so möchte man doch aus dieser Beschreibung, welche wir Leyserwitz entnommen haben, gern den Schluß ziehen, daß der Dichter der Emilia Galotti das Glück gehabt habe, seine Geliebte als Hausfrau in ein nicht ganz unbehagliches, geräumiges und sogar poetisches Haus einführen zu können. Freilich, eine romantische Ader trug keiner der beiden Ehegatten in sich, am wenigsten Lessing, wie sehr er auch durch verständige Nachforschungen die Studien vorbereitete, deren eigentliche Begründung man später in Deutschland der Romantik verdankte.

Gotthold Ephraim Lessings kurze, aber glückselige Ehe hat etwas ungemein rührendes. Moses Mendelssohn wollte wissen, was am

*) Wohl der jetzt sogenannte gläserne Mönch beim Landhause.

meisten zur Beruhigung seines Gemüthes beigetragen habe, die Frau oder „die Freimäurerey". Er selbst nannte es „das friedenvollste und glücklichste Jahr" seines Lebens, das er „in der innigsten Gemeinschaft" mit seiner Eva durchlebte. Denn nur reichlich ein Jahr und wenig mehr, als die Natur an Zeit verlangt vom Tage der Hochzeit bis zur Erstgeburt umfaßte diese Ehe.

Selten hat vielleicht eine Ehe, ein Familienleben tiefer gewirkt, als das Gotthold Ephraim Lessings. Wir dürfen es dreist aussprechen, daß die Philosophie Lessings während seiner letzten Lebensjahre und daß der Nathan selbst ohne sein Familienleben undenkbar sein würde. Sein Briefwechsel gibt uns über dasselbe keinen Aufschluß mehr. Man gestatte uns daher zur Ausfüllung dieser Lücke einige ganz allgemeine Betrachtungen.

Wer lange ohne Kinder lebt, muß viel leiden von solchen, die ihm seine größere Freiheit nicht gönnen, welche sich mit der gefüllten Kinderstube nun einmal in keiner Hinsicht leicht vereinigen läßt. Wird aber dann ein solcher später noch selbst Familienvater, so glaubt er bei einigermaßen reger Beobachtungsgabe plötzlich so vieles bisher ihm unbekanntes wahrzunehmen, daß er diese Veränderung doch für keine ganz unwesentliche hält. Er wundert sich, daß so manche Frage — und vielleicht mit Zuziehung von vielem fremdartigen noch in forcirter Weise — entschieden wird, bei welcher seiner Meinung nach nun die Erfahrungen der Familie von der größten Bedeutung sind. Er überzeugt sich, daß der Mensch in seinem zartesten und gefahrvollsten Alter bisher auf Erden eigentlich nur einige Schwärmer wie Rousseau interessirt hat. Er fängt an zu muthmaßen, daß eine Welt, welche die Kinder so lange wesentlich dem Schutze der Dorfhebammen und der lieben Engelein überläßt, noch nicht so sehr auf ihren Vortheil in Gegenwart und Zukunft bedacht ist, als man wohl glauben könnte. Er hält bei näherer Ueberlegung wenigstens für sicher, daß die körperliche und geistige Begabung der Kinder ein Produkt der Anlagen beider Eltern ist. Indem nun der gereiftere Vater leicht die Gefahren übersieht, in welche der ihm ganz ähnlich geartete Sohn leicht wieder gerathen könnte, und sogar von außen her aufgedrungenes, was ihm selbst sich anzueignen nicht gelang, zum zweiten male mit mehr Einsicht derselben gleichsam neu geborenen Natur einzupflanzen bemüht ist, wird die Erziehung eine unendlich mannigfaltige. Um so ferner aber muß alles leichtsinnige Generalisiren diesen Einzelheiten wie über-

haupt alle Principienreiterei dieser echten Familienerziehung bleiben. Dagegen können die — nach der Natur der Einzelnen natürlich sehr verschiedenen — stillen Rückwirkungen auf die gesammte Weltanschauung nicht ausbleiben.

Und nun wagen wir, wie vielmals wir auch die Kühnheit und Unzulänglichkeit der so eben angestellten Betrachtungen zu entschuldigen bitten, doch zu behaupten, daß schon Lessing gewisse Erfahrungen ähnlicher Art innerlich durchlebt hat, die ihn an Lebhaftigkeit sich immer mehr steigernd von der allgemeineren pädagogischen Beobachtung seiner Stiefkinder bis zur Abfassung seiner berühmten Blätter über die Erziehung des Menschengeschlechtes fortrissen. Demnach scheint uns selbst Lessings lebhafteres Eingehen auf die Theologie wenigstens im allgemeinen mit seiner weihevollen Stimmung seit den Tagen der Ehe in einem Zusammenhange zu stehen.

Am 3. Januar 1778*) bereits schrieb er an Eschenburg die berühmten Worte über den Tod seines Sohnes: „Ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage." Vielleicht hatte ein einziger schmerzlicher Blick des kurzlebigen Knaben genügt, um dem Vater die volle Ueberzeugung von seinem durchdringenden Verstande aufzudrängen. Er fügt aber nur den beißenden Scherz hinzu, ob es nicht Verstand gewesen sei, „daß er so bald Unrath merkte" und „daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen." Inzwischen starb auch die edle und geistreiche Mutter des Knaben schon fünf Tage nach Abfassung dieses merkwürdigen Briefes am 10. Januar 1778. Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß sie schon früher, zu der Zeit, da sie noch wie eine Walkyre sich auf ihren Reisen durch die Ueberschwemmungen am Main hindurcharbeitete, mitunter von Hypochondrie befallen wurde, wie sie sich selbst beschuldigt. Daß sie aber während einer Ehe, welche sie nach einem Jahre durch den Tod im Wochenbette beschloß, leicht hypochondrisch werden konnte, besonders wenn vielleicht ein Zug von Frömmigkeit sich gerade damals lebhafter bei ihr regte, als Lessing sich dem Spinozismus mehr und mehr zuwandte, sehen wir wohl ein. Nach ihrem Tode schrieb Lessing (14. Januar 1778 an Eschenburg)**), er müsse seinen Weg nun wieder

*) Schöne S. 505.
**) Schöne S. 509.

allein „fortduſeln". Vielleicht iſt es demnach ſogar wahr, daß auf Leſſings eigene letzte Jahre ein Schatten von Muthloſigkeit und Trauer gefallen ſei, wie Schöne bemerkt. Dieſer Schatten aber gibt in Verbindung mit dem Lichte der Philoſophie, welches ihm damals gleichſam an der Grenze von Zeit und Ewigkeit geiſterhaft zu leuchten ſchien, doch zugleich auch Leſſings letzten Lebensjahren wieder einen gewiſſen eigenthümlich ſchönen Glanz.

Als Philoſoph hatte Leſſing wie Mendelsſohn und auch Nicolai kein eigentliches Syſtem. Sie waren alle Eklektiker. Sie verehrten Locke, ſie prieſen Leibniz und Wolff. Leſſing ging indeſſen zuletzt über die andern beiden Popularphiloſophen, ſowie überhaupt über die Aufklärer und Deiſten ziemlich deutlich bis zum Pantheismus hinaus.

Er hatte in Hamburg nach ſeiner Vorliebe für eine gewiſſe mehr ſpekulative Theologie mit den Geiſtlichen ſowohl von der orthodoxen als von der aufgeklärteren Richtung verkehrt. Das Verſtandesthum des glatten Predigers Alberti, der ihm dort beſonders freundlich entgegengekommen ſein mag, hatte ihn nicht allein an dieſen zu feſſeln vermocht. Leſſing hatte auch mit dem ſtrenggläubigen Paſtor Götze in Hamburg verkehrt. Vielleicht ahnte er bereits das volksthümliche und poetiſche Element in der Orthodoxie, dem zu Liebe ſpäter die Romantiker ſich vollſtändig gegen den Rationalismus erklärten. Daß ſich Leſſing bei geſellſchaftlichen Disputationen oft auf die ſchwächere Seite ſtellte, iſt ſchon erwähnt. Was er als Parodoxien vertheidigt haben ſoll, wird oft genug die Orthodoxie geweſen ſein. Allein Leſſing machte offenbar mit den Orthodoxen und ganz beſonders mit Götze dieſelben Erfahrungen, die man noch jetzt mit der großen Mehrzahl derſelben macht. Langjährige Vermittelungsverſuche werden zurückgewieſen, ſelbſt die nöthigſten Kompromiſſe verweigert; jede Literatur wird mit Mißtrauen betrachtet, insbeſondere aber die deutſche, weil ſie ſeit der Reformation die Grenzen der kirchlichen Entwicklung nicht inne hielt, als Feindin angeſehen. Hierin liegt ebenſowohl zum Theil der Schlüſſel für die neuere Niederlage der Orthodoxie in Preuſſen, als auch für Leſſings polemiſche Schriftſtellerei über Religion im Jahre 1778.

Am 13. Februar 1773 hatte er vom Herzog Karl die Erlaubniß erhalten, die Beiträge zur Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel in der Waiſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig herauszugeben. Auch die Cenſur war ihm den 13.

Februar 1772 erlassen als einem bereits rühmlich bekannten klugen und gelehrten Schriftsteller. Man hielt sich von ihm versichert, daß er nichts werde drucken lassen, was Religion und gute Sitten beleidigen könne. Lessing fing nun nach der Ansicht der braunschweigischen Behörden an, die ihm anvertraute Bibliothek auf eine praktische Art mit kluger Auswahl der Sachen sehr gut zu benutzen, und seine Beiträge wurden mit allgemeinem Beifall der gelehrten Welt aufgenommen. Nach einiger Zeit wurde bemerkt, daß er im 3. und 4. Theil der Beiträge die sogenannten: „Fragmente die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend" aufgenommen hatte. Er hatte dieselben einer Handschrift (von Reimarus) entnommen, welche er allerdings nicht in der herzoglichen Bibliothek aufgefunden hatte. Als Zweck gab er an, daß er durch die Veröffentlichung Widerlegungen hervorrufen wolle. Er selbst ließ es an Einwendungen nicht fehlen. Dennoch entstanden gegen seine auf die christliche Religion bezüglichen Schriften, welche er nun in der Waisenhausbuchhandlung hatte ausgehen lassen, Bedenken. Der Direktor dieser Staatsanstalt, Professor Remer, stattete über den Vertrieb der Arbeiten einen Bericht ab. Dieser gesinnungstüchtige Buchhändler schrieb sogar in Bezug auf Lessing an einen höheren Beamten den 2. Juli 1778 sehr naiv: „Hier in Braunschweig haben wir jetzt gar keine Censur, und ich unterstehe mich Ew. Hochwohlgeboren deswegen die Bitte in's Gedächtniß zu bringen, die ich schon einmal gethan, nämlich für mich die Gewogenheit zu haben, mich zu diesem Geschäft in Vorschlag zu bringen, wegen das emolument, das in Leipzig damit verbunden ist, und welches 2 ggr. (!!) von jedem Bogen, von dem Verleger zu bezahlen, beträgt."

An Angriffen von Geistlichen auf Lessings theologische Schriftstellerei fehlte es nicht ganz. Dieser schrieb dann auch 1778 seine der Form nach mustergiltigen Streitschriften gegen Götze. Obgleich Gleim Lessings Hinneigung zum Pantheismus während seiner letzten Lebensjahre beklagte, war er doch mit dem halberstädter Kreise ihm von nun an am meisten getreu. Während Lessings theologische Streitigkeiten, während Nathan der Weise und schon Emilia Galotti bedeutende Schwankungen in dem Urtheile über ihn hervorriefen, bildete sich nur in Halberstadt und Berlin jene Stimmung über den Dichter aus, welche jetzt die herrschende ist und zwei bis drei seiner Dramen für alle Zeiten auf dem Repertoire unserer Bühnen zu erhalten ver-

ſpricht. Von folgenden beiden Epigrammen der halberſtädter gegen Leſſings Gegner Götze wiegt das erſte viele ihrer langen ſchlechten Gedichte auf:

Wie gern läßt doch die Dummheit ſich
In einem ſchwarzen Rocke tragen,
Wie gern verbirgt ſich liſtiglich
Betrügerei im weißen Kragen,
Wie gern der Schalk ins Aeugelchen,
Wie gern der Neid in die Perrücke,
Wie gern im großen Aermel Tücke
Und Heuchelei ins Mäntelchen!
Wollt ihr dies Götzenbild im ſchwarzen Rock verehren,
So geht nach Hamburg es zu ſehen und zu hören.

Das andere Epigramm lautet:

Der Ochſenhüter Götze ſtreitet
Für ſeiner lieben Teufel Schaar,
Und Zürchens Jakob Böhme (Lavater) reitet
Wie ein beſoffener Huſar
Auf Sankt Johannis Hypogryphe (sic)
Mit ſieben Köpfen voller Zorn
Aus ſeinen Welten in die Tiefe
Der Erd' herab und bläſt in's Horn,
Und fordert jeden zum Turniere,
Der ihm nicht glauben will, heraus;
Wir lachen den mit ſeinem Thiere
Und den mit ſeinen Teufeln aus;
Warum uns mit den Narren balgen,
Schlägt doch ein Nickel in Berlin
Der Muſen Namen an den Galgen,
Und Wieland ſieht's und lobet ihn.

In Braunſchweig und Helmſtedt befahl der Herzog Karl ſelbſt, alle Exemplare der Fragmente zu konfisciren. Auf den Univerſitätsbuchhändler in Helmſtedt ſchien es dabei beſonders abgeſehen. Allein er verſicherte, daß er nur zwei Exemplare verkauft habe, eins an den Paſtor Dröſemeyer und eins an den Abt Velthuſen; zwei Exemplare, die er noch beſaß, lieferte er an den akademiſchen Senat in Helmſtedt aus. Dieſer behielt ſie für ſich. Nach Empfang eines zweiten Schreibens aus Braunſchweig fügte er ſie einer beruhigenden Antwort bei. Leſſing ſelbſt erreichte, daß in das Verbot der Fragmente ſeine antigötziſchen Blätter nicht mit einbegriffen waren. Die Befreiung von der Cenſur wurde ihm genommen. Da aber, wie es ſcheint, die Polemik des Propſt Reß in Wolfenbüttel gegen die Fragmente von der braunſchweigiſchen Behörde unterdrückt wurde und Leſſing dennoch gegen Götze das Wort fortführen durfte, ſo blieb er im Grunde der Sieger in den Augen des Publikums nach der Abſicht der braunſchweigiſchen Regierung. Der ganze Debit des 3. und 4. Theils der Beiträge wurde ſcheinbar unterdrückt. Die Handſchrift, wovon der Abdruck gemacht und wovon noch ein ungedruckter Theil übrig war, wurde abgefordert, verſiegelt und ins Staatsarchiv gelegt. Dort iſt ſie — geſtohlen.

Nach dem Tode des Herzogs Karl ſcheint auch der 5. Band in aller Stille noch ans Licht getreten zu ſein. Wenigſtens theilte im

November 1780 der kursächsische Gesandte in der evangelischen Konferenz zu Regensburg dem braunschweigischen Geheimrath und Komitatsgesandten von Wülcknitz mit, daß kürzlich „der 4. oder 5. Band" der Fragmente zum Vorschein gekommen sei. Die Person und Lehre des Heilands sei darin sehr grob und ärgerlich angetastet und abgeschildert, auf eine weit anstößigere Art, als der Doctor Theologiae Bahrdt in seinen Schriften sich erkühnet hätte. Es stünde zu besorgen, daß dieses Werk zu Wien großes Aufsehen erwecken, daß es ebenso wie das bahrdtische Glaubensbekenntniß vom Reiche behandelt werden möchte. Der neue Herzog Karl Wilhelm Ferdinand sprach in dieser Sache mit Lessing selbst und antwortete unterm 25. November 1780 ziemlich würdevoll. Er gab eine Uebersicht über das Verhalten seines Vaters in der Angelegenheit. Daß der kaiserliche Hof Grund habe, den Fragmentenstreit noch zur Reichsangelegenheit zu machen, stellte er durchaus in Abrede. Er setzte den Unterschied zwischen Bahrdt und Lessing im ganzen richtig auseinander. Ohne zu erwähnen, daß das von seinem Vater unterdrückte Werk wieder frei gegeben sei, empfahl er seinem Gesandten, dem Herrn von Wülcknitz, die Angelegenheit in aller Stille zu beendigen. Dies scheint dann auch geschehen zu sein.*)

Wie sehr nun auch Lessing durch diese Verfolgungen in die Geschichte des Rationalismus verwickelt sein mag, so würde man doch sehr irren, wollte man trotz seiner Verwahrung übersehen, daß er sich in dem Fragmentenstreite selbst wie in dem musterhaft geführten Streite mit Götze in der Gestalt eines vielseitigen Literators doch stets wirklich über den Parteien hielt. Während Lessing seinen Zeitgenossen noch die gröbere Kost der Fragmente von Reimarus reichte, eilte er seiner Zeit selbst voraus und näherte sich kurz vor seinem Tode in gewissen berühmten Träumereien den spekulativen Ideen der Theologie und Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. So schloß Lessing 1780 die Einleitung zu seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" mit den Worten: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln könne und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen ver-

*) Wir folgten hier meist der aktenmäßigen Mittheilung des Herrn Oberbibliothekars von Heinemann.

diente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, und nur bei unsern Irrthümern nicht?" Ich bin weit entfernt, aus diesen Worten herauslesen zu wollen, daß Lessing die Religionen alle den Irrthümern gleichgesetzt habe. Allein es läßt sich doch auch nicht leugnen, daß er hier in ihnen keinen bestimmten Punkt bezeichnet hat, wo der Irrthum aufhöre und die Wahrheit beginne. Auch in der darauf folgenden Erziehung des Menschengeschlechtes scheint sich außer der Idee von der Unsterblichkeit der Seele kein solcher Punkt (nichts positives) zu finden. Lessing hat diese Idee dort kurz vor seinem Tode mit großer Liebenswürdigkeit, die ihm eben hier selbst die Herzen gemäßigter Orthodoxen wie des verstorbenen Heiland in Magdeburg gewann, vorzutragen verstanden. Er ist hier noch einmal ganz der künftige Schmetterling, der sich diesmal für die Ewigkeit einspinnen will. Abermals zeigt er sich als der „alte Vogel auf dem Dache", welcher durch die Jahrhunderte zu immer höheren Vollkommenheiten aufzufliegen gedenkt, wenn er mit Bezug auf die Seelenwanderung schreibt: „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen nicht lohnet? — darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerungen meiner vorigen Zustände würden mir nur einen schlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? — Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Es ist ziemlich deutlich, daß Lessing, der in seiner letzten Periode sich seine theologischen Ansichten als eklektischer Philosoph gestaltete, hier auf dem Wege der Seelenwanderung mit dem Pantheismus zusammentrifft. Ganz in Uebereinstimmung damit fehlt dann auch die Idee des persönlichen Gottes in der Erziehung des Menschengeschlechtes. Wir haben zwei Stellen aus derselben angeführt. Die erste derselben scheint uns auch genau die Tendenz Nathans des Weisen auszusprechen.

Man kann unbedenklich sagen, daß doch sowohl in der Erziehung des Menschengeschlechtes als in Nathan dem Weisen der Glaube an Gott eigentlich als das wahre, gemeinsame und bleibende in allen

Gesellschafterin der Recha im Hause des reichen Juden, empfängt ihn in großer Aufregung. Recha, eine von Nathan als Jüdin erzogene Christin, ist während seiner Abwesenheit von einem Tempelherrn aus den Flammen eines Hausbrandes gerettet worden. Den enthusiastischen Dank der Jüdin und ihrer Gesellschafterin hat er mit Hohn zurückgewiesen. Nur unter den Palmen am Grabe des auferstandenen konnten sie ihn noch wandeln sehen. Da sich in dem Glauben an Engel Jude, Christ und Muselmann begegnen, so ist Recha geneigt, den Tempelherrn für einen Engel zu halten. Nathan erfährt dies mit Rührung von Daja, weil der Glaube an Engel auch ihm „so süß" ist. Auch im zweiten Auftritte wird vom Tempelherrn gesprochen, dem Saladin kurz vor Rettung der Recha das Leben geschenkt hatte. Daja's unklarer Wunderglaube, und noch mehr Recha's Schwärmerei, kommt wieder stark ins Spiel. Aber Nathan bemerkt gegen Recha schon etwas bitterer, daß der Topf von Eisen gern mit silberner Zange aus der Gluth gehoben sein möchte, um sich einen silbernen Topf dünken zu können. Als man eben beschließt, dem jetzt verschwundenen Templer als einer rein irdischen Erscheinung aufzulauern, erscheint im dritten Auftritte der Derwisch, der Philosoph vom Ganges, der zugleich als Gheber bezeichnet wird: eines der besten Erzeugnisse, welches je die Phantasie eines Dichters den unklaren geographischen Vorstellungen seiner Zeit abgerungen hat und eines der eigenthümlichsten und erhabensten Spiele des lessingschen Dichtergeistes in seiner letzten Periode. Die Scherze Nathans und des Derwisches, dieser beiden so verschiedenen, aber doch ziemlich gleich gestimmten Seelen, eröffnen uns ein etwas muthwilliges Kulturbild, das seine geisterhaften Schatten über ganz Asien und Europa hinwirft. Im vierten Auftritte läßt sich der Tempelherr nach längerer Zeit wieder sehen. Im fünften beginnt der originelle Klosterbruder Bonafides seine Thätigkeit an ihm: er soll nach der Absicht des Patriarchen seinen Wohlthäter, den Sultan Saladin, an die christlichen Kreuzfahrer verrathen. Im sechsten Auftritte wird er von Daja gequält, die ihn für den Umgang mit Recha und Nathan gewinnen soll.

Der zweite Aufzug zeigt uns den treuherzigen Derwisch in seinem vollen Glanze am Hofe Saladins, obgleich er schon daran denkt, sein elendes Amt als dessen Schatzmeister im Stiche zu lassen und sich bloß noch bemüht, ihm gegen alle Wahrheit Nathan als geizig zu schildern. Er will nämlich die Bekanntschaft zwischen Nathan und

Saladin verhindern, durch welche jener seiner Meinung nach leicht sein ganzes Vermögen einbüßen könnte. Viel richtiger stellt indessen gleich darauf Saladin mit seiner Schwester Sittah bereits das Urtheil über Nathan fest. Sittah erwähnt, daß das Volk glaubt, Nathan habe seine unermeßlichen Reichthümer aus Salomons und Davids Gräbern gezogen. Das Gräbergold ist ja in Asien überhaupt sehr angesehen. Sogar in alten Tschudengräbern graben die Schatzgräber nach Gold. Ein eigner Ausdruck*) bezeichnet das Ausgehen nach Gräbergold. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Lessing durch die Hindeutung auf das salomonische Gräbergold den Nathan mit einem Nimbus umgeben oder gar durch diese mystische Stelle das Judenthum vor den andern beiden monotheistischen Religion bevorzugen wollte. Schon Saladins Antwort zeigt dies. Auch bezeichnet er den Handel als Quelle von Nathans Reichthum. Von diesem selbst aber wissen wir, daß er auf der letzten Reise Schulden eintrieb. Inzwischen sehen wir zunächst Nathan und den Tempelherrn Bekanntschaft machen, welcher (eine der prächtigsten Scenen für die Darstellungskunst unseres verstorbenen Freundes Ludwig Dessoir) noch hoch auf seinen bereits etwas wankenden Vorurtheilen neben dem weisen Juden einherstolzirt. Daja meldet, daß der Sultan Nathan sprechen will. Der Derwisch Al-Hafi nimmt Abschied von Nathan, um in Wüsten zu fliehen. Er bereitet ihn vor auf die Absichten des Sultans in Betreff seines Goldes, die diesen nach seiner Weise fast nur in sofern unangenehm berühren, als er dem für arm erkannten Tempelherrn und wohl noch mehr Recha einen Theil seiner Schätze zugedacht hat.

Ziemlich zu Anfange des dritten Aufzuges sehen wir Recha in der Gesellschaft des Templers. Dieser erzählt in seiner gewöhnlichen großartig-barocken Art von seiner Sinai-Reise. Der fünfte Auftritt zeigt uns endlich Saladin und Nathan beisammen. Der Sultan will von dem weisen Juden die wahre Religion bezeichnet wissen. Bei aller Hochachtung für Saladin kann Nathan darin doch nur eine Falle erblicken, um ihn seiner Schätze zu berauben oder gar zu einem Religionswechsel zu zwingen. Er glaubt, daß der Held etwas gegen ihn unternehmen werde, wenn er das Judenthum als die vollkommenste Religion bezeichne. Einen Augenblick allein, sagt er mit Rücksicht auf

*) Bugrowat. Vergleiche Karl Ritters Asien I, S. 720. 721.

Saladins muthmaßlichen Anschlag, ihn seiner Schätze zu berauben: „Wer ist denn hier der Jude?“ Wiewohl ohne Geiz, erzählt er doch, um sich in jeder Weise zu decken, ein Märchen, in welchem er die drei monotheistischen Religionen mit drei ganz ähnlichen Ringen vergleicht. Der eine gilt für echt und ganz besonders kostbar, ist jedoch von den unechten nicht zu unterscheiden. Möglicherweise ist er gar nicht mehr vorhanden. Dann sind alle drei Ringe unecht. Nathans Meinung ist hierbei nicht, daß eigentlich das Judenthum der echte Ring sei, das Christenthum aber gleich dem Muhamedanismus diesem als unecht nachstehe. Obgleich man nicht ohne Grund (und gerade mit Bezug auf Moses Mendelssohn) gesagt hat, daß unter den aufgeklärten Deisten des vorigen Jahrhunderts der Jude doch immer Jude und der Christ doch Christ geblieben sei: so hilft sich Lessings Nathan nicht mehr mit dem listigen Hintergedanken aus der Klemme, daß zuletzt doch das Judenthum die einzig wahre Religion sei. Solche Flausen macht kein weiser Nathan, der bloß deshalb von Lessing in dem Stücke zum Hauptvertreter aller wahren Religion berufen ist, weil er von Anfang an ein hellerer Kopf ist als alle darin aufgestellten Christen. Sein ganzes tiefes Verständniß mit dem Sultan beruht darauf, daß beide sich sogleich stillschweigends in der freisinnigsten Deutung des Märchens von den drei Ringen begegnen. Nathan sowohl als Saladin rechnen daher die positiven Religionen, abgesehen von dem Glauben an Gott in einer nicht näher bestimmten Auffassung, zu den menschlichen Irrthümern. Ihre Gedanken vereinigen sich wohl, nach Anleitung der Fabel, in der Auffassung der Religionen, daß unter ihnen in später Zeit diejenige, welche sich am meisten durch Humanität und Toleranz auszeichnet, als die einzig wahre und echte erkannt werden wird. Das tiefe Verständniß zwischen Muhamedaner und Juden wird noch dadurch gesteigert, daß dieser hinterher ganz freiwillig dem Sultan fast all sein Geld anbietet. Doch treten bald für Saladin solche Glücksumstände ein, daß er Nathans Geld nicht mehr gebraucht.

Daja hat nun dem Tempelherrn verrathen, daß Recha ein Christenkind ist. Dieser will Recha heirathen, wüthet gegen Nathan und trägt Recha's Fall dem Patriarchen vor, jedoch ohne Namen zu nennen. Wir lernen in diesem einen „dicken rothen freundlichen Praelaten“ kennen. Prunkend macht er sogar seine Krankenbesuche. Durch diese in ihrer Art höchst gelungene Gestalt hat Lessing sein

Drama in den vollsten Zusammenhang mit seinen dem Stücke unmittelbar vorhergegangenen theologischen Kämpfen gesetzt. Der Patriarch ist ein Musterwerk lessingscher Persiflage. Ohne einen deutlichen Widerspruch mit der Zeit, in der das Drama spielt, in sich zu tragen, stellt er doch einen durchaus modernen, vornehmen und gewandten Geistlichen dar, der den Tempelherrn, wie Götze vielleicht im Gespräche mit Lessing gethan haben mag, sogar aufs Theater verweist und die weltliche Macht, die er auf jede Art zu untergraben sucht, in Betreff seiner Feinde jeden Augenblick mit ähnlichen Denunciationen zu behelligen bereit ist, wie Götze in Betreff Lessings eine solche bei den Welfen anbrachte.

Nun beschuldigt der Tempelherr den weisen Nathan bei Saladin selbst, daß er ein Christenkind als Jüdin erzogen habe. Mit seiner Hindeutung „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten" schießt er in Bezug auf Nathan, welcher die Recha gar nicht in einem beschränkt jüdischen Geiste erzogen hat, gewaltig fehl. Einen gewissen Hang zum wunderbaren hat sie offenbar fast nur von ihrer christlichen Gesellschafterin Daja. Saladin äußert auch nur im allgemeinen zu jener Beobachtung des Templers: „Sehr reif bemerkt!" Dem nochmaligen Aufbrausen des alten Templergeistes in dem jungen Kreuzfahrer gegen die Juden setzt er aber sein: „Ruhig, Christ!" entgegen. Der Sultan beschließt mit seiner Schwester in der besten Absicht, auch die Recha an den Hof kommen zu lassen.

Um diese Zeit packt Nathan die Geschenke aus, die er für die seinigen von der Reise mitgebracht hat. Selbst die Christin Daja, die es nicht um ihn verdient hat, wird mit unbeschreiblich schönen asiatischen Stoffen nach Mustern beschenkt, welche vielleicht auf der Messe schon Lessings Aufmerksamkeit erregt zu haben scheinen, wie denn in unserm Jahrhundert Karl Ritter in seinem großen Werke über Asien den Ursprung dieser Muster auf eine sinnige Weise aus der asiatischen Natur zu erklären gesucht hat. Bald wird Nathan durch den Klosterbruder Bonafides in seiner Ruhe gestört. Ihm hat der Patriarch wieder einen Auftrag ertheilt, nachdem er durch den Tempelherrn eine Andeutung von dem als Jüdin erzogenen Christenkinde erhielt. Der Klosterbruder erzählt dem weisen Nathan mit gewohnter Aufrichtigkeit über den Patriarchen: indem

Er mir nun aufträgt, diesem Juden stracks,
Wo möglich auf die Spur zu kommen, und

Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heilgen Geist bedünkt; — das ist, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt!
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worin sie eigentlich besteht. — Da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte selber wohl vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Vom Patriarchen wird der Klosterbruder stets zu den geheimsten Aufträgen benutzt. Weil er aber sich innerlich in einer vollständigen Disharmonie mit den Anschauungen des Patriarchen befindet, so pflegt er die Rechtschaffenheit dieser Aufgabe zu prüfen, indem er sie zunächst allen betheiligten Personen (meist den vom Patriarchen für seine heilige Sache in einer oder der andern Weise auserlesenen Schlachtopfern) mit großer Aufrichtigkeit vorträgt. Indem er nun dann von diesem wichtigen Augenblicke an die Dinge sich selbst allein weiter entwickeln läßt, pflegt auch jedesmal in den Ereignissen eine von dem boshaften Praelaten ganz ungeahnte, aber äußerst heilsame Gegenwirkung bis zum glücklichen Abschlusse der ganzen Sache einzutreten. Schon diese Handlungsweise des Klosterbruders, verglichen mit den Absichten des Patriarchen, läßt es doch als sehr zweifelhaft erscheinen, ob er wirklich die sancta simplicitas im Sinne der Orthodoxie darstellt, als welche man diese Gestalt wohl betrachtet hat. Es ist gänzlich falsch, wenn man glaubt, daß der Dichter durch diese Figur doch noch das rechtgläubige naive Christenthum habe anerkennen wollen. Wo bleibt die Rechtgläubigkeit, wenn der Christ, wie der Klosterbruder in den von uns angeführten Versen, über die Sünde wider den heiligen Geist spottet? Der Klosterbruder war zwar früher ein Reitknecht, aber trotz des Mangels an allen Schulkenntnissen hat er sich noch im Kirchendienste selbst zu einem sehr guten Theologen ausgebildet. Diese ehrliche Haut steht wie so viele hunderte von evangelischen Pfarrern im achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert ungefähr auf dem Standpunkte des vulgären Rationalismus. In diesem Sinne nennt ihn Lessing selbst (4. Aufzug 7. Auftritt) die „fromme Einfalt". Hiermit stimmt auch das Gespräch des schon halb zu Nathans Ansichten bekehrten Tempelherrn mit Nathan über den Klosterbruder überein (5. Aufzug 5. Auftritt). Wie in dem ganzen

Stücke zuletzt doch das meiſte Gewicht auf die Handlungsweiſe der einzelnen Religionsbekenner gelegt wird, ſo wird, zugleich mit Bezug auf das Verhalten des Kloſterbruders, an dieſer Stelle ſehr ſchön unterſchieden zwiſchen einer frommen und einer dummen Einfalt. Die fromme Einfalt ſchreibt Nathan dem Kloſterbruder zu. Die dumme traut ihm nach Nathans und des Tempelherrn Anſicht der Patriarch ganz irrthümlich zu. Darum ertheilt er ihm die ſchuftigen Aufträge.

Auch durch die Auffaſſung, welche der gute Kloſterbruder ganz gemäß ſeiner kirchlichen Richtung dem letzten Auftrage des Patriarchen in Betreff des von einem Juden aufgezogenen Chriſtenkindes zu theil werden läßt, wird die Wahrheit des Spruches, daß der Buchſtabe tödtet und der Geiſt Leben gibt, mit der That bewieſen. Er nimmt diesmal die ganze Schuld auf ſich, indem er beweiſt, daß er ſelbſt als Reitknecht das verwaiſte Kind in Nathans Hände gelegt hat. Ohne auch nur einen Buchſtaben leſen zu können, ſchafft er das Dokument herbei, durch welches der weiſe und gelehrte Nathan im Stande iſt, den Tempelherrn und Recha als Bruder und Schweſter einander zuzuführen, Saladin und Sittah aber als Onkel und Tante dem Geſchwiſterpaar beizugeſellen. Dieſer glücklichen Familie hoch- und freigebildeter Menſchen geſellt ſich auch Nathan bei, welchem nun kein Patriarch mehr ſeine Pflegetochter Recha ſtreitig machen kann. Ich bliebe Recha's Vater doch gar zu gern, hat er früher geſagt. Nicht unerwähnt wollen wir hier laſſen, daß Nathan der Weiſe von Leſſing gerade in der Zeit geſchrieben wurde, da ihm nach dem Tode ſeiner Frau die Sorge für ſeine aufrichtig und väterlich geliebte Stieftochter Amalia König oblag. Man kennt einen Brief Leſſings an ſie, worin er aus Hamburg*) meldet, daß er ihr dort einen grauen Kaſtorhut kaufe und das Maß dazu ungefähr nach ſeinem eignen Kopfe nehmen wolle. Leſſing hatte ſich ſchon während ſeiner Univerſitätsjahre in Leipzig gewöhnt, ſich ſelbſt zu beobachten, um als Luſtſpieldichter durch ſolche Erfahrungen zu gewinnen. Er hat ſich auch im Pflegevater Nathan als Amalia Königs Stiefvater geſchildert. Und wer wüßte es nicht, daß der Dichter dieſes großartigen Familiengemäldes unſerem Döring, welcher ſo manchen Sieg auf der Bühne in Vaterrollen mit mehr oder weniger humoriſtiſchem Beigeſchmacke errungen, in dem weiſen Nathan eine ſeiner dankbarſten Rollen hinterlaſſen hat?

*) Den 18. October 1780. Bei Schöne S. 518.

Es war allerdings schon ein volles Jahr nach dem Erscheinen Nathans des Weisen, als Lessing seinen sehr merkwürdigen Brief*) schrieb, in welchem er sich gegen den Vorwurf seiner Freundin Elise Reimarus vertheidigt, daß er seine erwachsene Stieftochter Amalia König nicht von sich thue. Allein das Verhältniß des Stiefvaters zu der Stieftochter, welches ein Jahr nach dem Drucke des Nathan in Hamburg gemißbilligt wurde, konnte ja in Wolfenbüttel und Braunschweig schon viel früher getadelt sein. Diese Mißbilligung bezog sich natürlich nur auf den besonderen Fall des erregbaren alten Anakreontikers Lessing. Wer eine Ahnung hat von dem Wesen der dichterischen Produktion, der wird zugestehen müssen, daß Nathans Verhältniß zu seiner Adoptivtochter allerdings als das Bild für die Darstellung eines sittlichen Konfliktes, wie die Zeitgenossen ihn Lessing als Stiefvater unterzuschieben suchten, gedacht werden kann. Jedenfalls sehn wir noch ganz den ehrlichen Nathan vor uns, wenn Lessing die Anschuldigung als falsch zurückweisen muß, daß er seine Amalia König bereits um eine vortheilhafte Partie gebracht habe. Wenn aber dieser eigenartige Dichter an Elise Reimarus schreibt: ohne genügenden Grund würde er sich nie von seiner Stieftochter trennen, denn er müsse fürchten, nach der Trennung wieder ein Landstreicher auf Erden zu sein, wie er vor der Vereinigung mit ihrer Mutter gewesen wäre, so glauben wir nun erst Nathans Wort: „ich bliebe Recha's Vater gar zu gern!" recht zu verstehen. Wer wäre so roh, daß man ihm hier erst ein honi soit qui mal-y-pense zurufen müßte, wo eine vielleicht vorhanden gewesene, ganz gewiß aber überwältigte Regung der Sinne so schön zur Verherrlichung schöner häuslicher Sitte und blüthenreichen Familienlebens benutzt ist?

8. Lessings Tod.

Lessing änderte seine gewohnte Lebensweise bis zu seinem Tode nicht wesentlich. Obgleich er die braunschweigische Messe, über deren schlechten Ausfall schon damals regelmäßig geklagt wurde, keineswegs liebte, so sah man doch dort den Verfasser Nathans des Weisen häufig umherspazieren, oder man erblickte ihn selbst bei einem mit ihm

*) Wolfenbüttel, den 7. Mai 1780. Ehe er von Schöne Briefwechsel S. 511—514 aufgenommen wurde, war er eigentlich nicht bekannt.

verwandten Kaufmanne in deſſen Gewölbe. Herder geſtand 1780 gegen Leyſewitz, daß er in Braunſchweig nicht würde leben können. Der Ton in den Geſellſchaften ſei, ſich kleine Geſchichten zu erzählen und nach Witzen zu jagen. Eine angenehme Erweiterung für Leſſings Umgang wurde während der zweiten Hälfte ſeines Aufenthaltes in Wolfenbüttel durch die Anſtellung von Leyſewitz in Braunſchweig herbeigeführt. Als dramatiſcher Dichter Leſſings eigentlicher und glücklichſter Nachahmer, lebte er in Braunſchweig in den höchſten Beamtenkreiſen. Bei ſeinem Tode daſelbſt 1806 war er nur zwei Jahre älter, als Leſſing geworden war. Je entſchiedener er dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme zu entſagen entſchloſſen war, um ſo mehr war er zu Leſſings Zeit willens, im Staate Karriere zu machen. Er war frivol und nobel zu gleicher Zeit. Vor allen Dingen zeigte er ſich durch und durch modern, was bei Leſſing während ſeiner letzten Lebenszeit gewiß eine große Empfehlung war. Als er einſt mit Johann Georg Jacobi zuſammentraf, glaubte er ſich fortwährend kompromittirt durch die Art und Weiſe, wie dieſer alte vorſündfluthliche anakreontiſche Dichter ſich in den Geſellſchaften dem ſchönen Geſchlechte anzunähern und angenehm zu machen ſuchte. Man muß annehmen, daß die Verſpottung dieſes lyriſchen Dichters in Nicolai's Sebaldus Nothanker mehr Kopie als Uebertreibung geweſen iſt, wenn der höfiſche Leyſewitz bei Jacobi's Durchreiſe durch das Herzogthum Braunſchweig von der Begleitung dieſes Sängers der Grazien und Amoretten in eine beſtändige Verlegenheit verſetzt wurde. Leider hat ſich Leſſing über die ſonderbare Erſcheinung des durchreiſenden J. G. Jacobi nicht ſchriftlich geäußert.

Am 13. Februar 1781 gab Leyſewitz in Braunſchweig noch die ſo eben erſt fertig gedruckte Antwort Jeruſalems auf die Schrift Friedrichs des Großen de la littérature allemande an Leſſing. Während eben dieſes Beſuches in der Hauptſtadt ſeines Landes erkrankte Leſſing.

Kurz nach Leſſings Tode ließ einer ſeiner Gegner drucken, daß Chriſten und Juden an ſeinem Sterbebette in Braunſchweig ſich verſammelt hätten, die Geiſtlichkeit aber von demſelben zurückgewieſen ſei. Karl Leſſing hat keinen Grund, das erſte in Abrede zu ſtellen, bemerkt aber, daß ein Mann, wie der Abt Jeruſalem, jedenfalls nur, weil er in geiſtlicher Tracht erſchienen ſein möge, von dem kranken Dichter nicht ſogleich empfangen ſein werde. Jeruſalem hatte Leſſing

in der eben genannten, für Friedrich den Großen selbst bestimmten matten Gegenschrift mit einem ebenso ungenügenden als wenig überzeugenden Lobe auszuzeichnen gesucht.

Der Dichter starb am 15. Februar 1781. Leysewitz konnte nach der Todesnachricht anfänglich nicht essen. Noch längere Zeit danach fürchtete er sich, wie er wenigstens erzählt, Wein zu trinken.

Am 20. Februar 1781 wurde Lessing auf dem Magni-Kirchhofe zu Braunschweig begraben.

Lange bevor Werthers Leiden erschienen waren, hatte Lessing das Epigramm geschrieben:

O Redner! Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten!
Indem dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

Nun war er doch gestorben. Nur der Geistliche fehlte im Leichenzuge, gerade wie er in dem Leichenzuge Werthers, des jungen Jerusalems, gefehlt hatte. Nicht einmal der Vater dieses jungen Jerusalems folgte der Leiche Lessings. Der Dichter der Emilia Galotti hatte den jungen Jerusalem durch die Herausgabe seines Nachlasses zwar viel unzweideutiger geehrt als Goethe durch die Abfassung von Werthers Leiden. Aber die Zurückweisung vom Krankenbette scheint Werthers Vater auch vom Magni-Kirchhofe und von der Leiche des Dichters entfernt zu haben. Es folgten Kuntsch, Marschall, Eschenburg, Schmid,*) Ebert, Sommer, Kanzleidirektor von Hoym, Zimmermann, Leysewitz u. s. w. Es liefen auch (sagt Leysewitz in seinem Tagebuche) noch einige Leute mit, unter denen ich den Faktor Schulz und Schuster Homann bemerkte. „Wir fuhren (berichtet Leysewitz weiter) nicht wieder vor und Sommer mit nach meinem Hause, wo wir Toback rauchten."**) Und sie rauchten Toback und sie schwatzten gleichgiltig von dem todten Löwen und meldeten sich haufenweise zu dessen Stelle. So Leysewitz, der sich schon vor Lessings Begräbniß über Lessings Tod beruhigt zu haben scheint, Eschenburg, der Schweizer Johannes Müller u. s. w. Keiner von den genannten erhielt das Amt. Aus den häufigen Meldungen aber ersieht man, daß Lessings

*) Eschenburgs Schwiegervater? oder der bei Heinemann zur Erinnerung S. 145 erwähnte „Kopist Schmid"?

**) Heinemann S. 144.

Posten in Wolfenbüttel immer schon zu den begehrenswertheren gehört hatte, wenigstens in der letzten Zeit.

8. Charakteristik.

Lessing sagte von Mylius: er kam auf eine Akademie*), wo man beinahe nichts so zeitig lernt als ein Schriftsteller zu werden. Was hier in solcher Allgemeinheit nur als eine geistvolle Uebertreibung erscheint, das war in der Beschränkung auf ein so geringes Talent wie Mylius schon die buchstäbliche Wahrheit. Ein rührendes Geständniß würde es aber sein, wenn der Dichter Nathans des Weisen dabei auch an ihn selbst zu denken gestattete. Lessings Jugendentwickelung war eine zu kärgliche und mit zu einseitigen Anstrengungen von seiner Seite verbunden seit dem Augenblicke, da er für den geistlichen Stand verloren war. Es ist buchstäblich richtig, daß er oft durch Sorgen am Dichten gehindert ward. Vor Abfassung des Nathan borgte er ein Kapital auf Wechsel. Wenn auch nicht auf der Studirstube, so doch bei einer immerhin nur bescheidenen Geselligkeit und einem sehr geringen Maße kleinbürgerlicher Freuden verdankte Lessing nur sich selbst jene Entfaltung seines Talentes, als deren Blüthe seine letzten Dramen erscheinen. Freilich, noch mehr als den Werken Schillers ist auch diesen Leistungen Lessings des Gedankens Bläße angekränkelt, während den Dichtungen, die Goethe auf Reisen und zu Hause im Schoße des Glückes schrieb, nur die Fülle der Gesundheit eigen ist.

Aber in einem war Lessing doch den andern großen Dichtern vorauf. Nur Herder, der als Gelehrter von ihm angeregt wurde und als Poet ihn nicht von Ferne erreichte, drang ebenso tief in die Wissenschaften ein als Lessing. Auf Lessing findet es die vollste Anwendung, wenn er von Mylius sagt: es sei schwer zu entscheiden, ob sein Freund sich mehr als einen Kenner der Wissenschaft**) oder als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe. Das Bestreben seines Freundes sei allezeit gewesen, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur derjenige für widersprechend ansehen könnte, welchen die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet habe.

*) Leipzig.

**) „Kenner der Natur" sagt er von Mylius.

Mit diesen letzten Worten kämpft Lessing nicht etwa dafür, daß der Dichter nebenbei eine gelehrte Chronik in halb- oder ganz lateinischer Sprache oder etwas ähnliches verfassen soll. Er hat vielmehr hier die Kunst der Darstellung in der gelehrten Prosa und besonders in der Polemik vor Augen, mit welcher er zwar nicht Goethe's belletristische, aber doch dessen trockene wissenschaftliche Prosa meist übertrifft. Denn da Lessings wissenschaftliche Prosa sich meist auf Gebieten bewegt, auf denen die Gesetze des Denkens eine unmittelbare und deutliche Anwendung fanden, so hat er aus einer durchsichtigen Logik und feurigen Phantasie seiner Sprache selbst einen seltenen Schmuck bereitet.

Mitunter scheint der schöne Styl bei Lessing auf einer gewissen Zierlichkeit des Denkens zu beruhen.*) Die aus dem gewöhnlichen Verkehr hervorgegangenen Briefe enthalten bei ihm oft bewundernswürdige rhetorische Wendungen. „In welche gefährliche Unruhe (schreibt er an Eva König) versetzt mich Ihr Schreiben! Sie sind krank? Doch wer martert sich im voraus? und wer sollte nicht immer das beste hoffen? Sie sind schon völlig wieder hergestellt und ich denke mir Sie ..... gesünder als Sie noch jemals in Wien gewesen. Und auf diesen Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein gesunder an eine gesunde, ein vergnügter an eine vergnügte."**)

In schriftstellerischen Arbeiten ist eine solche Eleganz um so schwieriger, wenn dieselben wie bei Lessing stets Quellenforschungen sind. Trotz der Freude Lessings an Paradoxien und an dem bloßen Suchen nach Wahrheit, deren wir schon gedacht haben, ist er doch in den Ruf: he is the best guide to go astry mit Unrecht durch solche Autoren gebracht worden, welche mehr popularisirt haben. Eine so vielseitige Gelehrsamkeit wie die Lessings muß freilich den Nachlebenden in jedem Falle in ihren Irrthümern von den Bedingungen der Zeit sehr abhängig und, wie erfolgreich sie auch gewesen ist, doch immer vielfach als eine bloß anregende erscheinen. Solche Anregungen gab Lessing selbst auf dem Gebiete der Geographie. Was konnte man aber wohl über Marco Polo und den Maragnon von ihm schon für Aufschlüsse erwarten?***) Wie sehr wäre Lessing noch gefördert worden, wenn er

*) Über Lessings Styl besonders: „Forschungen über Lessings Sprache. Von Aug. Lehmann. Braunschweig, Westermann. 1875."

**) 12. Febr. 1871. Bei Schöne S. 66. 67.

***) „Durch Knittel's Entdeckung auf Ulfilas geführt, dachte Lessing nur dem mageren theologischen Gewinn, nicht dem großen sprachlichen nach: diesen hellen scharfen Geist lenkte seine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges. Hätte er die besten je gelesen, er würde auch Mittel gefunden haben, sie zu gewinnen." Grimms Wörterbuch I. Spalte.

wenigstens die deutsche Uebersetzung des Homer von Voß erlebt hätte!

Lessing sagte*): der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heiße Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung sei Weisheit. Das kleinste Kapitel von dieser sei mehr werth als Millionen von jener. So konnte Lessing nie in eine todte Gelehrsamkeit verfallen. Da die Erfahrung zuletzt alle Büchergelehrsamkeit überwachen muß und sich auch am leichtesten mit der schöpferischen Phantasie in Verbindung setzt, so blieb er immer wesentlich Kritiker und Dichter. Doch ist es sehr charakteristisch, daß in Lessings Stellung zu Literatur und Leben die Erfahrung zwar als Weisheit und als reifste Frucht des Lebens, aber nicht wie bei Goethe und auch bei Schiller zugleich als dessen Blüthe und als Poesie erscheint. Hier zeigt sich eben immer wieder bei Lessing noch der hauptsächlich an fremden Literaturen herangebildete Anakreontiker. Indessen bilden auch hier seine aufrichtigen anakreontischen Regungen wenigstens den Uebergang zum wahren poetischen Vollblute, wenn er z. B. sagt:

Ich habe nicht stets Lust zu lesen u. s. w.
Doch hab' ich allzeit Lust zu scherzen,
Doch hab' ich allzeit Lust zu lieben,
Doch hab' ich allzeit Lust zu trinken,
Kurz, allezeit vergnügt zu leben**).

Ganz abgesehen davon, daß der Dramaturg und dramatische Dichter immer auf große Bühnen und Höfe wie in Wien angewiesen bleiben wird, so scheint Lessing auch vor seiner Verheirathung der Aufenthalt in großen Städten wie Leipzig und Hamburg Bedürfniß gewesen zu sein. Wenn im Winter auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel wenig oder gar nicht gearbeitet werden konnte, fand man es angemessen, Lessing nach Hamburg einzuladen***).

Ein wie ehrenvolles Andenken auch Lessing seiner Eva nach ihrem Tode bewahrte: so scheint er doch nach demselben für das weibliche Geschlecht nicht völlig gleichgiltig geworden zu sein. Wenigstens hat sich Frau Reiske aus Leipzig, eine gelehrte Wittwe, 1786 noch ihr Bild aus****), das bei Lessings Tode mit versiegelt war.

*) Guhrauer Lessing S. 316.

**) In Ramlers ungedrucktem Briefe vom 26. Juni 1758 heißt es: Lessing „spricht zwar immer, daß nichts besser sey als müßig zu gehen, zu schlafen, zu essen, oder im Rabelais zu lesen; aber mit seiner Erlaubniß, er betrügt uns. Gestern habe ich in seiner Gesellschaft in Charlottenburg einen vergnügten Tag verlebt."

***) Vergl. Eva König 20. Dec. 1771 bei Heinemann S. 162.

****) Der Brief bei Heinemann S. 179. Jedoch vergl. auch Schöne S. 541 zu dessen Erklärung. Nach dieser war nur Frau Reiske in Lessing verliebt.

Durch eine Rose am Kopfe und durch eine Art von dunkelgelber Kleidung sollte es kenntlich sein.

Auch vom Standpunkte eines Weltkindes aus, welchen Lessing selbst eingenommen hat, bleiben einige der Beschuldigungen gegen seinen moralischen Charakter beachtenswerth. Unter diesen verdient aber die von Sonnenfels wegen ihrer Allgemeinheit in der That keine Widerlegung und die übrigen — mehr speciell und einigermaßen motivirt — sind von Lessing selbst schon genügend widerlegt worden.

In Bezug auf Glaubensansichten kann Lessing trotz dessen, was wir über Nathan sagen mußten, als vollkommen irreligiös nicht bezeichnet werden. Zwar neigte er sich zuletzt überwiegend zum Pantheismus hin, aber er blieb doch zweifelnd auf der Grenze des Deismus und des Pantheismus stehen. Zu dem Glauben an die Unsterblichkeit, wie immer er sie auch auffaßte, hatte er gemüthliche Beziehungen, welche bei David Friedrich Strauß*) ganz fehlen. Weil Lessing nicht gläubig war, so war er darum doch nicht ungläubig, wenn man unter ungläubig eine Ueberzeugung versteht, an deren Richtigkeit man nicht zweifelt**).

Mit Lessings politischen Ansichten mag es sich ähnlich verhalten haben wie mit seinen religiösen. Wie er in der Theologie gleichsam den Grund zum Rationalismus legen half, aber sich doch im Herzen schon einer weitgehenden Spekulation zuwandte: so soll er auch in der Politik sich für die geschichtlichen Anfänge des Verfassungslebens und zugleich, mehr wohl als spekulativer Philosoph, für die freiste Entwickelungsform des Staatslebens, die Republik, interessirt haben. Vielleicht stimmt unser geistvoller Adopf Stahr, der in seiner Biographie Lessings auf diesen Gegenstand selbst schon etwas näher eingegangen ist, uns bei, wenn wir über Lessings politische Ansichten zunächst eine Monographie, ob auch nur eine streng wissenschaftliche Untersuchung auf wenigen Bogen, wünschen. „Wie solcher sich wohl benommen hätte, wenn er die Drangsale unserer Zeit erleben sollen?“ ***) schrieb Lessings Freund Langer 1810.

*) Ein Vergleich zwischen Lessing und Strauß schon bei Schwartz S. 4.

**) Die hier gesperrtgedruckten Worte, mit welchen versucht werden soll, vorläufig das Urtheil über Lessings Glaubensstandpunkt abzuschließen, entnehme ich aus „G. E. Lessing. Von J. W. Löbell. Nach des Verfassers Tode herausgeg. von A. Koberstein. Braunschweig, Bruhn. 1865.“ S. 130. Besonders werthvoll sind in diesem Buche S. 271—311 die „Annalen der literarischen Thätigkeit Lessings.“ Mit dem, was Löbell über Lessings theologische Schriften und über Nathan den Weisen, den Klosterbruder u. s. w. sagt, kann ich jedoch nach sorgfältiger Erwägung nur theilweise übereinstimmen.

***) Grade hier bricht der Briefauszug bei Heinemann S. 127 ab.

„Wie solcher" mit Bezug auf Friedrich den Großen seine Stellung nahm, ist bereits klar. Der Verfasser der Minna von Barnhelm mußte Friedrichs französischer Richtung wegen von Berlin als Dramaturg viel früher abstrahiren als von Wien. Er sah daher auch nur noch mit Verdruß voraus, daß einmal „ein Schmeichler" die damalige Epoche in der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen nennen könne. Lessing schrieb aber doch auch: „Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle jetzt regirenden Könige in Europa, den einzigen König von Preussen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei." *)

Lessing war zuletzt in Wien fast ebenso bekannt als in Berlin. Kein einziger deutscher Dichter ersten Ranges außer Goethe hatte so viele gesellige Beziehungen in ganz Deutschland als er. Gegen die deutschen Schriftsteller beobachtete er mitunter als berühmter Recensent eine gewisse Zurückhaltung. Jedoch überwogen auch hier seine geselligen Neigungen. Von den Kaufmannsfamilien, mit denen er in Freude und Leid verkehrte und deren Schwankungen im Glücke besonders Eva König näher beobachten konnte, waren die von Wurmb**) auch mit Bürger bekannt und verbanden sich durch Heirath mit der Familie des Dichters von Göckingk. Dieser scheint der Urgroßvater des jetzigen Präsidenten von Wurmb zu sein. Die Hornbostels***) kamen wie die Königs als Seidenzeugfabrikanten****) nach Wien, behaupteten sich daselbst und brachten es dort 1848 bis zum Ministerposten.

Der berliner erinnert sich an Lessing bei dem Anblicke einer Gedenktafel, welche an einem Hause gegenüber dem Alexanderlazareth befestigt ist. Die wunderliche Tradition des Hauses sagt, daß er dort anfänglich zu ebner Erde gewohnt habe, so lange es ihm gut, und eine Treppe hoch mit dem elenden Eingang vom Hofe, als es ihm schlecht gegangen sei. In der Parterrestube hat einmal ein Chambregarnist ein Dintenfaß vergessen. Eine Putzmacherin, die jetzt dort wohnt, möchte es nun als Lessings Dintenfaß zeigen.*****)

*) Das Trinklied von Lessing, welches wir im Anhange unter F mittheilen, scheint nur einen ähnlichen Sinn auszusprechen wie die hier zuletzt angeführte Stelle. — Für Lessings Stellung zu Friedrich können die Stellen verglichen werden, welche meine Schrift über Friedrich den Großen im Register unter dem Namen Lessing nachweist.

**) Ueber Fr. Chr. Wurmb s. Schöne S. 549.

***) Ueber C. Chr. G. Hornbostel, geb. 1742 zu Hamburg, gest. 1809 in Wien, s. Schöne S. 533.

****) H. Pröhle, Friedr. d. Gr. und die deutsche Literatur S. 130. 131.

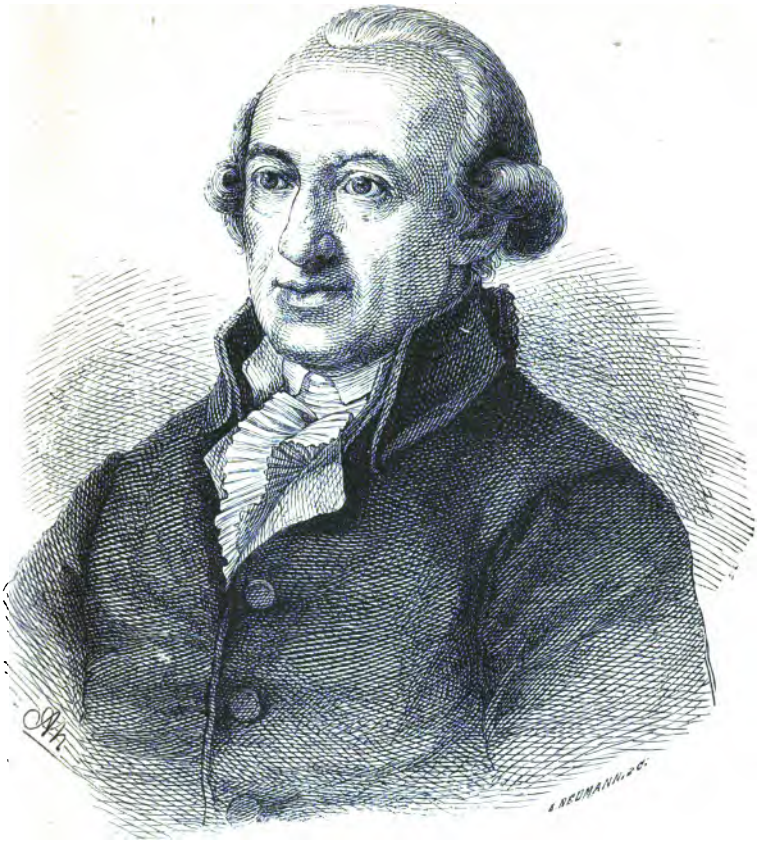
*****) Nach Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten I S. 90 hatte Lessing mit Naumann auch Nicolaikirchhof Nr. 10 zwei Treppen gewohnt. Ebenda S. 82 wird als Mendelssohns Haus, wo Lessing aus und einging, Spandauer Straße 68 bezeichnet. Daselbst wohnte Lessing sogar nach S. 172. Nach S. 106 wohnte er bei einem Aufenthalte in Berlin 1775 alte leipziger Straße Nr. 1.

Mächtiger wirken auf die Phantasie die Erinnerungen an Lessing in dem Weinkeller der Brüderstraße, Maurer und Bracht*), Nicolai's Buchhandlung schräg gegenüber. Die Wölbungen des Kellers sehen sehr alterthümlich aus. Man findet dort wohl noch das alte Meublement aus der Zeit, da dem Küfer zuerst erlaubt wurde, in seinem Keller „Gäste zu setzen“: die hölzernen Bänke und den alten Großvaterstuhl. In ihm hat Lessing oft gesessen. Man glaubt seine Stimme noch zu vernehmen und ihn sein für das Jahrhundert der Aufklärung sehr charakteristisches Lied singen zu hören:

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken.
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laßt nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Die großen Fässer mit dem „Nektar“ sind noch wie zu Lessings Zeit im Hintergrunde des Kellers gelagert.

*) Nach Julius Faucher im Feuilleton der magdeburgischen Zeitung vom 30. Dec. 1875 soll Mendelssohn dort vor Lessing, Nicolai u. s. w. den Phaedon vorgelesen haben.



Wieland.

zelne seinen Geist, sein Herz und sein Wollen durch Selbsterziehung zu harmonischer Einheit hinanleiten könne.

Die Verdienste Chr. M. Wielands (geb. 1733) sind in erster Linie formale. In der Jugendzeit war er zuerst zwischen Pietismus und französischer Freigeisterei hin und her geschleudert worden, bis die ersten Gesänge von Klopstocks Messiade seine Phantasie für einige Zeit in „seraphische" Stimmungen versetzten. Aber niemand, dem es sonst ernst ist mit der Kunst, kann lange im Widerspruch mit der eigenen Natur leben; diese forderte auch bei Wieland ihre Rechte. Englische und französische Einflüsse traten in die schwankende Stimmung; durch den Umgang mit der vornehmen Gesellschaft auf dem Gute des Grafen Stadion, Warthausen, wurde der Bruch mit der Vergangenheit beschleunigt.

Wieland nach Möglichkeit abzuwenden suchte, prüfte er besonders die philosophische Tendenz derselben, belobte das gute daran, und fand mit Recht, daß dieselbe fast nie ein gewisses Maß überschritt und fast nie eine unsittliche wurde. Den deutschen aber, die Wieland nach und nach als unsittlich verworfen haben, kam es auf die Tendenz gar nicht an. In dieser Beziehung hätte unser Publikum noch viel mehr vertragen, als Wieland ihm geboten hatte. In Ueberwindung verschiedener Standpunkte hat ja der deutsche eine hübsche Uebung. Er hat Max Stirner, den „einzigen und sein Eigenthum" verdaut. Treten die Tendenzen nun aber gar bloß bei den Romanhelden auf, so macht das Publikum sich noch weniger daraus, ob sie zu lang oder zu kurz sind. So hat es die größten Tollheiten in einzelnen Schriften der Romantiker und die Emancipation des Fleisches in Werken des jungen Deutschlands hingenommen. Was aber Wieland am Ende des vorigen Jahrhunderts besonders unpopulär gemacht hatte, waren die schlüpfrigen Schilderungen, welche neben seinen Tendenzen einherliefen. Diese verwirft Löbell zwar auch, aber in seinen Auszügen geht er oft ganz über sie hinweg. Er gibt daher auch von Wielands Tendenzromanen ein Bild, welches selbst Pädagogen beinahe zu Mißverständnissen in Bezug auf den Unterricht verleiten könnte.*).

Noch in einem anderen Punkte stimme ich mit Löbell nicht überein. Außer seinen philosophischen Romanen sind Wielands Rittergedichte und Märchen in Versen seine wichtigsten Schriften. Vielen gebildeten Lesern wird es schon schwer, ihm die Ironie zu verzeihen, die er in keiner dieser Märchenbearbeitungen überwinden konnte. Dagegen halte ich die zum Theil von Löbell empfohlenen gereimten Märchen, in die Wieland außer seiner Ironie auch noch eine förmliche philosophische Tendenz hineingetragen hat, in unserem jetzigen germanistischen Zeitalter für ganz ungenießbar. Wenn aber Löbell diejenigen Erzählungen verwirft, die Wieland aus mehreren Märchenstoffen zusammengesetzt hat, so scheint mir das zu streng. Ich erkenne vielmehr an, daß Wielands leichte Phantasie das fremdartige wenig-

*) Wielands Ruf hat von neuem einen sehr empfindlichen Stoß erlitten durch das Buch: „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchsenring, Usteri, Sophie Laroche u. a. Nebst bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri. Von Eduard Bodemann. Hannover. Hahnsche Hofbuchhandlung. 1874." Mit der Bondeli, die unter andern Plato studirt hatte, war Wieland verlobt und wurde ihr untreu. Der Aufsatz von Scherer ist eine nur formell an Bodemanns Buch angeschlossene Untersuchung über die Frauen, mit denen Wieland verkehrte, und das beste, was über dieses Thema vorhanden ist.

stens immer auf eine erträgliche Weise verbunden hat, und daß er als guter Kenner des Schauspiels und der Oper nicht selten durch einen anmuthigen Theatercoup über die schwersten Stellen hinweggelangt ist. Die Wiederaufnahme der Lektüre Wielands kann ich gleichfalls in dem Maße, in welchem der treffliche Löbell sie gewünscht hat, bei unseren Zeitgenossen nicht befürworten. Insbesondere haben alle Romane Wielands nur noch ein kulturgeschichtliches Interesse. Im allgemeinen können sie nur noch denen, die sich für die Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, zumal für die Entwickelung der Philosophie und der Politik im vorigen Jahrhundert interessiren, empfohlen werden. Ein allgemeines Interesse nehmen wir überhaupt unter den großen Geistern am Dichterhofe zu Weimar nur noch für Schiller und Goethe in Anspruch. Das vollkommen gebildete moderne Bewußtsein verlangt als „unsterbliches Haus" eine durch die größten Geister der alten und neuen Zeit von Sophokles und Horaz bis auf Goethe und Schiller gleichmäßig ausgebaute Welt. Es ist gewiß, daß Herder und Wieland diesem Pantheon wenigstens nicht in gleichem Grade, wie die beiden zuletzt genannten, angehören. Aber indem Wieland und Herder mehr auf der Erde blieben, während die eigentlichen Heroen Weimars eine selbständige Welt des Geistes durch die Phantasie erschaffen halfen, ist von diesen etwas geringeren Geistern zur Herbeischaffung eines reichen Kulturmaterials für die deutschen unendlich viel geschehen. Merkwürdigerweise steht der gelehrte und vielseitige, obgleich mitunter etwas flache Wieland auch auf einer gewissen Grenze zwischen den Troubadours und den Romantikern, aus denen wiederum die Germanisten hervorgingen. Abgesehen vom orientalischen Wissen dürfte Wieland noch kenntnißreicher gewesen sein als Herder. Während aber dieser gute und specielle Vorstudien machte und im allgemeinen seine Ideen in die mustergiltigen gelehrten Formen goß, verschleuderte und verpuffte Wieland in der Regel seine aufgespeicherte Gelehrsamkeit, indem er sich wesentlich in den Formen und Gattungen der Literatur vergriff, sobald er producirte. Unter den eigentlichen kritischen Bemerkungen, welche Goethe und Schiller zu verschiedenen Zeiten über Wieland machten, scheint mir Schillers Wort das bemerkenswertheste, daß es seinen Produkten gar nicht an herrlichen, poetischen und genialen Momenten fehle, und daß sein Naturell Schiller noch immer sehr respektabel vorkomme, wie sehr es auch bei seiner Bildung gelitten habe. Der Philolog August Matthiä, welcher

Kant gegen Herder vertheidigte und dabei Wieland als damaligen philosophischen Schildknappen Herders mit Verachtung behandelte, nennt Wieland einen schlechten Philosophen, aber einen großen Dichter. Und so wie der Merkur theilweise von den Horen verdrängt zu sein scheint, so mußten gewiß Wielands philosophische Romane nach Inhalt und Form für veraltet gelten, als Schiller die kantische Philosophie in der adäquaten Form der Abhandlung auf die geistvollste Weise popularisirte.

Mit Recht sagte Schiller, daß Wieland noch in die löbliche Zeit gehöre, da man die Worte des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Wieland war am 5. September 1733 zu Oberholzheim im Gebiete der schwäbischen Reichsstadt Biberach geboren. Sehr richtig und zugleich außerordentlich tief erscheint Schillers Wort, daß dessen Talent durch seine Bildung gelitten habe. Nur denke ich dabei nicht an seine späteren Studien über volksthümliche Literatur, ohne welche er den Oberon fast ebenso wenig hätte schreiben können, als Herder den Cid, sondern einfach an seine Jugendbildung. Diese war nur eine unglückliche, weil sie keine formale und philologische, sondern mehr eine scholastische und stofflich verwirrte war. Vor allen Dingen fehlte ihr die Einfachheit. Während Klopstock und Goethe schon als Knaben in Muße und Freiheit sich zu Dichtern heranbildeten, diente der häufige Ortswechsel Wielands in den Schuljahren dazu, die Einwirkung jeder berechtigten deutschen Stammesindividualität in ihm auszulöschen, sein angeborenes Naturell zu unterdrücken und sogar das poetische Talent des heimathlosen melancholischen Jünglings verkümmern zu lassen. Und doch war eine frühreife Dressur des Geistes in dem an Talent reichen achtzehnten noch nicht die Regel, wie in dem allerdings im Unterrichte auch planmäßigeren neunzehnten Jahrhundert.

Wieland kam noch in seinen Jünglingsjahren zu Bodmer nach Zürich, so zu sagen als ein Musterknabe. Er erfüllte alle dessen Hoffnungen so sehr, als sie Klopstock getäuscht hatte. Man hat gesagt, Bodmers einziges Verdienst sei es gewesen, Klopstocks Messias sogleich verstanden und anerkannt zu haben. Ehe er von Klopstock irgend etwas wußte, entwarf er sich schriftlich ein Bild vom Verfasser des Messias, welches nachmals in Cramers großem Werke über Klopstock gedruckt ist. Danach war Klopstock ein wohlgezogener Predigersohn. Klopstocks Vater war jedoch einer von jenen

Amtleuten gewesen, aus deren Mitte der Sohn später so gern eine Frau gehabt hätte, und von denen Gleim später einmal an Wieland schrieb: sie sind die Könige unseres Landes. Wohl aber gehörte Wieland „zu dieser mit Recht etwas in Verruf gekommenen Sorte von Menschen", wie einmal der schweizer Schriftsteller Jeremias Gotthelf in einem Briefe die Predigersöhne nannte, zu denen Gotthelf übrigens auch gehörte. Und während Klopstock, der Amtmannssohn, von Bodmers Hause aus den Tubum auf die schweizerinnen statt auf die Alpen gerichtet zu haben scheint, weckte der musterhafte Wieland den alten Bodmer, als dessen Magd in der Nacht einen Ueberfall auf ihn richtete. Der alte Bodmer heilte ihren Wahnwitz, indem er sie an einen hausbackenen schweizer Schulmeister verheirathete. Wieland stellte in Abrede, daß sie sich in ihn verliebt habe, weil sie in dem Zimmer habe spinnen oder sonstige Arbeiten verrichten müssen, in dem er mit dem alten Bodmer zusammen gedichtet hatte, was dem Verfasser des Messias in seiner züricher Genieperiode auch niemals gelungen war. Wieland aber gab zu verstehen, daß die Magd sich in seine damaligen überspannten Dichtungen verliebt habe. Dem sei nun, wie ihm wolle: in jedem Falle werden wir wohl thun, uns nach diesen Produkten aus Wielands erster Periode umzusehen. Welches sind überhaupt die schriftstellerischen Arbeiten Wielands, die ungefähr diesen Zeiten ihren Ursprung verdanken?

Am Tische Bodmers, welcher damals auch den Abraham verherrlichte, schrieb Wieland in klopstockschen Hexametern 1753 „Die Prüfung Abrahams". In Grubers Gesammtausgabe von Wielands Werken ist diese Dichtung sehr verändert, aber die Behandlung des Stoffes kann eine geschickte genannt werden. Wie in Klopstocks Messias, so spielen auch hier bei Wieland die Väter des Messias eine große Rolle. Ismael kommt vor dem Aufbruche zum Opfer bei Abraham bereits zum Besuch mit einem Sohne. — Matt sind in Grubers Ausgabe die 106 Hexameter der zuerst 1754 erschienenen „Hymnen auf Gott". Die 1755 geschriebenen „Empfindungen eines Christen", später Psalmen genannt, enthalten nur anempfundenes und bloßes Geschwätz. Eine bunte vom Autor selbst getroffene Zusammenstellung verschiedener Arbeiten Wielands von 1754—1760 liegt uns in seinem vierten Supplementbande (1798) vor. Die gereimten „Erinnerungen an eine Freundin" mit einem religiösen Schlusse (1754) sind unbedeutend. Die „platonischen Betrachtungen über den

Menſchen" (1755) ſchließen mit den Worten: „Wofern die Republik des Lykurgos noch in der bloßen Idee exiſtirte, ſo würde ſie jeder Kenner der menſchlichen Natur für ungleich ſchwerer zu bewerkſtelligen halten, als eine Republik von Chriſten." Im „Geſichte des Mirza" (1754) finden wir bereits eine intereſſante Hindeutung auf die Seelenwanderung. „Timoklea" (1754) war Wielands erſter Verſuch in der Geſprächsform und handelt über ſcheinbare und wahre Schönheit.

Das „Geſicht von einer Welt unſchuldiger Freuden" (1755) zeigt uns Wieland wohl zum erſten male als Vorläufer Jean Pauls. Eine blühendere Sprache, als in der Welt unſchuldiger Freuden, finden wir im „Theages. Ueber Schönheit und Liebe" (1760). Wenn ſich irgend etwas von Wieland für die Jugend eignet, ſo iſt es dieſe reizende kleine platoniſche Novelle, ein kleines Kunſtwerk, das er nur, weil es nicht die ganze platoniſche Philoſophie entwickelt, alſo ſehr mit Unrecht, ein Fragment nennt. Der Vater, der nach dem Tode der Mutter in eine herrliche Landſchaft zieht, um ſich nur noch dem Unterricht der Tochter zu widmen; die beiden Jünglinge, welche ſich in einer Laube davon erzählen; der Beſuch der Jünglinge auf dem Lande, und zuletzt die Einladung des Vaters, den Sonnenaufgang abzuwarten, um dann auf einem hohen Berge die feindſeligen Disputationen gegen die anmuthige Tochter fortzuſetzen: jedes hiervon iſt allerliebſt.

Das Trauerſpiel „Lady Johanna Gray" (1758) macht in dieſer Zuſammenſtellung einen fremdartigen Eindruck. Trotz des Zuſatzes „Der Triumph der Religion", welcher auf Wielands damalige Richtung hindeutet, läßt ſich ebenſo wenig verkennen, daß in den fünffüßigen Jamben dieſes Trauerſpiels weit mehr geſunder Sinn für politiſche Geſchichte, als in den platoniſchen Abhandlungen, und weit mehr Kenntniß der Technik des Dramas, als in Wielands Araspes und Pathea niedergelegt iſt. Und wirklich weiß man ſchon durch Leſſing, daß „Johanna Gray" mehr oder weniger von Wieland aus dem engliſchen entlehnt iſt.

Wir ſchweigen von Wielands Bruchſtücken ſeines Heldengedichtes „Cyrus". Es iſt viel langweiliger als Klopſtocks Meſſias. — Im Herbſte des Jahres 1756 las Wieland auch die Geſchichte des Araspes und der Panthea in Xenophons „Cyropädie" mit demjenigen Vergnügen, welches „der ſokratiſche Geiſt und die ſchöne Einfalt dieſes unnachahmlichen Verfaſſers erwecken müſſen". Er fühlte ſich zur Behandlung des

Stoffes in einem Drama angeregt, das sich unter seiner Hand in eine Reihe von moralischen Betrachtungen verwandelte. Diese erschienen 1760 unter dem Titel: „Araspes und Panthea. Eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen“ *). Alles, was wir bewundern (so wird entwickelt), ist nur eine mangelhafte Nachahmung eines vollkommenen Urbildes. Vielleicht brachte unsere Seele diesen unbegrenzten Hang zum vollkommenen als ein Merkmal ihrer himmlischen Abkunft mit, als sie „in diesen irdischen Schlamm gestürzt ward“. Manche Menschen, wie der König Cyrus von Persien, seine Mutter Mandane und seine gefangene, die Königin Panthea von Susiana, entsprechen durch ihr Leben ganz den Idealen aus einer früheren Welt. Andere Seelen suchen bloß durch die Liebe auf endlosen Stufen zu dem hinaufzublicken, dessen Gegenwart mit jedem Grade weissagende Ahnung, neue Wiedererinnerung, reineres Licht und göttlichere Scenen um sich her strahlt. Da aber die mit unendlicher Liebe befruchtete Seele von Sinnlichkeit umnebelt ist, so irrt sie gewöhnlich im Maß der Liebe oder im Gegenstande derselben. Ja, es möchten wohl „zwo“ Seelen im Menschen sein, eine für das gute und erhabene, die andere aber für das sinnliche und böse. So wird auch der Geist des Araspes immer mehr umnachtet, welcher von Cyrus zum Beschützer der bildschönsten Panthea bestimmt war. Als er sich krank stellt, durchschaut ihn zwar die erfahrene Mandane, aber die reizende Panthea pflegt ihn. Als er ihr dann offenbare Nachstellungen bereitet, verbannt ihn Cyrus ohne Härte. „Entschuldige mein Fürst, diese Thränen (sagt Araspes) . . . ., die schändliche Seele weicht . . . . die bessere Seele hat gesiegt. Ich eile zurückzugehen, wohin Cyrus und die Tugend mich rufen!“

Fast alle literarischen Arbeiten Wielands, welche wir bisher musterten, hatten etwas mehr oder weniger steifes und lebloses. Zu Anfang der sechziger Jahre aber ging jener Gährungsprozeß der angesammelten Bildungselemente in ihm vor, welcher seine Poesie in einen überschäumenden sinnlichen Zaubertrank verwandelte. Hierdurch erhielt er die Stellung in der deutschen Literatur, in welcher er als der personificirte Gegensatz zu Klopstock erscheint. Dieser Gegensatz muß jedoch seine Bedeutung immer mehr verlieren, je mehr erkannt wird, daß Klopstock nur durch die sinnlichen Empfindungen fortlebt, welche er in seinen Oden niederlegte. Wir können daher

*) Zürich, bei Orell und Comp.

Klopstock nur als den maßvolleren Dichter über den jüngeren Wieland stellen, welcher lange sein Nachahmer war. Allerdings waren Wielands Anlagen die größeren, so daß er später sogar in die weimarische Dichtergruppe hineinpaßte. Allein dem Dichter Fanny's stand Wieland trotz seiner eigenen umfassenderen dichterischen Anlagen deshalb nach, weil die erste dichterische Entwickelung, die selbst bei einem Bürger eine glückliche gewesen war, bei Wieland die eigentliche Lyrik und somit die Quintessenz der Poesie für immer bis auf wenige kleine Proben mit der Wurzel ausgerissen hatte. Und doch wetteiferte er als Erotiker selbst noch mit Bürger und war ein unverwüstlicher Reimer. Zwar hat Löbell Wielands Versifikation weit überschätzt, und es wird gewiß bei den tadelnden Bemerkungen von R. Prutz über dieselbe sein Bewenden haben. Man kann nur zugeben, daß er einer zu weit ausgedehnten Beseitigung des Reimes in der deutschen Literatur durch Klopstock und Herder wirksam durch die That entgegengetreten ist. Mit der mangelhaften Form seiner Verse hängt es nun zusammen, was ich noch von niemand ausdrücklich hervorgehoben finde: daß Wielands Sprache, eben weil ihr der Schmelz der Lyrik vollständig fehlt, in seinen Versen selbst an den schönsten Stellen fast niemals poetisch, sondern fast immer in einer abstoßenden Weise gewöhnlich und prosaisch ist. Dies alles ist bei Klopstock umgekehrt. Auch durch den Gegensatz, in welchen Wieland zu dem göttinger Dichterbunde trat, wurde sein Wesen nicht erschöpft. War doch der Dichterbund nicht einmal einig, als er Wielands Dichtungen verbrannte. Indessen blieb Wieland den göttingern nichts schuldig. An einigen Winterabenden des Jahres 1771 brachte er den „Verklagten Amor zu Papier". Erst 1774 vollendete er ihn. In diesem holprigen und langweiligen Gedichte findet sich die gegen den göttinger Dichterbund gerichtete Stelle:

Die Musen tränen uns in rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu sein, dem schönen,
Betäuben den Verstand und martern unser Ohr.
Es hieß sogar (wir wollen bessres hoffen),
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Die letzten Verse beziehen sich auf die satirische Nachricht, daß die deutschen Dichter zu Walpurgis am Fuße des Brockens den Wodan anbeteten. Die Grafen von Stolberg-Wernigerode verschmähten jedoch die Ehre, bei diesem Opfermahle am Fuße des Brockens den

Vorsitz zu führen. Sie ließen, wie es scheint, eine Erklärung darüber durch Gleim an Wieland gelangen. Am 17. Oktober 1774 schrieb Wieland an Gleim: „Daß Ihre Grafen v. Stolberg so günstig von mir denken, ist mir neu. Sagen Sie mir doch, was für Stolberge das sind, und wie viel oder wie wenig sie die Dichter aus diesem Hause im göttinger Musenalmanach angehen.“ Die letzteren gehörten zu dem Hause Stolberg-Stolberg.

Als Klopstock zu dichten begann, war die Religion fast der einzige Stoff für die Poesie. Er fügte zu diesem Stoffe sehr einfach, aber in einer doch erhabenen Form die Freundschaft und die Liebe hinzu. Wieland dagegen bereicherte Stoff und Gegenstand seiner Poesie, indem er die schöne Form dem Inhalte vielfach opferte, namentlich nach seinem Abfalle von Bodmer sogleich durch sein ganzes buntes Wissen und durch seine buntscheckige Gelehrsamkeit. Wielands Romane enthalten unendlich vieles, was weder schön noch wahr ist. Natürlich wird bei einem Dichter von Wielands Range Charakteristik und überlegte Zeichnung der Hauptfiguren des Romans nicht vermißt, wie ja auch die vorgeführten Frauen fast eben so sehr nach dem Leben geschildert sind als bei Goethe und Jean Paul; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Charakteristik der Völker, Länder und selbst der Zeiten fehlt. Ja, Wieland mag wohl manchmal seinen Leser hinten in die Türkei oder sonst wohin versetzt haben, bloß um es sich und seiner Phantasie recht bequem zu machen. Gleim ahmte ihm in dieser Beziehung in seinem „rothen Buche“ nach. Er schrieb ihm über dieses am 20. März 1744: „Die häufig vorkommenden fremden Namen sind weder persisch, arabisch, noch tartarisch, alle sind aus eigener Fabrik, alles ist erdichtet, kein Wort, kein Gedanke ist anders woher, als aus meinem Kopfe und meinem Herzen“. Er setzte hinzu: „Welche Scene hätt' ich dem Werklein geben sollen, um nicht überall anstößig zu werden?“ Dies möchte allerdings auch bei Abfassung der Werke Wielands mitunter zu bedenken sein. Und so verschwimmen denn bei Wieland doch meist griechische, römische und orientalische Romanfiguren auf eine bedenkliche Weise in einander. Der Schüler Epikurs wird ihm zum Pascha, und wir werden sehen, daß er zwischen einer nackten wilden Frau und einer mediceischen Venus keinen großen Unterschied zu machen weiß. Niemals hat Wieland ein klares Bild von der klassischen Welt des Alterthums vor Augen gehabt nur etwa in dem Grade wie der größere Schiller. —

Wenn durch die bezeichnete Methode auch wohl Klopstock seinen Oden eine größere Unsterblichkeit verlieh, als Wieland seinen Romanen, so muß man doch sagen, daß diese zu ihrer Zeit viel mehr gewirkt haben, als jene. Obgleich sie jetzt für das Publikum nicht mehr lesbar sind, enthalten sie doch, abgesehen von der platonischen Philosophie, vielfach gerade diejenigen Grundsätze und Bildungselemente, welche jetzt in Deutschland die allgemeinen geworden sind. Diese wichtigen Beziehungen Wielands zu unserer Zeit beruhen schon darauf, daß er nach seiner Umwandlung den Kampf gegen den falschen Enthusiasmus und die gewöhnliche Schwärmerei aufnahm, während Goethe und Schiller um ihre stolzen und wahren Ideale die gebildetsten ihres Volkes versammelten. Wieland war im guten und im bösen ein Vorläufer der jetzigen Zeit. Er spottete über diejenigen, welche der Ansicht waren, niemand müsse klüger sein, als seine Großmutter. Man könnte ihn den Philister unter den großen Geistern, und den Durchschnittsmann unter den Genies nennen. Jedenfalls vereinigte er gewisse Widersprüche in sich, welche wir zwar nicht bei den andern großen Dichtern seiner Zeit finden, wohl aber im Charakter Friedrichs des Großen. Dieser war noch mehr als Wieland von einer französischen Bildung ausgegangen. Es ist keine Frage, daß Wieland nicht allein mehr als alle deutschen, sondern auch mehr als die meisten Franzosen dem Ideal entsprach, welches Friedrich sich von einem großen Dichter zu machen im Stande war. Und so war eben auch zwischen dem dichtenden alten Fritz und zwischen dem reimenden Philosophen Wieland etwa um die Zeit kurz nach Ablauf seiner ersten Periode nur ein geringer Unterschied.

Man hat den prosaischen Styl Wielands sehr verschieden beurtheilt. Er war von ungleichem Werthe. Ein Buch der Abderiten fängt mit einem zwei Seiten langen Satze an. Im allgemeinen ist Wielands Styl besser als der Herders, schlechter als der Goethe's und Schillers. Aber vielleicht hatte Wielands Styl auf den jetzigen Styl mehr Einfluß, als der von Schiller und Goethe. — Wieland war der Sprachmenger unter den großen deutschen Dichtern.

Fassen wir das bisher über Wielands Beziehungen zu unserer Zeit gesagte noch einmal zusammen, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß er, der ja auch fast stets in einer gewissen Konversationsprosa geschrieben und dabei als echter biberacher und weimaraner Spießbürger und Familienvater die kleinstädtischen, theils bürgerlichen, theils höfischen Sitten

der deutschen des vorigen Jahrhunderts genauer als irgend ein anderer Dichter vor Jean Paul gekannt hat, auf die bürgerlichen Sitten des neunzehnten Jahrhunderts und selbst auf die Konversationssprache unserer Zeit, die im Privatgespräch und selbst in Kammerreden der Minister von den verschiedensten Citaten und Fremdwörtern strotzt, den meisten Einfluß gehabt hat.

Als Politiker war Wieland den andern großen Dichtern seiner Zeit weit voraus. Er war sogar als Publicist und Journalist schon eine ganz moderne Erscheinung. Ueber das damalige Württemberg schrieb er einfach an Gleim den 3. November 1771, indem er ihm seinen Landsmann Werthes zusandte und empfahl: „In seinem und meinem Vaterlande herrscht die Dummheit mit bleiernem Scepter". Der Grund seiner Tüchtigkeit in der Politik beruhte zum Theil auf der Kenntniß des kommunalen Lebens, die er als Beamter (Archivar) seiner Vaterstadt Biberach erwarb, noch mehr aber auf seinen Studien über die Literatur und Gesellschaft in Frankreich und England. Dabei war seine Gesinnung meist wahrhaft deutsch. Die etwas unsaubere, aber höchst witzige philosophische Farce in einem Aufzuge „La philosophe endormie" liefert davon einen glänzenden Beweis. Die Philosophie sagt in dieser Farce von einem deutschen Baron, der fast wie ein wildes Thier dargestellt wird, zu einem französischen Abbé:

Abbé, ich bitte Respect zu tragen;
Ich ehre seit kurzem die Nation.
's sind Leute von guten derben Sinnen,
Und hausgesponnenem Menschenverstand!
Sie zahlen unsern Fabrikentand
Baar Geld, vertauschen ihr Geld um Häcksel
Und clinquant *), verlieren noch gar im Wechsel,
Copient lourdement nos travers **),
Sind unsere tollsten Moden gewärtig,
Und halten sich selbst nicht eh' für fertig,
Bis unsere Schneider und Friseurs
Sie erst zu Menschen umgebildet
Und unsre brodeuses ***) sie übergüldet.
Da spricht man: so ein Volk sei dumm!
Ich preis' es klug und weiß warum;
In staatswirthschaftlicher Betrachtung
Verdient ihr Blödsinn die größte Achtung!

Welchen unvergänglichen Schmuck könnte diese patriotische Richtung Wielands Romanen verleihen! Aber sie fehlt ihnen ganz, auch in der negativen satirischen Form, in welcher sie in jenem Gedichte auftritt. Der Inhalt der Romane wird vielmehr wesentlich von einer eudämonistischen Weltanschauung beherrscht, die wir mit Wielands eigenen Worten charakterisiren können. Alles gute löst sich danach in Vergnügen auf, alles böse in Schmerz. Mäßigung ist Weisheit. Nur dem weisen ist es gegönnt, den Becher der Wollust, den die

*) Flittergold.
**) Ahmen tölpisch unsere närrischen Grillen nach.
***) Stickerinnen.

Natur jedem sterblichen voll eingeschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Ohne Mäßigung werden auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes.

Schon ehe Wieland den Aristipp schrieb, hatte Goethe einmal den Aristipp als Wielands Meister bezeichnet. Fragen wir nach Aristipps Meinungen, so weiß die Geschichte der Philosophie jetzt folgendes darüber zu berichten. Aristippus der ältere wird von Aristoteles als Sophist bezeichnet. Als Aufgabe des weisen erscheint ihm, die Lust zu genießen, ohne von ihr beherrscht zu werden. Er sieht in der Lust den Zweck des Lebens und bezeichnet sie als empfundene sanfte Bewegung. Der Sohn seiner Tochter Arete, genannt der Mutterschüler oder der jüngere Aristipp, soll den Empfindungszustand der Lust dem sanften Winde, die Beschwerde aber dem Sturm und die Gleichgiltigkeit der Meeresstille verglichen haben. Er mag zuerst die cyrenaische oder hedonische Weisheit systematisch dargestellt haben.

Welchen Aristipp nun aber auch Goethe vor Augen hatte, den Großpapa oder das Mutterschülerchen oder beide zugleich: immer konnte es dem vielseitigen und gewandten Wieland nicht schwer werden, der Einreihung in ein solches System der Lust durch Goethe wieder zu entschlüpfen. Wir wollen daher in diesem Punkte dem gegen Wieland so milden Löbell nicht widersprechen, welcher mit Rücksicht auf seinen Roman Aristipp den Wieland nur als einen schwankenden Proteus hinstellt und viel schmeichelhafter die Selbstcharakteristik des Horaz auf ihn anwendet:

Keinem der Meister ergeb' ich mich ganz, noch bet' ich ein Wort nach;
Wo mich der Sturm hintreibt, anland' und kehr ich als Gast ein;
Stürze mich bald, ein geschäftiger Mann, ins politische Leben,
Als ein Trabant und Beschützer der streng wahrhaftigen Tugend;
Sinke verstohlen zurück in die aristippische Weisheit,
Suche die Welt mir selbst, nicht mich ihr dienstbar zu machen.

Wieland ist seit Herausgabe des Don Sylvio und noch mehr seit Herausgabe der „Komischen Erzählungen" (1765) der Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht worden. Wir berücksichtigen ihn nur in so weit, als er sich nicht auf die besonderen Ausschweifungen in den komischen Erzählungen bezieht, die Wieland später wohl wieder vermieden haben dürfte. 1764 erschien „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva"*)

*) In Grubers Ausg. von Wielands Werken 5. und 6. Band.

Die Contes de Mad. d'Aulnoy sind gewissermaßen Wielands Muster, obgleich er selbst in Don Sylvio schon Ton und Sprache für Musäus vorbildet. Auch Ondinen (Undinen) erwähnt er schon. Vor allen Dingen aber ist Don Sylvio eine matte und langweilige Nachahmung des Don Quixote, den Wieland hoch verehrte. Besser als die Geschichte des Don Sylvio selbst, aber zum Theil geradezu gemein, ist die eingelegte Erzählung: Prinz Biribinker. Die Beschreibung der königlichen Verheirathung vor Geburt des Prinzen Biribinker ist jedenfalls eine ganz ausgezeichnete Satire.

Wieland behauptet jenen alten römischen Dichter für sich sprechen lassen zu können, welcher meinte, daß nicht das Gedicht, sondern der Dichter keusch sein müsse. Indessen liegt die Sache bei Wieland doch nicht so ganz einfach. In der Regel decken sich seine schlüpfrigen Schilderungen weder mit dem übrigen Inhalte seiner Romane, noch mit den Anforderungen der Poesie überhaupt. Wieland malt in Fällen, wo nichts zu malen ist. Er läßt die Leidenschaft immer erst vor unsern Augen aus der Versuchung oder aus der Gelegenheit entstehen. Indem er aber stets mit vielem Behagen jene Versuchungsscenen schildert, die mit den glänzendsten eudämonistischen Scenen zusammen auch mit Vorliebe zu Titelbildern für seine Bücher benutzt sind, führt er mit seinen Helden auch stets seine sämmtlichen Leser in eine förmliche Versuchung. Er ist nicht Dichter an solchen Stellen: nein, er hält, wie Herder witzig gesagt haben soll, bei solchen Gelegenheiten jedesmal eine förmliche Predigt.

2. Wieland seit seiner Verheirathung bis zur Berufung nach Weimar.

Wieland stimmte zwar ausdrücklich bei, als er in der von ihm bearbeiteten Geschichte der Fräulein von Sternheim die Bemerkung von Frauenhand las, daß die Empfindungen der Frauenzimmer oft richtiger wären, als die Gedanken der Männer. Indem er aber in seinen eigenen Romanen fast alle Versuchungen von den Frauen ausgehen und fast alle Männer zunächst als Tugendhelden auftreten läßt, hat er sich eine Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geschlecht und im Vergleich mit seinem eigenen Leben wahrscheinlich eine große Unwahrheit zu schulden kommen lassen.

1765 verheirathete er sich, oder, wie er selbst sagt: er ließ sich, ohne recht zu wissen wie, von seinen Eltern und guten Freunden ein

ganz artiges Weib, oder eigentlich nur ein Weibchen beilegen. Doch wohl mehr ihr kleines Vermögen, weniger die körperlichen und am wenigsten die geistigen Vorzüge seiner Frau waren die Ursachen seiner Heirath. Sehr bald meldete er, daß seine „liebe Frau nicht eifersüchtig" sei. In dem Briefe aus Erfurt vom 8. December 1769 fordert er den damals kranken Gleim auf, seine Nichte als Succurs mit nach Erfurt zu bringen, damit es ihm (Wieland) nicht an dichterischer Anregung fehle. Im voraus dankt er „demüthig tief für den Kuß", den ihm Gleminde zugedacht hat. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Wieland durch seine Ehe gar keine dichterischen Anregungen empfangen habe. Das Unglück war bloß, daß diese Ehe nur eine sinnliche Befriedigung gab, welche ihn mehr zu den Hetärengeschichten und zu den Versuchungsscenen anregte, als zu der Schilderung einer tiefen, wahren und harmonischen Geschlechtsliebe. Papa Wieland hatte sich mit einer an sich sehr braven Frau verheirathet, welche ihn dadurch, daß sie ihm in zwanzig Jahren vierzehn legitime Kinder gab, sogar in den Stand setzte, die Entbindung der jungfräulichen Amanda im Oberon sehr reizend und ausführlich zu schildern. Allerdings war Wieland schon durch eine andere vor seiner Ehe Vater.

In die Jahre 1766 und 1767 fällt die erste, in das Jahr 1773 die zweite und in das Jahr 1794 die dritte Ausgabe*) des „Agathon". Wir benutzen die dritte, welche sich auch in Wielands Werken von Gruber findet. Mit dieser dreibändigen Schrift bemächtigt sich Wieland der Geschichte der griechischen Philosophie für den deutschen Roman. Der Roman ist jedoch stofflich interessanter als in der Form, obgleich er dem wirklichen Roman schon viel näher steht, als Araspes oder Panthea dem Drama oder der Erzählung. Am feinsten sind die freilich noch äußerst sparsamen Bemerkungen in dem Buche, welche durch Beobachtung der Person und Zeit des Dichters entstanden sind. Wie viel oder wie wenig erlebtes aber der Agathon auch enthält, so macht er, namentlich im Vergleich mit Goethe's Romanen, durchaus noch vorzugsweise den Eindruck des erdachten und erfundenen. Auch die als Motive gebrauchten philosophischen Systeme bewirken nur, daß die meisten Begebenheiten in dem Buche als sonderbar und unberechenbar erscheinen. Man darf nicht vergessen, daß damals noch kein deutscher Dichter das antike anschaulich zu machen verstand. Es bleibt aber immer der Grundfehler der Darstellung, daß der Autor uns in

*) Wegen des Materiales für alle drei s. Löbells Wieland S. XI. XII.

Zeiten versetzt, welche durch Form und Maß das höchste erreichten, während er selber in ihrer Schilderung das richtige Maß nicht anzulegen wußte. Der Leser argwöhnt sehr bald, daß der Dichter Erfolge zu errreichen sucht, die er nicht seiner Kunst zu verdanken im Stande ist. Bald scheint alles im Genusse zu kulminiren, wie wenn man im Vehse liest. Der größte Theil des Romans spielt in den üppigen griechischen Kolonien. Athen selbst kommt nur in der Erzählung des Helden, gewissermaßen in Episoden, vor. Agathon, der Hauptheld, ist Wieland selbst. Seine Wandlungen sollen Wielands Wandlungen versinnbildlichen. Zuerst ein Schüler Plato's, wie Wieland, entfernt er sich von seinem großen Lehrer immer mehr. Seine platonische Geliebte wird fast lächerlicher Weise als seine Schwester erkannt, nachdem ihre platonische Liebe schon sehr gefährliche Kämpfe zu bestehen gehabt hat. Auch bleibt Agathon nicht rein, denn seine Philosophie bietet ja keinen unbedingten Schutz gegen die Verführung. Um Agathons System zu kompromittiren und ihn geradezu dem Laster zu überliefern, bringt sein philosophischer Gegner Hippias fortwährend die größten Opfer. Er kauft den Agathon als Sklaven in Smyrna. Er schenkt ihm die Freiheit, ohne daß Agathon, der ihn als seinen philosophischen Gegner stets mit Verachtung behandelt hat, ein Zeichen des Dankes gäbe. Aber wie man die Sache auch überlegen mag: diese Freilassung wenigstens bleibt immer eine edle Handlung. Hippias empfiehlt dann den Agathon der schönen Danaë, der Hetäre Cyrus des jüngeren bis zur Schlacht bei Kunaxa, als Haushofmeister, wenn auch nur, um ihn vom Wege der Tugend abzubringen. Erst als Danaë den Haushofmeister heirathen will, entdeckt ihm Hippias, daß sie eine Hetäre sei. Aber er thut dies bloß, damit sie nicht durch ihren Geliebten zur Tugend zurückgeführt wird. Agathon entweicht von ihr zu Dionys II. nach Syrakus. Es wird eine meisterhafte und erhebende Schilderung der guten Zeit dieses Tyrannen, in welcher er noch als Plato's Schüler erscheint, gegeben. Agathon aber wird Plato's Nachfolger in der Gunst des Dionys. Durch gemeine Umtriebe bei Hofe kommt er ins Gefängniß. Hier besucht und versucht ihn Hippias, der ihn befreien und zum alleinigen Erben einsetzen will. Vergebliches Anerbieten! Agathon trifft jedoch später im Glücke sogar noch einmal mit der Danaë zusammen. Mit ihren Reichthümern hat sie ein neues und tugendhaftes Leben begonnen. Sie erzählt ihre Lebensgeschichte, die in den meisten Punkten zu ihrer Verherrlichung dient. Ihren

Namen führt sie wohl nur, weil sie zu einem herrlichen Bilde von der Danaë Modell stehen mußte. Alcibiades, der den Maler begünstigte, entdeckte sie dabei in Athen, fand sie aber noch unverdorben. Er führte sie zu jener berühmten Hetäre Aspasia, welche einst mit Perikles verbunden gewesen war. Diese erscheint nun anfangs gar wie die Kupplerin des Alcibiades. Sonderbarer Weise gewährt sie der Danaë zwar bald Schutz gegen ihn, vermag ihr aber doch keine anderen Lehren zu ertheilen, als solche, die über den Stand der griechischen Hetären nicht hinausgehen. Daher steht die Danaë bei Lebzeiten der Aspasia noch ziemlich hoch, füllt aber nach deren Tode als Aspasia's Schülerin doch nur ihre Stellung bei Cyrus dem jüngeren glänzend aus. Sie weint Cyrus dem jüngeren vor Agathon eine Thräne, klagt sich des Undanks an, weil sie nicht als sein Weib mit ihm gestorben ist, und steht ebenso edel da, als die Mätressen an den Höfen der vielen kleinen deutschen Fürsten in manchen Dichtungen des 18. Jahrhunderts. So bleibt denn die hierauf folgende Zeit, in der sie den bösen Lehren des Hippias Gehör schenkte, fast die einzige, deren sie sich nicht rühmen kann. Für Agathon, der jetzt als Weltmann lebt und leben läßt, hätte es solcher Entschuldigungen kaum noch bedurft. Dennoch aber sollte Agathon seine Danaë nicht mehr heimführen. Da nämlich dieser ganze Schluß erst ein Zusatz für die dritte Auflage wurde und bis dahin jedenfalls manche Einwendungen gegen die Verherrlichung der Hetären im Agathon bei Wieland eingelaufen waren, so mußte Danaë zur Sühne für ihr früheres Leben ihre Hand zuletzt doch noch dem Agathon versagen.

1768 erschien Wielands „Musarion", ein philosophisches Gedicht in fünffüßigen Jamben, die mitunter in den Alexandriner übergehen. Sie ist schlüpfrig und hübsch, erntete früher als andere Werke Wielands in weiteren Kreisen Beifall, wird aber von denen sehr überschätzt, welche sie beinahe dem Oberon gleichstellen möchten. Phanias spricht zwar zu Musarion: „Für eine Freundin hat die kleinste Hütte Raum"; allein er bedenkt dabei nicht hinlänglich, daß er in der seinigen nur für drei Menschen Platz und schon einen Stoiker und einen Pythagoräer aufgenommen hat. Er pflegt sonst mit diesen in einem Bette zu schlafen. Man beschließt nun aber, die Nacht mit Musarion in sokratischen Unterredungen zuzubringen. Das sokratische Gespräch wird von Musarion unvermerkt in ein Bacchanal verwandelt. Der Stoi-

ker betrinkt sich, wird bei Seite geschafft und so fort, worauf dann Musarion und Phanias einen Bund für's Leben schließen.

Ein neuer Abdruck der Musarion war schon 1769 nöthig. In demselben Jahre schrieb Wieland „die Gracien". Als Kenner Winckelmanns bringt Wieland außer seiner Lebensphilosophie nun auch schon etwas Mythologie vor. Eine Stelle der Gracien lautet:

Cythere war schön und empfindlich;
Und Bacchus empfindlich und schön.
Wie konnte es anders ergehn?
Sie lieben, sobald sie sich sehn;
Baumgarten erweist es uns gründlich,
Es konnte nicht anders ergehn!

Auch diese Dichtung ist schlüpfrig und konnte Blumauer zum Vorbilde dienen. Sie besteht aus Briefen an Danaë. Prosa und Verse wechseln darin ab, wie in dem Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi. Derselbe, bloß der Freundschaftsschwärmerei gewidmet, war 1768 erschienen. Wieland vermeidet die Inhaltslosigkeit der Briefe von Jacobi und Gleim, erwähnt aber diese beiden Freunde mit einem gerade nicht zu warmen Lobe.

Diese Beziehungen von Wielands Gracien genügten schon, um den halberstädter Dichtern auf einige Zeit die Köpfe zu verdrehen. Sie kannten die Gracien schon im Manuscript. Am 18. Oktober 1770 erfuhr Gleim, daß sie gedruckt für ihn auf der Post wären. Aber der Postmeister war in die Kirche gegangen. „Die Gracien! die Gracien!" fast hätte Gleim die Post gestürmt, um seine Gracien herauszubekommen. Am Abende desselben Tages wurden alle Mädchen, die Gleim sah, in seinen Augen zu Gracien. Das Exemplar der Gracien, welches der Buchhändler Reich ihm für Jacobi mitschickte, ließ er schön einbinden. So mußten am 19. drei niedliche Mädchen, welche selbst die Gracien darstellten, das Werk der Gracien

Von Rosen und Schasmin umwunden
In selbst gewebtes Band
Von ihrer eignen Hand
Für ihren Liebling eingebunden

dem Dichter Jacobi übergeben. Sie unterhielten sich dabei äußerst naiv also:

„Die Gracien von Wieland sind erschienen.
Was sagen Sie von ihnen?"
„„Von Wielands Gracien? Man ist
In ihrem Tempel dann, wenn man sie liest (!).
Man siehet sie Gottheiten sein und schüttet,
Ganz ohne Furcht und Schüchternheit,
Sein Herz vor ihnen aus, und bittet
Um ihre Liebenswürdigkeit.""

Die jungen Mädchen sollten Küsse für Wielands Gracien empfangen. Gleim war überzeugt, daß seit Erbauung des knidischen

Tempels nichts der Gracien so würdiges geschaffen sei als Wielands Gracien*). Er schrieb über diese auch in ähnlicher Weise wie später über Vossens Luise:

Ihr Aristarchen schweigt von diesem Werke still!
Denn wer darüber richten will
Und glaubt, er habe guten Fug,
Der habe großen Geistes Gaben,
Er hat noch nicht genug:
Er muß die Gracien zu Freunden haben.

1769**) bearbeitete Wieland die „Geschichte der Fräulein von Sternheim, von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und anderen zuverlässigen Quellen gezogen“ ***). Die Freundin war Sophie Laroche. Es liegt wohl nur an der wiederholten Durcharbeitung dieser Geschichte von zwei bis drei verschiedenen Händen, daß die Kunstform in ihr gelungener ist, und daß diese Schilderungen dem modernen deutschen Romane näher stehen, als diejenigen in irgend einer prosaischen Erzählung von Wieland. Die Schilderungen von den Verfolgungen der weiblichen Unschuld an den kleinen Höfen, welche hier von zarten Frauenhänden bis in die schottischen Bleigebirge hinein bloßgelegt werden, sind sehr ergreifend. Die Seitenstücke dazu finden sich nur in Schiller und Lessing. Wielands Philosophie wird in der Geschichte der Fräulein von Sternheim durch eine Religion ohne dogmatische Schranken ersetzt, die eudämonistische Träumerei durch sehr ernste philanthropische Bestrebungen verdrängt. Diese aber gehen hier wieder schon in die ersten Vorzeichen der späteren inneren Mission über. Man würde sich schwer enthalten können, in dem Herausgeber dieser Geschichte schon den Vorläufer der späteren Reinthaler im Lutherstifte zu Erfurt und Johannes Falk in Weimar zu sehen, wenn man nicht eben bemerkte, daß der Verfasser des Agathon doch nur ein sehr äußerlicher und mehr ein stylistischer Bearbeiter des Romans „Die Fräulein von Sternheim“ gewesen sein kann.

Der Dichter des Romans Agathon wurde durch den Kurfürsten zu Mainz von Biberach als Professor der Philosophie nach Erfurt 318
berufen. Am 1. Juni 1769 langte er daselbst an. In Erfurt, dessen Gärtnerei in unserem Jahrhunderte einen so bedeutenden Auf-

*) S. Gleims Brief vom 19. Oct. 1770 an Wieland. — Gleim fragt bei Wieland an, ob er les graces, à Paris 1769 kenne. Es sei darin zusammengedruckt, was über die Gracien von allen Nationen je gesungen und geschrieben worden.

**) Vergl. den Brief an Sophie Laroche vom 14. Februar 1782 in C. M. Wielands denkwürdigen Briefen, hrsg. von L. Wieland, I. besonders S. 166.

***) Zwei Theile. Karlsruhe, bei Chr. G. Schmieder. 1777.

schwung genommen hat, bezog Wieland eine freundliche Gartenwohnung. Diese Stadt nährte sich noch nicht von Gärtnerei, sondern zum Theil wie jetzt der Oberammergau. Zum Frohnleichnamsfeste kamen die Fremden noch 1798 bis von Weimar her. Man erblickte Hohepriester, Engel mit feurigen Schwertern, einen weiß gekleideten Adam mit dem Baume des Lebens, einen Isaak, der einen Holzstoß trug, einen Abraham, der jenem mit bloßem Schwerte nachging, einen großen Engel, der ihm das Schwert trug, einen Christus unter einem Himmel, schön frisirt und gepudert und mit einem vergoldeten, strahlenden Streifen um den Kopf, einen Simson mit dem Eselskinnsbacken, der den Hanswurst spielte, den Kaiser Rudolph mit einer Menge Edelknaben und Knappen u. s. w.*)

Wir finden nicht, daß Wieland in Erfurt um die dortigen Erinnerungen an Luther sich bekümmert hätte. Wie weit aber Wieland 1784 etwa bei der Schilderung der frommen katholischen Stadt Lampeduse auch die Stadt Erfurt vor Augen gehabt haben mag, ist uns gleichfalls nicht bekannt.

In seinem „Diogenes**)" läßt er diesen eine geistreiche Vorlesung über den Mann im Monde halten. Wenn man nicht wüßte, worüber Wieland in Erfurt las, so könnte man vermuthen, daß sich die Vorlesungen, welche im 18. Jahrhundert die Wieland in Erfurt und die Jacobi in Halle hielten, von dieser witzigen Vorlesung des Diogenes nicht wesentlich unterschieden hätten. — Wer etwas von Wielands Prosa lesen will, muß nicht unbedingt mehr auf seine philosophischen Romane, sondern eher auf diese anlockenden Skizzen verwiesen werden, welche der Romanform noch immer sehr nahe kommen. Uebrigens ist die Vorrede nicht in Erfurt, sondern „zu Freyburg im Achtland den 18ten Herbstmonat 1769" geschrieben. Sie kann fast als Muster einer klassischen Einleitung gelten. Wieland erzählt, daß er in einer Klosterbibliothek, wo jedes gute Buch eingeschlossen oder gar an Ketten gelegen habe, auf den ersten Blick nur eins gefunden habe, was gut gewesen sei: einen leutseligen und geschickten Bibliothekarium. Weil er aber diesen gegen den Prior so stark gerühmt hätte, sei er abgesetzt worden. Er habe beim zweiten Besuche den Küchenmeister als Bibliothekarium vorgefunden. Dieser aber, der nur einige Kochbücher ge-

*) Wieland von Döring 1840 S. 180—189. Vergl. Löbells Wieland, S. 195. August Matthiä's Leben, S. 46.

**) *ΣΩΚΡΑΤΗΣ MAINOMENOΣ* oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1770.

kannt und geschätzt habe, sei leicht zu bereden gewesen, ihn zu Hause von einer unansehnlichen Handschrift Abschrift nehmen zu lassen, welche sich unter den Büchern gefunden und die Memoiren des Diogenes enthalten habe. Diese Handschrift ist eben Wielands Buch über Diogenes. Das Titelkupfer dazu besteht nicht in einer Tonne, sondern in einem hübschen Neste unter einem Baum. Wielands Diogenes ist ein liebenswürdiger und sentimentaler Grieche. Weder das feinere Gefühl für das Familienleben noch die Liebe zum Vaterlande fehlt ihm, wenn er auch spottend fragt: „Wie viel Mühe giebt sich der Thor, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostet es einen andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden?“ Diogenes gibt sich weder die Mühe, durch einen Reif zu springen, noch Hirsenkörner an einen Pfriem zu werfen, um als Künstler reich zu werden. Seine größte Freude ist die Grasmücken zwitschern zu hören. Kann er unter einem Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen liegen, so sieht er selbst den Aristipp ohne Neid vorübergehen, der mit Rosen bekränzt, umschwärmt von einem kleinen Hofe munterer Jünglinge, im weiten seidenen Gewande vom Gastmahle des reichen Klinias trunken zurückkehrt.

In Wielands Diogenes war viel von dessen Schreibtafel, seiner Tonne die Rede gewesen, an welche er seine Lebensgeschichte geschrieben hatte. Gleim schickte ihm daher im ersten Quartale des Jahres 1770 zum Dank für seinen Diogenes eine kostbare Schreibtafel mit vielen Fächern und mit artigen Versen auf ihn. Dies war der Anfang jener kleinen Geschenke, die er Wieland fast nach Uebersendung jedes neuen Buches machte.

An die Feier der Gracien schloß sich der folgende bedenkliche Brief Wielands an Gleim aus Erfurt vom 15. Nov. 1770, der in Wielands züricher Briefsammlung ganz und gar verstümmelt ist. Im Manuskripte lautete er vollständig: „Mein liebster Gleim, für alles schöne, freundliche und enthusiastische, was Sie von meinen Gracien sagen, danke ich Ihnen in ihrem Namen von ganzem Herzen. Ihr Beifall, Ihr Lob, ist Balsam für mein Haupt und Ambrosia für mein Herz. Wollte Gott, daß ich bei den Orgien, welche Sie den Gracien zu Ehren in Ihrem Sanssouci angestellt haben, hätte zugegen sein können! Ich mag gar nicht daran denken, daß ich gezwungen bin, soweit von meinem Gleim und Jacobi zu leben — der Ge-

danke macht mich unwillig, verdroſſen, boshaft über Menſchen und Schickſal, enfin cela me donne une humeur de chien ou une chienne d'humeur, et vous voyez, qu'il n'est pas séant à un prêtre des Graces de rester longtemps dans cette-humeur-là. Alſo auf einen andern Gegenſtand! Unſer Jacobi will ſich eine Gemahlin beilegen, und er wünſchte, daß es die Tochter meiner werthen Freundin und Baſe L. R. [La Roche] ſein könnte. Wirklich iſt die kleine Max ein ganz reizendes Mädchen; wer ſie davon trägt und ein Herz und eine Denkensart hätte wie unſer Jacobi, würde alle Reizungen à la grecque mit allen ſoliden Eigenſchaften und Tugenden einer guten Frau in ihr beſitzen. Dies, liebſter Gleim, iſt der Hauptpunkt; Geld iſt eine Kleinigkeit dagegen; es iſt freilich eine ſchöne Sache à son aise zu ſein; aber reiche Mädchen ſind ſelten liebenswürdig und noch ſeltener tugendhaft — in dem Sinne, wie wir das Wort nehmen. Aber meine trauten Herren, wenn auch das Fräulein Max, wovon die Rede iſt, ſo viel Geld hätte als die Königin aus dem Reich Arabien, ſo beſorge ich ſehr, daß aller Enthuſiasmus, den die Madame de la Roche nur immer für unſern Freund haben kann, die Sache wenig befördern würde. Meine rationes ſind dreifach: pro primo: die junge Dame en question iſt römiſch-katholiſch und wird es bleiben hasta la muerte*). Pro secundo: ihr Papa befindet ſich in dieſem Augenblicke im Begriff ſich zu entſcheiden, ob er unter einem großen Charakter und mit einem Platz im Miniſterio in kurmaynziſche oder in trierſche Dienſte treten will. Beide werden ihm unter ſolchen Bedingungen angeboten, und beide geben ihm ſolche Ausſichten, welche dem liebenswürdigſten aller Poeten und Chorherren in der Welt wenig Hoffnung laſſen. Pro tertio: die Dame Max iſt noch nicht volle 15 Jahre alt, und bis die Zeit kommt, wo ihr Vater über ſie disponiren wird, würde unſerem lieben Candidato S. S. matrimonii die Luſt des Wartens lange vergangen ſein. Redeat ergo hoc Projectum in Regionem idearum unde profectum est! Aber um aller Liebesgötter und Gracien willen beſchwöre ich Sie, M. L., unſerem Jacobi keine Frau zu geben, von der Sie nicht gewiß bis zur Evidenz gewiß ſind, daß ſie ihn auf immer glücklich machen wird. Iſt es denn in Ihrem Lande nicht erlaubt, ein hübſches Mädchen zu halten? Wenn es anginge, ſo wollte ich einem

*) Spaniſch: bis an den Tod. In hasta, welches aus dem arabiſchen ſtammt, wird das h nicht ausgeſprochen. (Nach Prof. Mahn.)

Kebsweibe den Vorzug vor einem angetrauten Weibe aus zwei rationibus geben. Pro primo weil jene Verbindung allein vom Geschmack und vom Herzen abhängt, und sich also, wenigstens für einen Poeten immer besser schickt, als eine solche, wo eine Frau es in ihrer Gewalt hat, de vous obliger de l'aimer en vertu des lois divines et humaines et sous peine d'emprisonnement, relégation, fustigation, etc. Pro secundo, weil Freund Yoriks oder Sterne's Elisa alias Jenny, auch kein eheliches Gemahl, sondern nur eine Abisag von Sunem*) war, und einem Kanonikus von Halberstadt billig erlaubt sein sollte, was einem Präbendario — ich weiß nicht, wo es Sterne war — erlaubt war. Ohne Scherz, liebster Gleim, wenn es möglich ist, so reden Sie unserm Jacobi die Heirathsgedanken aus, und ist es möglich, so wenden Sie alle Kräfte menschlicher Klugheit an, zu machen, daß ihn seine Wahl nicht gereue. C'est courir en terrible hazard. Ich bin kein Verächter noch Feind der heiligen Ehe. Ich befinde mich, wie Sie wissen, selbst in diesem ehrenvollen Stande, und ich würde meine kleine Frau, ungeachtet sie nichts brillantes hat, um keine in der Welt vertauschen. Aber die Seltenheit des Charakters einer so guten Frau, als die meinige, ist es eben, was mir für jeden guten Freund, der sich vermählen will, angst und bange macht. Hier liebster Gleim, werde ich unterbrochen — ich umarme Sie mit den wärmsten Empfindungen der Freundschaft — der Liebe, welche die Musen und Gracien uns gestiftet haben, und die nur mit der Liebe zu diesen sterben kann".

Die Freundschaft zwischen Wieland und Gleim wurde immer enger. Wieland war mit keinem anderen deutschen Dichter so nahe und so enge befreundet, als mit ihm. Wielands letzter Brief lag etwa auf Gleims Tische und begleitete ihn in den Garten. Georg Jacobi war um 1772 allerdings der dritte im Bunde. Es war wohl im schönen Monat Mai jenes Jahres, als dem Kanonikus Gleim „irgend ein Amor oder Sylphe den Streich spielte", die Envelappen zweier Briefe zu verwechseln, von denen das eine „allerliebste" Schreiben unter den Blüthen der Kirschbäume seines „Sanssouci" an Jacobi und das andere an Wieland gerichtet war.

Die Schreibtafel des Diogenes scheint wie gesagt das erste von den Geschenken gewesen zu sein, welche Gleim seinem Wieland später fast regelmäßig machte. Wielands neue Bücher gingen ihm aber immer

*) Vergl. das 1. Buch von den Königen Kap. 1., Vers 3. und 15. Kap. 2., Vers 17., 21. und 22.

um die Zeit der Oſtermeſſe und nicht etwa in der Weihnachtszeit zu, in welcher jetzt die meiſten belletriſtiſchen Werke erſcheinen. Und ſo wurden die faſt regelmäßige Belohnung, welche Wieland von Gleim außer den wohl nie bezahlten großen Sendungen von Flachs erhielt, große Maſſen von delikaten bunten Kiebitzeiern, die in Thüringens Bergen gefehlt zu haben ſcheinen.

1772 erſchienen Wielands „Gedanken über eine alte Aufſchrift".*) Dieſelben wollen richtig verſtanden ſein, um nicht ſchädlich zu wirken. Sie ſind aber noch heute von allergrößtem Intereſſe, denn die alte Inſchrift — aus Herkulanum oder Pompeji — lautet: „Sie reden, was ſie wollen; mögen ſie doch reden! Was kümmert's mich?" Wieland entwickelt, daß nicht jeder Menſch ein „Sultan"(!) ſein könne, daß aber das ſtolze Glück, ſich unabhängig zu glauben, in der Gewalt des „abſchätzigſten Erdenſohnes" ſtehe. Der unerfahrenſte Fähnrich urtheile über die Maßregeln ſeines Generals; der geringſte Schuhflicker über die Landesregirung, der lächerlichſte Geck in ſeinem Kaffeehauſe über den Mann von Verdienſten. Im ſchlimmſten Falle brauche man ja nur geradezu ein Cyniker zu werden, um über alles in der Welt verächtlich ſprechen zu können. Zudem umfaſſe das „Gebiet des Menſchenverſtandes" in der That alles, was in die Gebiete des ſchönen und guten eingeſchloſſen ſei, folglich alle Gegenſtände des Geſchmackes und der Sittlichkeit. Jeder glaube darüber urtheilen zu können, weil er ſich bewußt ſei, die dazu gehörigen Werkzeuge mit auf die Welt gebracht zu haben. Nur bedenke man nicht, daß dieſe Werkzeuge, ehe man ſich ihrer mit Sicherheit und mit gutem Erfolge bedienen könne, polirt und gut ausgearbeitet ſein müßten. Der unwiſſende finde tauſend Dinge, welche dem gelehrten dunkel ſcheinen, ganz ſonnenklar. Mancher gebe Orakel von ſich wie Apollo, der alles dem Friſirer, dem Sticker und dem Schneider verdanke. Viele rühmten ſich einer großen Weltkenntniß, die an derſelben nur einen kleinen Vorrath von Hof- und Stadtneuigkeiten beſäßen. Dieſe ganze Art von Leuten ſpüre mit bewaffneten Augen und gierigen Blicken alles fehlerhafte an Männern von Verdienſt aus. Sogar gewichtigere Männer wenden mitunter alles auf, um die Vorzüge einer Perſon zu verkleinern, bis dieſelbe ſo allgemein anerkannt ſeien, daß ſie Bedenken tragen müßten, ſie ferner zu leugnen, um nicht für urtheilslos gehalten zu werden. Je größer die Rolle ſei, die man ſpiele, um ſo

*) Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich.

gewiſſer könne man darauf rechnen, daß man von der Menge weder Gerechtigkeit noch Nachſicht zu erwarten habe. Dieſem allem aber ſoll man nur entgegenſetzen das Wort von Herkulanum: Was kümmert's mich?

Dem Jahre 1772 gehört auch Wielands „goldener Spiegel"*) an. Er verhält ſich zu 1001 Nacht wie Don Sylvio zu Don Quixote. Sanft und rein eudämoniſtiſch iſt der Anfang des goldenen Spiegels. Wir lernen ein Volk kennen, bei dem alle Knaben vom zwölften bis zum ſiebenzehnten Jahre Hirten, und alle Mädchen Schäferinnen ſein müſſen, weil dies die natürlichſte Beſchäftigung für das Alter der Begeiſterung und der empfindſamen Liebe iſt. Der Ackerbau beſchäftigt die Männer, und die Gärtnerei iſt, wie einſt auf der Beſitzung des Odyſſeus, noch dem Greiſenalter überlaſſen. Im achtzehnten Jahre wird jeder mit dem Mädchen vermählt, welches er in ſeinem Hirtenſtande geliebt hat. Aber mehr als die Schilderung dieſes idealen Staates iſt Wielands Ahnung werth, daß die Landleute ſeiner Zeit, wie unglücklich ſie waren, ſich noch faſt die Reinheit eines arkadiſchen Hirtenvolkes bewahrt hatten. Es waren dieſelben Bauern, welche der gute Matthias Claudius ſo vortrefflich in ſeinem ganzen Leben und auch in ſeinen Werken kopirte. Wieland ſieht das Volk im goldnen Spiegel als den unſterblichen Jungbrunnen an für die Wiedergeburt entnervter Höfe und die ewige Verjüngung aller höheren Kreiſe der Geſellſchaft. Allein er will auch den niederen Ständen auf ſeine Weiſe helfen, für welche der fromme wandsbecker Bote vier Jahre nach dem Erſcheinen des goldenen Spiegels als darmſtädter Oberlandkommiſſar nicht das geringſte zu thun vermochte. Sowie nun Wieland die Zänkereien der heidniſchen Prieſter über die Frage, ob der große Affe, den ſie anbeteten, blau oder feuerfarben ſei, als gar verderblich für den Staat geſchildert, ſo iſt er auch der Anſicht, daß eine gewiſſe aufgeklärte Tyrannei der Regierung gegen die „Bonzen", ſelbſt wenn dieſelbe dadurch mit den frommen und tugendhaften Bewohnern ihres Landes in einen Widerſpruch treten ſollte, am meiſten zum Wohle des Volkes beitragen könne. In der Rückſicht auf den beſchränkten Unterthanenverſtand, der erſt im 19ten Jahrhundert zum Geſpött wurde und ſich im 18ten durch übertriebene Devotion noch als Wahrheit zeigte, lag der Grund, weswegen die Staatsverfaſſung, welche Wie-

*) Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian; wahre Geſchichte aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Vier Theile (mit Bildern.) Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1772.

land aufstellt, über die Provinzialstände nicht wesentlich hinauskommt. Wieland erklärt sich nicht gegen die Republik. Bei seinem festen Glauben an einen persönlichen Gott hält er aber die monarchische Verfassung, insofern sie durch weise Gesetze eingeschränkt ist, für die vollkommenste Staatsform, weil sie der göttlichen am nächsten kommt. Jedoch ein Volk, welches eines Königes bedarf, kann nie souverän sein. Den Friedrichen und Josephen seiner Zeit macht Wieland dadurch sein Kompliment, daß die Fürsten ihre Majestät nur als sichtbare Statthalter des obersten Weltbeherrschers besitzen sollen. Auch sollen die edelsten und besten der Fürsten (theilweise dieselben, welchen er, wenn sie an der Spitze großer Staaten stehen, auch das Recht zuerkennt, durch ihre Leidenschaften, wie durch Gewitter die Luft zu reinigen und nicht nach dem einfachen Tugendprincipe bemessen zu werden) ihrem Volke selbst nöthigenfalls das Buch der Rechte und Pflichten oktroyiren. Gegen diejenigen Regierungen, welche die Verfassung nicht halten, ist den Völkern selbst die Revolution erlaubt. Der goldene Spiegel war eine politische That. Wie man in den sechziger Jahren im Kreise der Freunde bei politischhistorischen Verhandlungen ab und zu auf ein Wort von Gleim, dem preussischen Grenadier, ganz besonderes Gewicht legte, so fragte man schon während der siebziger Jahre bei solchen Gelegenheiten nun auch eifrig nach der Meinung Wielands, des weisen Danischmende: man nannte ihn so nach einer schon im goldenen Spiegel vorkommenden Romanfigur. Vielleicht dadurch aufgemuntert, erzählte dann nun auch Wieland in ähnlicher, gleich liebenswürdiger, aber nicht gleich glücklicher Weise, in der er seinen älteren philosophischen Romanen gleichsam eine Biographie des Diogenes nachgeschickt hatte, seit 1775 in der „Geschichte des weisen Danischmende“*) einen Abschnitt aus dessen späterem Leben fern vom Sultan, welcher stets bei seinen Erzählungen eingeschlafen war und zuletzt ihn, seinen weisesten Erzähler, sogar bestraft hatte. Allein mit Recht hat man gesagt, daß Wieland im Danischmende fast in die Schilderung rousseauischer Naturzustände zurückgesunken sei, nachdem im goldenen Spiegel selbst schon die geschichtlichen Entwickelungsstufen der Staaten eine ziemlich lebhafte Anerkennung gefunden hattten.“**) Fern vom Sultan denkt Danischmende, obgleich er als Muhamedaner sich

*) Ich benutze den Abdruck, der den 8. Band von Wielands sämmtl. Werken, Leipzig Göschen 1796, füllt.

**) Vergl. Löbells Wieland S. 252 — 256.

wenigſtens zwei bis drei Weiber hätte nehmen können, bei ſeinem Naturvölkchen zuerſt an die Herſtellung einer — chriſtlichen Ehe. „Er dachte (ſo erzählt Wieland ganz allerliebſt) anfangs alle Tage beim Erwachen und alle Tage beim Einſchlafen daran. Bald darauf dacht' er des Tages etlichemal und des Nachts auf ſeiner Matratze ganze Stunden lang daran, bis er zuletzt gar nicht mehr davor ſchlafen konnte; oder wenn er ja einſchlief, ſo träumte ihm von nichts als Hochzeiten und Wochenſtuben, Puppen und Steckenpferden, und wenn er des Morgens vor Sonnenaufgang ans Fenſter ging friſche Luft zu ſchöpfen, ſah er aus den Wölkchen, die wie kleine Inſeln am Morgenhimmel herumſchwammen, lauter gelblockige und ſchwarzlockige blauäugige und braunäugige Mädchenköpfe herausgucken. Je mehr er über die Sache philoſophirte, je völliger überzeugte ſich der gute Mann, das ſchönſte und beſte aller Geſchöpfe, der Auszug und Inbegriff alles deſſen, was in der Natur reizendes iſt, das lieblichſte, begehrungswürdigſte und unentbehrlichſte aller Dinge ſei ein Weib. Kurz, er hörte nicht auf, darüber zu philoſophiren, bis er's endlich ſo weit brachte, mit ich weiß nicht welchen alten Weiſen ſich ſelbſt für die bloße Hälfte eines Menſchen zu halten, die unmöglich anders als unvollkommen, dürftig und höchſt unglückſelig ſein könne, bis ſie ihre andere Hälfte gefunden, und mit ihr in Einen wahren ganzen vollſtändigen Menſchen zuſammengewachſen ſei." Einſt begegnete ihm früh auf ſeinem Morgenſpaziergange „ein Mädchen, das mit einem großen Waſſerkrug auf dem Kopfe in der Einfalt und Unſchuld ſeines Herzens daherſchritt." Dies nahm er zum Weibe. Durch Verzichtleiſtung auf die Polygamie glaubte er offenbar ſeinem Naturvölkchen ein Vorbild gegeben zu haben und doch mindeſtens bis zu ſeinem Tode unter ihnen leben zu können, wie ein lutheriſcher Pfarrer unter einer Waldgemeinde von Kohlenbrennern. Allein er hatte ſich geirrt. Lüſterne Mönche und Nonnen — Bajaderen, Bonzen und ſogenannte Kalender — entdecken ſein Völkchen, verführen es und machen bekannt, daß der weiſe Daniſchmende weiter nichts als ein — beſtraftes Subjekt iſt. Nur eine Reiſe zum Sultan kann ſein Anſehen wiederherſtellen. Aber Wieland läßt ihn zu ſeinem Volke zurückkehren und macht uns am Schluſſe Hoffnung, daß Daniſchmende die ſeinen noch einmal zum Naturzuſtande zurückführen wird, was ganz widerſinnig iſt. Dieſen Fehler wenigſtens hat Wieland

in den verwandten Aufzeichnungen des Oberpriesters Abulfaouris von Memphis vermieden.

Wielands „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (1770*) waren zwar nach seiner Angabe aus den „Archiven der Natur“ gezogen, sind aber wegen der mangelhaften Naturkenntniß der damaligen Zeit jetzt kaum noch zu verstehen. Da die Beiträge sich jedoch nur mit dem Unterschiede des gebildeten vom Naturmenschen beschäftigen, so hoffen wir an der Hand der heutigen Geographie und Ethnographie, wie sie sich etwa durch Alexander v. Humboldts Reise in die Aequinoktialgegenden gestaltet hat, in das Verständniß dieser Beiträge eindringen zu können.

Wieland mißbilligt Rousseau's Vermuthung, daß es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit, ihre virtuellen Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und sich, mit einem Wort, noch wirklich in dem primitiven Stande der Natur befänden. Wieland legt den Wilden offenbar stillschweigend wirkliche feste Wohnsitze bei. Er scheint nicht zu bedenken, daß selbst der Nomade mit dem tragbaren Zelte nicht mehr im bloßen Naturzustande lebt. Es ist aber nur zu gewiß, daß die Indianer am Orinoko erst von den katholischen Missionären bei ihrer Bekehrung an feste Wohnsitze gewöhnt wurden. Den Ursprung der Dörfer bildeten oft die bloßen Kirchen, in welchen mitunter nur ein Küster ohne Prediger die Wilden zusammenrief und durch bloßes Geläut erbaute. Daß die Wilden von den Erträgen ihrer ersten Arbeitsversuche sogleich besser genährt wurden als früher ist keine Frage. Von ihren Häuptlingen wurde der blutigste der Schulze eines solchen neuen Dorfes. Diejenigen, welche er früher besiegt hatte, wurden die Schöppen. Wie behaglich nun aber die Häuptlinge auf ihren Ehrenplätzen in der Kirche saßen, so bewirkte doch oft schon ein kleiner Anlaß, daß die Dorfgemeinde noch einmal in die Wälder entlief, um sich von Wurzeln und Beeren zu nähren.

Während in Wahrheit eine der großen Affenarten mit Gebrüll ihre Reisen schaarenweise in den Bäumen macht, und während diese Passagiere sich Stück vor Stück, wo die Bäume etwas dünner stehen, mit den Schwänzen an den Zweigen aufgehängt, von Baum zu Baum über den Zwischenraum schaukeln: so versetzt Wielands Vorstellung

*) Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 2 Thle.

gewisse Affenarten genau in denselben Zustand, in welchen nach Rousseau's hierin unverwerflicher Ansicht „das wilde, ungesellige, dumme, eichelnfressende Thier, das er seinen Menschen nennt", im Naturzustande sich allerdings befindet. Diese eichelnfressenden Menschen — meint Wieland — menschenähnliche Affen, keine Menschen sind es. Wären sie Menschen (fährt Wieland fort): „warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittsamkeit entwickelt haben?"

Wenn nun Wieland den Affen um eine Stufe über die Wirklichkeit erhöht hat, so sieht er sich auch genöthigt, den Menschen im Naturzustande um einen Grad weiter emporzuheben. Daher verwechselt er seine Wildlinge im Naturzustande mit arkadischen Schäfern. Er macht sie zu Schwärmern fast in jeder Beziehung und läßt ihnen Besuche von den Gracien abstatten. Besonders aber stellt er sie in der gesitteten Ehe als solche Muster dar, deren Treue nur durch groben Betrug und weit angelegte Pläne wankend gemacht werden kann.

Es hat ihm gefallen, dies durch den kleinen Roman Abulfaouris anschaulich zu machen. Dieser gelehrte Oberpriester der Heiden im alten Aegypten, durch welchen Wieland alle Jesuiten unter den Religionslehrern jeglicher Konfession zu charakterisiren bemüht ist, findet auf einer Reise ein hochbegabtes und glückliches Negervölkchen „in puris naturalibus" auf. Er bekehrt das ganze Völkchen zu den sämmtlichen von ihm heimlich belachten ägyptischen Gottheiten in Thier- und Menschengestalt, bloß um die Frau des Häuptlings am Feste der Isis als oberster Gott („Anubis") verkleidet umarmen zu können. Während das unbekleidete Völkchen jedem griechischen Bildhauer und Gymnosophisten in ganz idealem Lichte hätte erscheinen müssen, so hat der falsche Priester damit begonnen, daß er den Negern aus Spekulation ägyptische Leinewand gegen Geschenke von Goldstaub ausgetauscht hat. Mit der ersten Bekleidung durch den Priester dringt die Koketterie und die ersten Laster der Civilisation auf das unglückliche Völkchen ein, welches dann durch den planmäßig von Pharao und seinem Schatzmeister betriebenen Leinewandhandel mit Aegypten ganz in Grund und Boden verdorben wird.

Wie sehr nun aber Wieland auch in seinen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen geirrt hat, so treffen seine Resultate doch wieder mit den Ansichten der großen Mehrheit der gebildeten deutschen des achtzehnten und neuzehnten Jahrhunderts zusammen. Er wünscht näm-

lich, daß sowohl die Natur- als die Kulturvölker innerhalb ihres bisherigen Zustandes verharren, damit weder Rousseau's Erziehungsgrundsätze noch das heuzutage sogenannte Missionswesen sehr begünstigt werden.

Wieland hat jedoch noch eine andere Novellette aus den Archiven der Natur gezogen, nämlich:

„Korkor und Kikequitzel. Eine mexikanische Geschichte. Ein Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen." Das Wort Novelle kommt in der Erzählung als Bezeichnung für die Arbeit selbst vor. Die Fabel ist diese. Auch Mexiko hat seine Sündfluth gehabt. Die viel versprechenden Indianer in Mexiko sind durch eine Ueberschwemmung untergegangen. Nur hier und da haben sich einzelne Menschen gerettet. Unter diesen führt uns der Dichter anfänglich nur den Korkor als Einsiedler vor, der zuerst nur einem Papagei die Sprache seines erloschenen Stammes lehren kann. Aber später findet er die Kikequitzel aus einem anderen erloschenen Stamme. Sie entdecken gleichsam zusammen die Ehe und gewissermaßen auch die Sprache. Diese erlernt die Kikequitzel von dem Korkor und von dessen Papagei. Allein zum Unglücke findet die Kikequitzel später auch noch den Haguatzin, der mit ihr die gleiche Sprache ihres erloschenen Stammes redet. Er besitzt mit dem Korkor die Kikequitzel eine Zeit lang gemeinschaftlich. Diese Schmach trägt aber Korkor, die edelste Figur in der Novelle, nicht lange. Er flieht aus seinem Eigenthum und findet drei Frauen auf einmal in einer Höhle. Obgleich sie seine Sprache reden, so führt er sie doch nur dem Haguatzin zu, um seine Frau, die Kikequitzel, wieder zu erhalten und seine Naturehe mit ihr durchführen zu können, welche ihm höher steht als die bloße Stammverwandschaft mit den Höhlenweibern, weil er in ihr den Anhang aller menschlichen Kultur und Sittlichkeit verehrt. Haguatzin begründet nun zwar einen Harem für sich mit den fremden Frauen. Allein die Kikequitzel ist durch ihn schon zu verderbt als daß Korkor die ursprüngliche Ehe in ihrer Reinheit wiederherzustellen vermöchte. Auf diese Weise wird in Mexiko der Grund zu einer Gemeinschaft der Weiber gelegt. So gerathen die Indianer immer mehr in den traurigen Zustand hinein, in welchem die amerikanischen Konquistadoren sie fanden. Wie der Titel richtig anzeigt, wird eigentlich nur das Verhältniß zwischen dem Korkor und der Kikequitzel geschildert. Selbst Kikequitzels eheliche Verirrungen werden auf eine ziemlich feine Weise bloß angedeutet. Bei dem Auftreten der drei fremden Frauen löst

sich alles in Reflexionen auf. Das Buch ist schlüpfrig, wenn auch die Tendenz — Protest gegen die Gemeinschaft der Weiber — warm und lebhaft genannt werden kann.

3. Wieland und der Hof zu Weimar.

Nicht allein 1772, sondern, nach einer bisher unbenutzt gebliebenen Beschreibung*), auch noch 1798 war Weimar eine kleine, schlecht gebaute, winklige dumpfe Stadt. Ihre ganze nächste Umgebung erschien als ein einzelner von der Natur vernachlässigter Fleck Landes. Während in Jena alle Früchte vortrefflich gediehen, waren Obst und Gemüse in Weimar schlecht. Die Bäume selbst blieben kleiner und unansehnlicher, der Boden war steinig. Der Landmann war viel zu faul und unwissend, um das Land durch Kultur zu verbessern. Das war die Stelle auf unserem Planeten, zu welcher der Verfasser des goldenen Spiegels bereits Ende des Jahres 1772 als Erzieher Karl Augusts, des künftigen Landesvaters, berufen wurde.

Wer ihn aber deshalb bedauern wollte, als wär' er in eine Wüste versetzt: der müßte doch unser liebliches thüringer Ländchen nicht kennen. Verlangte einer der großen Geister, die sich nach und nach mit Wieland in Weimar vereinigten, während Erfurt geistig mehr verödete, für seine Phantasie nach großen Wäldern, Abgründen oder Felsen? Keine zwei Postmeilen waren sie von Weimar entfernt, und ein Hofwagen legte diese in noch weit kürzerer Zeit zurück. Ja, verlangte eins der Genies geradezu ins Paradies, so führte ihn sogar zu Fuße in drei Viertelstunden zuerst der Weg durch einen niedlichen englischen Park und dann eine halbe Stunde auf einer schattigen Hochstraße „in colli molliter acclivi" nach Belvedere. Keinem der Heroen von Weimar (Goethe bezeugt es in einem Gedichte) war Belvedere zu schlecht, wenn er sein Festkleid anlegte. Man fand zwar auch die Gegend von Belvedere steinig und uneben und nicht gerade schön, aber doch sehr anziehend und reich an romantischen Partien. Rechts vom Schlosse lag ein sehr schöner romantischer Garten und eine beträchtliche Orangerie. Wenn man mit Goethe dort herumwandelte und gedankenvoll das Zauberwort wiederholte: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?" so schilderte er noch manches aus dem Wunderlande Italien mit so

*) August Matthiä von seinem Sohne Konstantin. Quedlinburg, in Kommission bei Basse 1845, S. 49. 45. Vergl. hier S. 257/8.

lebendigen und reizenden Farben, daß man gestehen mußte, nie etwas schöneres gehört zu haben. Hinter dem Schlosse ein Gehölz mit Ruinen, Springbrunnen, Statuen und zahmen Hirschen. Vorn, außer der Ringmauer ein kleines artiges Wäldchen. Sonntags kam alles aus der Stadt gefahren, geritten und gegangen und belustigte sich in dem herrschaftlichen Gasthofe, der sich in Belvedere befand. Man spazirte zwischen der Orangerie oder tanzte. Dabei konnte man, wenigstens aus den herrschaftlichen Zimmern, auf die Stadt Weimar herabsehen.*)

Wielands Aufenthalt in Weimar vor Goethe's Ankunft umfaßte zwar nicht seine bedeutendsten Schöpfungen, wohl aber die einflußreichste und hoffnungsvollste Zeit seines Lebens. Besonders in Verbindung mit dem Musikdirektor Schweitzer vom Theater zu Weimar beschäftigte er sich auch lebhaft mit der deutschen Bühne. Es waren damals in Deutschland viele schnurrige Untersuchungen über die antike Tragödie bekannt. Besonders über Alceste gab es auch manche deutsche Stücke. Wieland hat dies alles zwar nicht ganz ohne Humor, noch viel weniger ganz ohne Kritik, aber doch ohne in das Wesen des antiken Drama's schon wirklich einzudringen studirt.**) Algarotti hatte zu zeigen gesucht, daß das Singspiel unter allen modernen Schauspielen der griechischen Tragödie am nächsten komme.***) Der Alceste des Gumault war im 17. Jahrhundert „nicht für morose und stoische Leute, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben", der Hanswurst hinzugefügt.****) Wie wenig dies auch nach dem Geschmacke eines Wieland sein konnte, so nahm er die Sache doch immer noch sehr leicht in seiner „Alceste. Ein Singspiel in fünf Aufzügen. In Musik gesetzt von Anton Schweitzer und in den Jahren 1773 und

*) Matthiä S. 42. 44. 45. 48.

**) Wenn wir in Abrede stellen, daß Wieland zu einem vollständig modernen Verständnisse des Alterthumes durchgedrungen sei, und ebenso, wenn wir seine Jugendbildung eine wenig planmäßige und keineswegs rein philologische nennen, so geben wir doch Moriz Haupt vollkommen recht, der auf Wielands Studien über Horaz den allergrößten Werth legte. (Ganz entsprechend verhielt es sich unserer Meinung nach mit seiner Uebersetzung des Lucian.) Wieland hatte eben alles gelesen, und sein eigenes großes Talent verhinderte, daß er leicht eine Stelle in einem großen Dichter mißverstand. Wenn er aber auch seine Gelehrsamkeit in seinen Uebersetzungen nicht wie in seinen Romanen verzettelte, so fällt doch seine Kenntniß des Alterthums und seine dichterische Produktionskraft überall auseinander. Fast überall stehen sich seine Phantasie und Gelehrsamkeit im Wege. Ihre Vereinigung hätte ihn zu einem viel größeren Dichter gemacht. Als Dichter rechnete ihn Haupt nicht zu den größten deutschen Poeten, wenigstens erwähnte er immer nur Goethe, Schiller und Lessing als solche. Wielands Uebersetzungen und insofern selbst seine Methode aber verdienen mindestens neben denen der Bürger und Schlegel die Beachtung der Bernays.

***) Singspiele und Abhandlungen. Von C. M. Wieland. Wien 1812. Anton Doll. S. 172.

****) A. a. O. S. 218.

1774 auf dem weimarschen Hoftheater aufgeführt."*) Ebenso unbedeutend wie die Alceste war auch Wielands komisches Singspiel in einem Aufzuge „Das Urtheil des Midas."**) Nachdem Herkules die Alceste zu Admet zurückgebracht hat, geht alles in Wielands Stücke auseinander wie eine Abendgesellschaft, die sich an Hausbier und kaltem Braten gelabt hat. Mit Recht sagte daher 1774 Goethe***) in „Götter, Helden und Wieland", daß Wieland in Herkules einen stattlichen Mann mittlerer Größe vermuthet hätte. Was Goethe der Auffassung Wielands in dem genannten kleinen dramatischen Scherze entgegenzustellen vermochte, waren freilich noch keineswegs antike Ideen und Figuren, wie er sie etwa später in der Iphigenia vorführte, aber es war immerhin ein Fortschritt, daß gezeigt war, Wielands Herkules habe nicht die richtige Maße des Heroen, wenn Goethe den Herkules, der mit dem Tode um die Alceste kämpft, auch erst wie einen Raubritter darzustellen vermochte, welcher einigen nürnberger Kaufleuten auflauert.

Etwas besser als die Behandlung der Alceste mußte einem Wieland die Behandlung der „Rosamunde" glücken, eines Singspiels, zu welchem er sich in den siebziger Jahren seines Säkulums wohl zunächst durch Percys „Relicks" angeregt sah, die damals auch auf Bürger und Herder so gewaltig einwirkten. Die schöne Rosamunde war nämlich die besonders aus einem englischen Volksliede bekannte Geliebte Heinrich Plantagenets, des ersten Königs von England aus dem Hause Anjou. Die rechtmäßige Gemahlin dieses Königs von England war jene reiche Erbin von Poitou und Guyenne, welche einen König von Frankreich auf einem Kreuzzuge begleitet hatte und alsdann von ihm geschieden war. Als auch der König von England bald dieser mächtigen, aber sittenlosen Frau überdrüssig war, ließ er der schönen Rosamunde bei verschiedenen seiner Schlösser nach Wielands Meinung im Vorbericht einen festen Thurm, vielleicht ähnlich unseren mittelalterlichen Warten, erbauen, dessen Eingang sich nur ihm selbst öffnen, der schönen Rosamunde aber namentlich einen steten Schutz vor der Königin bieten sollte. Diese alten Wartthürme an verschiedenen Orten soll die Volksüberlieferung zu einem einzigen wohlverwahrten Labyrinth im Parke zu Woodstock gemacht haben. Und so zeigt uns

*) A. a. O. S. 3—50.
**) S. 135—153.
***) Werke VII, 1840, S. 224.

auch der erste Aufzug unseres Singspiels die schöne Rosamunde in einem palastartigen und labyrinthischen Gebäude, ja sogar in einem feenhaften Parke, ebenso glücklich als sicher und verborgen der Heimkehr des Königs von England harrend, welcher sein Haupt in Frankreich mit Lorbeer geschmückt hat. Indem sie die Gefühle der Liebe durch Gesang ausströmt, hat Wieland ihr Worte geliehen, in denen er als Liederdichter so viel, als ihm irgend möglich war, zu leisten versuchte. Trotz aller der Schwerfälligkeit aber, die er dabei nicht verleugnen kann, scheint er uns doch mit Rosamundens kleinen Verschen und Mondscheinvisionen, sowie mit den bald einschläfernden, bald erschreckenden Musikstückchen dieses ersten Aktes Goethe die Anregung für manche reizende Stellen in seinem Drama von Egmont und Klärchen gegeben zu haben, welches von Goethe zwar schon zwei bis drei Jahre vor der ersten Aufführung dieses Singspiels begonnen, aber erst neun bis zehn Jahre nach derselben beendigt wurde. Gewiß spricht Goethe, der über „Rosamunde" nicht günstig urtheilte, in Klärchens „Freudvoll und leidvoll" volltönend und fließend die Empfindungen aus, welche die schöne Rosamunde in ihrem Liede „Oft am Rande stiller Fluthen" mühsam herzählt und die ihr auch aus Luciens Gesange: „Er eilt, der Sieger" entgegentönten. Mit Bezug auf die beiden letzten Aufzüge der schönen Rosamunde sagt Wieland im Vorberichte der ersten Ausgabe: „Man hat im gegenwärtigen Singspiel den Umstand, daß die Königin Elinor mit Gift und Dolch zur Rosamunde kommt — und den, daß sie nicht wirklich vergiftet wird, aus dem Singspiel gleichen Namens entlehnt, welches der berühmte Addison im Jahre 1706 auf die englische Schaubühne gebracht, wiewohl von dem letzteren Umstand hier ein ganz anderer Gebrauch gemacht wird." In den „Singspielen und Abhandlungen" hat Wieland seinem Singspiele Rosamunde eine recht hübsche Abhandlung über sie, sowie über Richard Löwenherz und Blondel hinzugefügt.

Gleichfalls etwas besser als Midas und als Alceste ist „die Wahl des Herkules"*), natürlich veranlaßt durch die gleichnamige schöne Allegorie des Sophisten Prodikos. Wieland nennt seine Arbeit ein lyrisches Drama. Es wurde ebenfalls von Anton Schweitzer in Musik gesetzt und am 17. Geburtstage Karl Augusts auf dem Hoftheater zu Weimar 1773 aufgeführt. Die nach Wielands Art nur spärlich eingemischten, schmelzenden lyrischen Verse, in denen sich der Dich-

*) Singspiele und Abhandlungen, S. 105—126. Vergl. Anhang.

ter besonders angestrengt hat, handeln schon von der Dejanira, welche Herkules doch zu Anfang seiner Laufbahn noch nicht gesehen haben konnte. — Mit Fleiß und mit Wärme, nicht ohne ein paar hübsche sentimentale Verse, ist auch abgefaßt Wielands „Singgedicht zur Geburtstagsfeier des Durchl. Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachsen-Weimar und Eisenach. In Musik gesetzt von Herrn Wolf. 1783."*)

Wie glänzend aber auch Wielands Stellung als Prinzenerzieher, Theaterschriftsteller und Journalist von Weimar (denn auch der deutsche Merkur war 1773 begonnen) anfänglich gewesen war, so wurde sie doch nach drei Jahren wesentlich dadurch verändert, daß Goethe, welcher durch „Götter, Helden und Wieland" seine Ueberlegenheit über den besonders bis dahin vielfach in Deutschland hochverehrten Dichter des Agathon sehr anschaulich gemacht hatte und noch einer weiteren höheren Entfaltung wohl fähig schien, am 7. November 1775 als Freund Karl Augusts in Weimar einzog. Wielands kluges Verhalten bei Goethe's Angriffe auf die Alceste ist immer sehr gepriesen worden. Ohne eine angeborne Gutmüthigkeit würde ihm eine solche Mäßigung nicht gelungen sein. Mit der größten Spannung jedoch verfolgten er und Gleim in ihrer gemeinschaftlichen Korrespondenz den Verlauf der Begebenheiten in Weimar, seit „Götter, Helden und Wieland" erschienen und Wielands ehemaliger Zögling mit Goethe selber in Verbindung getreten war. Da in dem züricher Abdrucke jener Korrespondenz wieder die pikantesten Stellen unterdrückt sind, so holen wir einige derselben nach dem Manuscript dieser Briefe nach.

In Wielands Briefe aus Weimar vom 31. März 1775 heißt es: „Was sagen Sie und Jacobi zu dem feinen Stückchen von teutscher Art und Kunst, Prometheus, Deukalion und seine Recensenten? Können Sie glauben, was das ganze Publikum glaubt: daß Goethe das infame Ding gemacht habe?"

Mit Rücksicht hierauf heißt es dann aber in einem Briefe Wielands ohne Datum, den Gleim am 24. April 1775 empfing: „Goethe ist 'n feiner Bursche, — hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu seinem Bastard sein will! Sie haben doch das Billet schon bekommmen, das er an seine Freunde herumschickt, um zu deklariren, daß nicht er, sondern ein gewisser Leopold Wagner den Prometheus ge..... habe. Wollen 'm doch den Gefallen thun und thun, als ob wir es glauben."**)

*) A. a. O. S. 127—153.

**) Wir zweifeln nach dieser Stelle, ob Goethe wirklich am „Prometheus, Deukalion und seine Re-

Bald darauf scheint Wieland seinen ersten Besuch in Halberstadt gemacht zu haben. Auch der Ruhm des Bades in Lauchstedt hatte sich längst verbreitet. Außer der Nähe von Halle trug seine Lage zwischen Weimar und Halberstadt wohl dazu bei, ihm mehr und mehr einen Ruhm zu verschaffen, der von der Genieperiode des vorigen Jahrhunderts unzertrennlich ist. Aber auch Lauchstedt wurde zuerst von den geringeren Talenten in Beschlag genommen: Gleim bestellte lange vor Schiller seine Jacobi und Wieland dahin. Dieser schrieb aus Weimar vom 19. Juni 1775:

„Nach Lauchstedt zu unserem lieben Gleim und seiner lieben Hausnichte zu kommen, wäre was herrliches — aber Kinder Gottes, es ist diesmal nicht möglich. Uebermorgen kommt Karl August.“ Man sieht, wie dieser der Angelpunkt aller Hoffnungen und Betrachtungen war.

Wieland hatte seine Berufung nach Weimar hauptsächlich dem Grafen Görtz zu verdanken.[x] Die verwittwete Herzogin Amalia von Weimar, die Nichte Friedrichs II., in deren Adern das braunschweigische Blut wallte, welches die Welfen antrieb, die Schäfer- und Bauernspiele in Blankenburg und Salzdahlum zu veranstalten, hatte diesem hessischen Grafen, welcher das Collegium Carolinum zu Brauschweig besucht hatte, die obere Leitung über die Erziehung ihres Sohnes übergeben. Er hatte Wieland zuerst mit der Herzogin bekannt gemacht, welche später einmal auf einem Leiterwagen beim Regen ohne weiteres Wielands Oberrock angezogen haben soll. Görtz wurde nun aber drei Monate vor dem Regierungsantritte Karl Augusts so gut wie ganz entlassen. Dies mußte bei einem Manne von seiner Bedeutung, der nicht allein — nächst den Genies selbst — mit Amalia der eigentliche Urheber der weimarschen Genieperiode gewesen zu sein scheint, sondern der auch von 1778—1806 fast noch zu den höchsten Aufgaben des preussischen Staates verwendet wurde, das größte Aufsehen erregen. Sein Schützling, der Verfasser des goldenen Spiegels, dem wir die staatsmännischen Gesichtspunkte nicht abgesprochen haben, hatte in Weimar dazu bereits die Grundideen seines Danischmende hinzuzufügen begonnen. Ihre Verwirklichung konnte allerdings nur in einem kleinen Staate wie Weimar etwa von Frauen und Dichtern

censenten“ keinen oder ganz geringen Antheil gehabt hat. Erich Schmidt behauptet es in seiner 1875 erschienenen Schrift über Wagner, aber manches, was er selbst anführen muß, spricht dagegen und die Auszüge aus dem Gedichte stehen höher, als was Wagner sonst geschrieben hat. Näheres in dem Abschnitte unseres Anhanges über Wagner.

x) Hb. d. G.-Ges. Bd. 2 S. 140/42

wenigstens zum Scherz versucht werden. Aber Görtz beschuldigte auch Wieland, ihn „minirt" zu haben. Dieser sagt in dem ungedruckten Briefe vom 3. Juli 1775, daß bloß „einiger Schein" in dieser Beziehung gegen ihn sei. Noch will Wieland Karl August nicht aufgeben. Aber wegen eines bösen Rathgebers, den er hat, soll Gleim auch für Wieland beten: erlöse uns von dem bösen!

Bei Goethe's Ankunft in Weimar folgte der Sonnenschein auf diesen Regen. Bald mußte sogar Gleim, der freilich nicht erscheinen konnte, mit Goethe und Frau von Stein bei Wieland Gevatter stehen. Etwas später, am 8. September 1776, schrieb Gleim folgenden Brief an Wieland: „Wir haben seit dreyßig Jahren schöne Herbste gehabt. Unser Generalkapitul, hoff' ich, soll nicht lange dauern, und dann — — Wenns aber schlechterdings nicht möglich zu machen ist, dann mein theurer, sollen die Wintertage desto geschwinder in's Meer der Ewigkeit verfließen, und im früheſten Lenz seh' ich alle meine Lieben zu Weimar — und unter denselben den edlen, herrlichen jungen Mann, von welchem freylich die Dame Fama sehr viel böses in die weite Welt hineinbläst, von welchem allem ich zwar nichts glaube, doch aber aus meinem Herzen nicht vertilgen konnte, was einmahl darin war, dieses, daß Er meinen Wieland einmahl beleidigt hatte! Wenn Sie's, mein lieber, doch einmahl in zweyen Zeilen den bösen Menschen sagen möchten, daß Goethe so ein edler herrlicher junger Mann ist, wie Sie's da dem Hertzen Ihres Gleims in Ihrem lieben Briefe sagen, warlich sehr viel Gutes wird es stiften, auch in Absicht auf ihren jungen Fürsten, dem man's, ich möchte sagen, überall übelgenommen hat, daß er einen so feurigen jungen Mann hinsetzte zu den kaltblütigen Vätern des Vaterlandes, in seinen Staats-Rath mein ich, in welchem Er, nach Versicherung und Lüge böser Menschen, zu so vielem Zank und Streit mit seinem Geistesfeuer Anlaß geben soll. Ich hörte dies in manchen Gegenden, und am letzten Montage noch zu Dessau. Denn, mein theurer, ich bin zu Dessau gewesen, habe den armen verlassenen Basedow gesehen, den vortrefflichen Mann, welchem die Liebe zu den Menschen das Mark in den Beinen verzehrt und welcher, weil er die Menschen nur in seinem Busen sieht, sie alle nicht kennt, sie alle von sich zurückstößt."

Auch in dem Briefe vom 30. September 1776 urtheilt Gleim über Basedow und die philanthropische Lehrmethode äußerst günstig. Die Uebersendung dieses Briefes an Wieland erfolgte durch Herder,

Cf. Zum Lit. Anh. I. 221—251!

den Gottesmann. Er hatte bei der Ueberſiedelung von Bückeburg nach Weimar mit ſeiner Familie lange bei Gleim verweilt. Gleim hat mit den „lieben Gotteskindern“ während ihres Beſuches geradezu im Himmel gelebt. Aber er kann ſie nicht ziehen laſſen, ohne ihnen den Segen für die Gotteskinder in Weimar mitzugeben. Herders „Gutſche“ bringt auch die ſieben Stein Flachs nach Weimar, die in Wielands Auftrage für ſein Haus gekauft ſind. Was von dem Flachſe nicht in den Sack geht, iſt Gleim geneigt noch im Herbſt 1776 „mit Schweſter Gleminde“ ſelbſt nach Weimar zu bringen: denn das Verlangen, auch den „Engel Goethe von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, iſt groß.“ Gleim ſchreibt auch: „Dank, mein theurer, lieber Wieland, für die Nachricht, beſonders daß ich den fatalen Gerüchten von Euch zu Weimar keinen Glauben beimeſſen ſoll. Ich kam von Deſſau und von vielen Orten und wäre beynahe gläubig geworden. Gott ſei gelobt, mein beſter Herzensbruder, daß es lauter Lug und Trug iſt, was man von Euch ſagt, und ſchwatzt und pfeifet und trompetet. — Ihr thätet, glaub' ich, doch wohl, wenn ihr in euren Merkur einmal ein paar Worte recht deutſch und rein und lauter darüber einfließen ließet.“ Dieſen Brief zu ſchreiben iſt Gleim um 4 Uhr aufgeſtanden. Er bricht ab mit den Worten: „Die Gutſche kommt.“ Er muß hinauf zu Herder und die letzte Stunde noch anwenden zur Erquickung dieſes Bruderherzens, welches Wieland ganz ergeben ſei.

Die Reiſe von Weimar nach Halberſtadt war damals nicht ſo ſchnell und ſo mühelos, als jetzt. Aber ſie war poetiſcher. Wielands einzige Erquickung war in mehreren Jahren der Weg durch die goldene Aue und die Umſchau von einem Berge bei Altſtedt, den ſelbſt eine mit Flachs und Menſchen ſchwer verpackte Kutſche noch allenfalls erklimmen konnte. Bald wurde die Reiſe noch behaglicher, indem man zu Kalbsrieth in der goldnen Aue, wenn auch nicht die durch Schiller*) berühmte Charlotte von Kalb ſelbſt, ſo doch einen der Herren von Kalb aufſuchte. Freilich war es eine Kunſt, ſie zu finden: denn wie noch 1874, ſo wurde in der ganzen Riedgegend während der Frühlingszeit die goldene Aue faſt ſtets eine Silberaue durch die Ueberſchwemmungen der Helme und Unſtrut. Und im Frühling während der Baumblüthe reiſten jene Dichter zweiten und dritten Ranges am liebſten zwiſchen Halberſtadt und Weimar. Nicht allein an dem merk-

*) Vergl. aber auch: „Jean, Paul und Charlotte von Kalb. Von Paul Nerrlich“ in der wiſſenſch. Beil. der leipz. Ztg. 1875 No. 103.

würdigen Kyffhäuser zogen sie still vorbei. Selbst den Harz suchte man seiner Berge wegen wohl zu umgehen. Ebenso wenig als der hohen Berge wird von den Talenten zweiten und dritten Ranges, Herder, Wieland und Gleim, jemals der Kaiserdenkmäler und Antiquitäten von Halberstadt und der goldenen Aue gedacht. Fast in diesem allem that Goethe schon früh das Gegentheil. Seine Reise nach dem Harze im Winter — „dem Geier gleich" — kennzeichnet ihn als Genie, doch hatte an diesem ganzen Auftreten des Hofes zu Weimar Karl August selbst wohl den meisten Antheil. Und so sollte der Hof von Weimar denn auch einst in Halberstadt erscheinen ohne Wieland, wohl aber mit Goethe, welcher dies höchst eigenthümliche, dies zigeunerartige Hof- und Reiseleben in derselben Zeit durch das Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783" also geschildert:

„Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt, und wohin ziehen sie?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!"

Gleim hatte auch mit Weimar durch allerlei Boten auf seine Art Verbindungen angeknüpft. So brachte ihm einst ein Kammerdiener eine neue Ausgabe des Oberon mit. Zwei Jahre darauf hörte er, daß die Herzogin Amalia eine Reise nach ihrer Vaterstadt Braunschweig vorhabe. Er schrieb daher den 30. Mai 1783 an Wieland, daß die Stadt Halberstadt sich in der Gartenkunst sehr auszeichne, den herrlichsten Blumenflor entwickle und durch seinen wackeren Dombechanten von Spiegel (den Fürsten Pückler-Muskau des vorigen Jahrhunderts) ganz in ihrer Nähe ein Paradies, die Spiegelberge, statt einiger Sandhügel erhalten habe. Die Herzogin möge kommen und sehen! Ein wohlhabender Mann (Gleim) in Halberstadt besitze genug, um dem Hofe von Weimar ein Frühstück zu bieten. Wenn die Herzogin aber bei ihm nicht einkehren könne, weil er nicht von Adel sei, so lade dessen Freund, der Dombechant, den Hof von Weimar zum Frühstück nach seinen Bergen. Die Herzogin nahm die Einladung des Dombechanten an, machte aber Gleim beinahe närrisch vor Freuden durch die Art, wie sie bei der Ankunft auf den Spiegelsbergen in Gegenwart des Herzogs von Braunschweig, des alten Dombechanten und des hohen Adels von Halberstadt einen Brief Wielands vom 9. August 1783 aus der Brieftasche zog und ihn Gleim übergab. „Man sah (schreibt Wieland an Gleim) eine Fürstin sein die Taube Anakreons!" Wieland hatte diesen Brief mit einer von ziemlich hartnä-

ckigem Rheumatismus fast gelähmten Hand geschrieben. Er konnte daher nur bei den Musen und den erhabenen „Musageten" von Weimar schwören, daß er seinen Gleim liebe und lieben werde „dum spiritus regit artus . ." Wenn er auch noch ein Wiedersehen plante für 1784, so übertraf ihn doch Goethe, von Amtsgeschäften fast erdrückt, auch diesmal bei weitem an genialer Reiselust. Auf der Harzreise, die er mit dem Sohne der Frau v. Stein machte, gab er am 14. September der zurückreisenden Herzogin Amalia in Halberstadt ein Rendezvous. Neue Festlichkeiten waren ihr dort bereitet.

1781 war die „Geschichte der Abderiten"*) erschienen, wohl die gediegenste und vielleicht auch die am besten stylisirte unter den von Wieland verfaßten größeren Arbeiten in Prosa. Die schwächsten Stellen sind die, wo Demokritos allein auftritt. Die feinsten Partien werden gebildet durch das Erscheinen des Hippokrates und des Euripides in Abdera. Hängt das Kapitel vom Euripides in Abdera wohl schon mit den Erfahrungen auf den Reisen Wielands als Singspieldichter zusammen, so ist in dem Kapitel über die Frösche der Latona eine Satire gegen Wielands Vaterstadt Biberach die Hauptsache. Durch einige Verse im Oberon sicherte er ihr merkwürdigerweise gerade damals auch seine Liebe zu. — Wieland sollte den kleinen dicken Rathsherrn von Abdera nicht umsonst geschildert haben: aus ganz Deutschland protestirten viele, die sich getroffen fühlten, gegen Wielands Buch, und die Bürgermeister schienen die Sache selbst in die Hand nehmen zu wollen. Mit seiner Eselsgeschichte hatte Wieland den damaligen Kommunalverhältnissen ins Herz getroffen. Auch dadurch wird unsere Behauptung bestätigt, daß der Dichter des Oberon zugleich der Spießbürger unter den Genie's von Weimar war, und daß er auf den Marktplätzen der deutschen Städte Erfolge erzielte, ehe noch dort das Bild eines einzigen deutschen Dichters aufgestellt war.

4. Wielands Rittergedichte und Märchen in Versen.

1756 hatte Gleim durch die erste deutsche Romanze, in welcher ein abenteuerliches wunderbares mit einer possirlichen Traurigkeit vermischt war, eine Anregung gegeben, die sich weithin verzweigte. „Vive la baggatelle!" rief 1768 auch Wieland in seinem „Idris**) aus,

*) Wir benutzen Göschens Ausg. von 1796 in den sämmtl. Werken 19. und 20. Band.
**) Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich (298 Seiten).

mit seiner ganzen literarischen Vielseitigkeit. Zugleich aber sagte Wieland in der Zuschrift an Riedel, welche sich nur vor der ersten Auflage des Idris 1768 zu befinden scheint, daß sein Idris eine abenteuerliche Komposition von heroischen und komischen Ingredienzien, von natürlichem und unnatürlichem, von pathetischem und lächerlichem, von Witz und Trauer, freilich auch von Moral und Metaphysik sei. Das Gebiet der Romanze war im Idris mit Hilfe der damals beliebten Feenmärchen zum großen heroischen und komischen Gedichte erweitert. Die deutsche Muse, mit den ersten vielleicht erträglichen deutschen ottave rime geschmückt, trat hier als Ariost verkleidet auf: die Zahl der Versfüße war bei einzelnen ottave rime vermehrt, noch häufiger und bedeutender vermindert. Unsere späteren wirklichen Meister des ottave rime, besonders Ernst Schulze, bleiben zwar hierbei nicht stehen. Aber ohne den Idris wäre allerdings keine bezauberte Rose zu denken. Vor allen Dingen ist der jetzt kaum noch lesbare Idris eine Vorstufe zu Wielands Oberon, nicht nur in Bezug auf das Metrum, sondern auch in Bezug auf den Inhalt. Im 2. Gesange von der 53. Strophe ab („Im Anfang ging es gut, das Schiffsvolk sang und schrie") glaubt man bereits Hüons Hippogryphen zu erblicken, fühlt sich aber doch nicht dadurch erhoben. Selten kann man mehr als vier Verse mit einem reinen Vergnügen lesen, wie z. B. den Anfang des dritten Gesanges:

Da, wo der Kaukasus sein fabelhaftes Haupt
Den Sternen zeigt, da liegt, von steilen Felsenwällen
Vermaurt, ein stilles Thal voll leichtbekränzter Quellen,
Vom Herbste stets begabt, vom Frühling stets belaubt.

Einen bedeutenden Fortschritt in der Behandlung der Fabliaux zeigt Wielands „neuer Amadis", welcher 1771, drei Jahre nach Idris und Zenide, erschien. Der Eindruck ist ziemlich brillant, denn eine falsche Ironie stellt hier zahllose einzelne Märchenzüge gradezu auf den Kopf. Vor einem märchenhaften Aufzuge reitet z. B. einmal ein Zwerg her und ruft: Aus dem Wege, Kanaille! Damit hatte Wielands ironisches Verhalten gegen das Mittelalter seinen Höhepunkt erreicht. Ganz überwunden hat er die Ironie in seinen Epen nie, am wenigsten in „Gondalin oder Liebe um Liebe. Ein Gedicht in 8 Büchern. 1776." Auch diese Arbeit hört man jetzt mehrfach für Wielands beste erklären. Diesem Urtheile kann ich gleichfalls nicht beistimmen: denn eben im Gondalin findet sich außer jener Ironie sogar noch ein Ueberrest von philosophischen Tendenzen und Spiele-

reien, welche Wieland aus argem Mißverständniß statt der vielen Feinheiten der echten zierlichen mittelalterlichen Gedichte in seinen erzählenden Gedichten vielfach untergeschoben hat. Die platonischen Anklänge sind denn doch so gut wie ganz vermieden in einer Reihe von anderen Märchen, die mit wenigen oder gar keinen Ausnahmen sämmtlich von 1776 bis 1778 entstanden sind. Man findet sie vereinigt in einem Bande, welcher unter dem Titel „Erzählungen und Märchen" 1805 in Karlsruhe erschien und gerade in dieser Zusammenstellung, aber mit Hinzufügung des Oberon, wieder abgedruckt, alle noch jetzt von Wieland wirklich lesbaren Dichtungen enthalten würde. Unter den Märchen dieses Bandes ist am bedeutendsten „Das Wintermärchen", 1776, nach einer Erzählung in 1001 Nacht geschrieben. Der Schach verwandelt einen verwunschenen See in eine große „Königsstadt" zurück.

Die Fische werden zu Bürgern wieder,
Wimmeln die Straße auf und nieder
Bei Sonnen- und bei Mondeslicht,
Des alten Schlenders unvergessen;
Haben viel Müh' und karg zu essen,
Bau'n Tag und Nacht viel böhmische Schlösser,
In's Blaue hinein, hätten's gerne besser,
Und rathen immer und treffen's nicht:
Kurz alles ist wieder in seiner Pflicht.

Nächstdem scheint uns am besten unter den nicht gradezu als Uebersetzung bezeichneten Gedichten dieses Bandes das ebenso einfache als spannende „Hana und Gulpenheh". Doch auch das umfangreichere „Pervonte oder die Wünsche" ist sehr zu loben, nicht in gleichem Grade „Der Vogelfang oder die drei Lehren". „Die Wasserkufe" und „Des Maulthiers Zaum" werden ausdrücklich als Uebersetzungen bezeichnet. „Des Maulthiers Zaum" ist aber eine für jene Zeit außerordentlich kunstvolle Uebertragung. In der „Wasserkufe" wird eine schöne junge Frau von kolossaler Einfalt des Denkens und der Sitten geschildert, die einen Mönch, der nach der Bestimmung ihres Mannes dessen Stelle bei ihr vertreten soll, stets in eine große Wasserkufe wirft, so oft er sich ihr nähern will. Endlich stellt sich heraus, daß sie es mit ihrem Manne ebenso macht, weil beide beim Tode ihres Kindes auf sieben Jahre das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Diese Frau ist gewissermaßen das Gegenstück zu dem tief ernsten „Geron der adlige", welcher diesen ganzen Band der Erzählungen und Märchen eröffnet.

In der That wurde es Zeit, daß Wieland sich auf dem Wege der Entwickelung zum Dichter des Oberon auch um die heroische

Auffassung des Mittelalters bemühte. Das heroische oder doch wenigstens romantische finden wir bei Wieland zum ersten male in Geron dem adligen. Er ist in ungereimten Jamben geschrieben.

Mit Rücksicht auf die allgemeine deutsche Literaturentwickelung angesehen, bildet Geron der adlige ungefähr den Uebergang von Ewald von Kleist zu Fouqué. Ja, für diesen ist hier der schönere Ton schon vollständig gefunden. Mit Bezug auf Wielands Dichtungen bildet Geron der adlige ein merkwürdiges, aber nothwendiges Mittelglied zwischen Idris und Oberon.

Es war die Aufgabe Herders und noch mehr Goethe's, aber auch Wielands, die Romantik bereits in sich zu tragen und andern die Wege zu ihr zu weisen, ohne selbst in der deutschen Literatur zu Romantikern zu werden. — Herder und Wieland, zunächst gelehrte, haben beide dem Studium einer fremden Literatur einmal ein eigenes deutsches Gedicht abgerungen. Aber um ebenso viel als Herder dem Wieland als gelehrter Schriftsteller doch voraus war, um so viel hat Wieland im Oberon sich freier bewegt und das höhere in der Poesie geleistet, als Herder im Cid. Wie die Gärten der Hesperiden mit goldenen Aepfeln war das ganze Gedicht geschmückt mit den goldenen Früchten fast von jedem Studium und jedem größeren oder kleineren Talente Wielands. In der Anwendung und dem Spiele dieser so mannigfaltigen Kräfte und Motive war doch überall ein schönes Maß gehalten. Noch ohne alles Verständniß für die eigentliche volksthümliche Poesie zeigt Wieland im Oberon überall jenes unmittelbare Verhältniß zum Märchen, welches schon im Idris sich Bahn gebrochen hatte in der naiven Stelle:

> Um ihre Tafelluft zu mehren,
> Läßt unsichtbar, vermuthlich aus den Sphären,
> Sich ein Koncert von Instrumenten hören.
> So war das Glück der guten Feenzeit!

Im Oberon*) erst wurde erfüllt, was Wieland schon am 2. Oktober 1769 verheißen hatte: „Ich selbst werde mit dem neuen Amadis dem Satyr, der halb Faun, halb Liebesgott ist, nun der hogarthischen Dichtart, wie ich sie nennen möchte, entsagen, und mich, wenn ich jemals wieder dichte, mehr meiner Neigung zum schönen

*) Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue und verbesserte Ausg. Leipzig, 1819. Weidmannsche Buchhandlung.

idealischen und mehr meinem Herzen überlassen". Zwar war von festen hogarthischen Figuren im neuen Amadis nichts zu bemerken. Aber ein gewisser zauberischer Fluß hat sich der Verse Wielands im Oberon bemächtigt, z. B. in der Stanze:

In eine and're Welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt sie versetzt zu sein; ihr ist als habe sie
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen:
Denn hier, in hoher Felsen Schutz,
Die sich im Kreis um diesen Lustort ziehen,
Beut noch der Herbst dem Wind von Norden Trutz,
Und Feigen reifen noch und Pomeranzen blühen.

Nicht weniger originell wie hier die Feenwelt, aber im wesentlichen richtig wird im Oberon selbst das Ritterthum charakterisirt:

Des Ritters große Pflicht war Jungfraun zu beschützen,
Und, wenn sein Herz sich gleich unangemuthet fühlt,
Auf jeden Ruf sein Blut für jede zu verspritzen.

Von der alten Ironie im früheren wielandschen Rittergedicht ist dieser naiven Darstellung nur noch ein kleineres Maß beigesellt, z. B. wo Hüon als Amanda's Lehrer im Christenthum also beschrieben wird:

Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer;
Herr Hüon, standsgemäß ein Feind von Wörterstreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer.
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen Richtigkeit,
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu beweisen.

Wir haben gesehen, daß Wieland im Idris die Ironie nur zu sehr eingemischt hatte. Er hatte im neuen Amadis, wiewohl er fast aus lauter brillanten Einzelheiten bestand, mit ihr keine poetischen Gestalten schaffen können. Wieland war kein Sterne, geschweige denn ein Ariost oder Cervantes, wie sehr er sie auch alle drei verehrte. Er war viel zu klug, um sich noch einmal ein Rittergedicht durch die Ironie zu verderben, zu welchem er jetzt alle seine ähnlichen früheren Arbeiten vielleicht selbst als Vorarbeiten ansah. — Die Tendenz des Oberon konnte keine Wiederholung der Tendenz des trefflichen und sittenreinen Geron werden, weil er nach der wohl erwogenen Absicht des Dichters eben eine klassische oder wenigstens eine mehr klassische als romantische Arbeit sein sollte. So gelang unserem Wieland im Oberon, zumal bei der großen Bedeutung der von ihm gewählten

Gattung der Dichtkunst, das höchste, was die Modernisirung des Märchens von Perrault bis Musäus und Andersen überhaupt erreicht hat. Dies alles zusammen aber erreichte Wieland theils, weil er seinen alternden Hippogryphen diesmal so weise zu zügeln wußte und theils, wie wir glauben, weil die Nähe und das Treiben Goethe's und Karl Augusts eine früher ihm unbekannte Frische und Keckheit ihm verliehen. Hatte doch Wieland in Weimar nun auch ein Rittergedicht geschaffen, welches, trotz seiner alten und fremden Quellen nicht bloß völlig modern, sondern auch echt deutsch war. In millionen deutschen Herzen klang das Wort nach, welches Karl Augusts ehemaliger Lehrer am Schluß zu Hüon von Karl dem Großen sagen läßt:

Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!

Es war noch im Anfange des Frühlings 1780, als Wieland im Musensitze zu Weimar mit seiner Familie die Kiebitzeier schmauste, die ihm Gleim zur Belohnung für den Oberon geschickt hatte. Indem sich Wieland am 5. Mai für diese in einem noch ungedruckten Briefe bedankte, erinnerte er Gleim daran, daß er ihm „schon lang' einmal" zugerufen habe: O Löwe, Löwe brüll' einmal! Allerdings hatte ihm Gleim diesen wunderlichen Rath ertheilt, um ihn nach Goethe's Ankunft in Weimar in dem nöthigen Respekt zu erhalten. Was er unter dem Gebrülle verstanden hatte, war ganz dunkel geblieben. Brüllen könne er nicht (setzte der in seinem Verhalten gegen Goethe so urbane Wieland hinzu), es müsse denn sein so lieblich und zart, wie eine Nachtigall. So habe er den Freunden und Feinden den Oberon gegeben, und hoffe beiden auf etliche Jahre damit genug gethan zu haben.

1783 gab Wieland heraus: „Klelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampedusa. Ein Gedicht in 10 Büchern*)." Der Verfasser der Abderiten entschädigt sich hier für die wesentliche Beschränkung der Ironie im Oberon. Das ganze ist ein ergetzliches Pasquill auf die Anbetung der Heiligenbilder und nicht viel mehr als eine Parodie des Oberon. An die Stelle des Oberon selbst ist das Bild der heiligen Katharine getreten:

Mit einem Wachsgesicht, ein Kränzchen auf dem Rand
Des Scheitelhaars, und Schwert und Palmen in der Hand.

*) Im 21. Bande der bezeichneten Ausg. von 1796.

Der bei Wieland so gewöhnliche Sturm zur See fehlt nicht. Aber diesmal gehen nur die Heiden unter. Die unsrigen werden sanft gegen ein schönes Eiland getrieben. Dort erwartet sie der fromme Bruder Paul, besorgt die Formalitäten, und Wieland schließt:

Mit seiner besten Festtagskrause
Der Heiligen zu Ehren angethan,
Stimmt Vater Paul ein laut Te Deum an;
Das gläub'ge Völkchen eilt nach Hause,
Und alles endigt sich mit einem frohen Schmause.
Ein gleiches (ruft zum Schluß der gute Sakristan)
Woll' uns der liebe Gott mit allen Frommen geben
Hier in der Zeit und dort im ew'gen Leben.

5. Wieland von 1789—1813.

Die Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; weder in literarischer noch in politischer Hinsicht, weder in Deutschland noch in Frankreich. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution (so berichtet uns Wielands Biographie) entwickelte er eine besonders lebhafte publicistische Thätigkeit. Er bezog seine Nachrichten für den Merkur von Paris direkt aus Straßburg. Er wurde eine Art von politischem Propheten, machte auf Napoleon in überraschender Weise aufmerksam und wurde deswegen auch von ihm in Erfurt empfangen. Allein niemand hat daran gedacht, daß der Hof zu Weimar doch sicher auch seine Verbindungen gehabt haben wird. Schon durch Karl Augusts Verwandtschaft mit den Fürstenhäusern zu Berlin und Braunschweig selbst wurden die Genies von Weimar (wie z. B. Goethe auf dem Feldzuge in die Kampagne) vielfach in die elegische Beleuchtung der europäischen Ereignisse durch die französische Revolution gestellt. Ja, noch mehr! Mounier, Präsident der konstituirenden Versammlung zu Paris bis zu dem Ereignisse vom 5. und 6. Oktober 1789 ging als Emigrant nach England und später nach Belvedere bei Weimar. Unter Mitwirkung der Regierung gründete er dort ein Institut für junge Engländer und Franzosen. Die Engländer hielten sich meist Pferde und Wagen und trugen vielfach Uniform. Und so läutete denn nun für die Engländer und Franzosen früh um 6 Uhr der Haushofmeister zum aufstehen und um sechs dreiviertel Uhr zu Kaffee und Frühstück. Drei Bediente, ein Koch, der Haushofmeister und ein Hausknecht warteten ihnen auf. Abends sechs Uhr trank man den Thee im Garten,

und abends neun Uhr aß man zu nacht. Die Engländer spielten viel Ball, ritten aus oder übten ihre Pferde im springen. Wenn im Winter der Abhang des Belvedere mit Schnee und Eis bedeckt war, so lief man Gefahr, auf dem Wege zur Stadt Hals und Beine zu brechen. Aber eine Pracht war es doch, auch dann von einem Fenster des Belvedere aus die Thürme der Stadt und weiterhin den Ettersberg im hellen Mondenschein zu sehen*). Einer der damaligen Bewohner von Belvedere (Matthiä) hat uns eine hübsche Anekdote von Karl August aufbewahrt. Im Jahre 1798 wurden die Emigranten und Engländer im friedlichen Walde von Bevedere, wo nach einem charakteristischen Scherze aus jener Zeit die Statuen von Her Cule (Herkules) und Madame Cule standen, von einem Raupenheere verfolgt. Eines Morgens kamen daher die Bauern der umliegenden Dörfer auf Befehl zur Vertilgung der Raupen mit einem schrecklichen Spektakel angezogen. Trotz aller Versäumnisse setzten sie dies täglich fort, bis der Herzog von einer Reise zurückkam. Dieser Zögling und Freund Wielands und Goethe's hielt es für angemessener, statt der Bauern täglich 50 von seinen 600 Jägern und Husaren auf die Raupenjagd nach Belvedere zu schicken.

Mit Schiller und Goethe machte man nirgends so leicht Bekanntschaft als im Institute zu Belvedere. Letzterer führte sogar die Fremden dorthin. Man konstatirte auf Belvedere bei solcher Gelegenheit: „Goethe'n blitzt das Dichterfeuer recht aus den Augen, übrigens aber sieht man ihm an, daß ihn Charakter, Titel und Stand geniren; er ist sehr steif" **).

Mounier ging nach Frankreich zurück, als Napoleons Gestirn zu strahlen anfing. Noch eine bedeutende Laufbahn stand ihm dort bevor. Doch starb er schon im Jahre der Schlacht bei Jena. Daß er in Weimar einen Einfluß auf Wieland und den deutschen Merkur geübt habe, liegt sehr nahe. Ein Lehrer seiner Anstalt, der bekannte Philolog Matthiä, hat Wieland oft auf dessen damaligem Gute Osmanstedt besucht.

In seiner anziehenden Rede zum Andenken Wielands in der Freimaurerloge stellt Goethe die Uebernahme dieses Gutes im weimarschen als einen Versuch dar, sich der Muße, deren sich Wieland schon längst erfreut habe, durch das Landleben noch in einem höheren

*) Matthiä S. 43. 45. 51.
**) Matthiä S. 50.

Maße zu versichern. Etwa um die Zeit dieses Güterkaufes gab sich Gleim Mühe, einem Sohne Wielands, den er gern zum „Oberamtmann" im Preussischen befördert sehen wollte, zunächst einen guten Lehrprinzipal zu verschaffen. Eben bei dieser Gelegenheit schrieb Gleim an Wieland aus Halberstadt den 20. Juli 1794: „Unsere Oberamtmänner sind die Fürsten des Landes, ich nehme es dem jungen Wieland nicht übel, daß er auch einer werden will." Gleims wohlwollende Absichten für Wielands Sohn wurden jedoch ebenso wenig verwirklicht, als so manche Pläne, die er für dessen Vater entworfen hatte. Gleim hatte am 30. Juli 1770 mit bewunderungswürdiger Klarheit für die Abneigung Friedrichs des Großen gegen die deutsche Literatur in einem Briefe an Wieland dieselben Entschuldigungsgründe ausführlich entwickelt, welche Goethe in einer berühmten Stelle erst ungefähr 40 Jahre später nur kurz andeutete. In jenem ungedruckten Briefe schrieb Gleim auch an Wieland: „Hätte zu meiner Zeit, als ich in Potsdam war, schon ein Wieland geschrieben, so hätte ich selbst mich unterstanden, für Sie den von Franzosen umgebenen König einzunehmen*)." Der Versuch aber, Friedrich zu überzeugen, daß Wielands Muse ihm in einem höheren Sinne als irgend eine französische homogen sei, war nun einmal nicht zu rechter Zeit gemacht. Und so blieb ihm denn eine Anzahl trüber Tage nicht erspart. Gerade während der osmanstedter Periode wandten sich die Sympathien des Publikums von seinen Schriften ab. Seine Vermögensverhältnisse litten dadurch. Nach dem Verluste seines Gutes schloß er sich wieder fester als je an den Hof von Weimar an.

1791 erschienen Wielands „Neue Göttergespräche" **). Mehrere von ihnen beziehen sich auf die französische Revolution. Die Form ist, wie schon der Titel andeutet, durch Lucian angeregt. Spaßhaft ist es dabei, daß Wieland den Fortschritt von den sentimentalen Göttergesprächen, wie sie in seiner Alceste vorliegen, zu den humoristischen Unterhaltungen der Götter in seinen „Neuen Göttergesprächen" nicht selbst gemacht hat, sondern daß derselbe für die deutsche Literatur zuerst in — „Götter, Helden und Wieland" von Goethe vollzogen ist. Es vermag uns denn auch unter Wielands „Neuen Göttergesprächen" keins von Anfang bis zu Ende so zu fesseln, wie Goethe's verwandtes Gespräch: „Götter, Helden und Wieland". An einzelnen

*) S. Anhang.
**) Leipzig, J. G. Göschen.

gelungenen Stellen fehlt es bei Wieland nicht. In seinem fünften neuen Göttergespräche ist die Art, wie Hekate, Luna und Diana sich an einem Kreuzwege unterhalten, bis jene leise durch die nächtlichen Gründe zu ihrem Endymion zurückschleicht und diese zu ihren Dryaden und Windhunden, nicht ohne Anmuth. Im sechsten sitzen die Götter in einer zierlichen plastischen Gruppe zusammen. Ganymedes und Hebe bedienen. Gracien und Horen tanzen, die Musen machen Tafelmusik. Als nun die Nachricht vom Sturze des römischen Jupiters eintrifft, läßt sich der olympische Jupiter einen neuen Becher reichen, überzeugt von seiner Unsterblichkeit als Gott der Humanisten, Philosophen und Poeten. Im achten Göttergespräche tritt dem Jupiter sogar die Erscheinung eines unbekannten entgegen, über welchen er erst nach 1500 Jahren befragt sein will. Es ist Christus.

1791 schrieb Wieland seinen „Peregrinus Proteus". Der Cyniker Peregrinus, auch Proteus genannt, wollte sich zu Anfang der 136. Olympiade in einer Ebene bei Olympia wie Herkules verbrennen. Auch Lucian reiste deshalb wieder zu den olympischen Spielen. Schon in Elis hörte er die Rede eines Cynikers zum Lobe des Peregrinus, welche der Sprecher, wie ein Braten schwitzend, endlich beschloß, indem er auf eine sehr komische Weise in Thränen ausbrach. Er war aber kaum von der Kanzel herab, so stieg schon ein anderer wieder hinauf, um die Zuhörer nicht auseinander gehen zu lassen, ehe er „dem noch flammenden Opfer seines Vorgängers eine Libation aufgegossen" hätte. Sein erstes war, daß er eine laute Lache aufschlug. Dieser zweite Redner erzählte, daß Peregrinus in Armenien geboren sei und seinen Vater ermordet habe, um rascher zu erben. Alsdann flüchtig von einem Lande zum andern irrend, sei er mit „der wundervollen Weisheit der Christianer" bekannt geworden, endlich aber, in hohen Ehren stehend, bei Begehung ihrer Mysterien ergriffen. Zu seiner Befreiung, wie überhaupt in Gemeindeangelegenheiten, sollen nach Lucian oder Wieland die „Christianer" eine unbegreifliche Geschwindigkeit entwickelt haben, welche stark an die „affenartige Geschwindigkeit" der Preussen im Jahre 1866 erinnert. Unter diesen Umständen wurde er in Freiheit gesetzt durch den aufgeklärten Statthalter von Syrien, welcher erkannte, daß Peregrinus nur aus Ruhmsucht sterben wollte. Diesen Zweck suchte Peregrinus nun als heidnischer Cyniker nach langen Irrfahrten endlich wirklich zu erreichen, indem er seine Verbrennung zu Olympia

ankündigte. In Olympia hörte dann Lucian zunächst eine Rede des Peregrinus selbst. Zum Schlusse sagte dieser etwa, daß er durch einen freiwilligen Tod seinem goldenen Leben eine goldene Krone aufsetzen werde. Hier schrieen einige schwache Seelen: erhalte Dich für Griechenland! andere aber: vollführe, was Du beschlossen hast! Der letzte Zuruf schien den alten Mann ziemlich aus der Fassung zu bringen. Wirklich verschob Peregrinus seine Verbrennung immer von einem Tage zum andern. Als indessen die olympischen Spiele bereits vorüber waren, kündigte er bestimmter an, in welcher Nacht er „seine Verbrennung zum besten geben wollte". Lucian war eigens deshalb in Olympia geblieben und verfügte sich gegen Mitternacht an Ort und Stelle. Sobald der Mond aufgegangen war, erschien Peregrinus, umgeben von den Häuptern der Cyniker, mit dem Tornister und dem herkulischen Wanderstabe. Er empfahl sich den väterlichen und mütterlichen Dämonen und sprang ins Feuer des schnell aufflackernden Scheiterhaufens von Kienholz und dürrem Reisig.

So erzählt Wieland die Geschichte des Peregrinus Proteus in der Einleitung nach Lucian. Der umfangreiche Roman, welchen Wieland hierauf folgen läßt, ist der Versuch einer Rettung in Form einer Selbstbiographie, welche Wieland den Peregrinus Proteus in der Unterwelt dem Lucian vortragen läßt. Man sollte nun freilich wohl glauben, daß der fast unbegrenzte Spielraum, den die Romanform darbietet, für eine solche Ehrenrettung unbedingt ausreichen müßte. Es läßt aber einen tiefen Blick in das Wesen der wielandschen Romane und in Wielands eigenen Charakter als Mensch thun, daß der Dichter, wie wir sogleich sehen werden, in seinem Romane diesen Zweck gegen seinen eigenen Willen nicht zu erreichen vermag. Wielands Peregrinus entwickelt zunächst, daß die Anklage des Vatermordes fälschlich von seinen Mitbürgern erhoben sei, welche sich seiner Güter zu bemächtigen wünschten. Sodann sei er auf seinen weiten Reisen durch herrliche johanneische Waldchristen, von denen einer den Apostel noch gekannt und die Wieland nicht ohne warme Vorliebe für das Christenthum schildert, der neuen Religion gewonnen. Später aber wird Peregrinus unvermerkt, wie er eingesteht, zum Werkzeuge eines gaukleriſchen Gnostikers, der das Christenthum, wie Wieland erdichtet, nur als Deckmantel für nichtswürdige politische Zwecke benutzt. Hierüber aufgeklärt, will er nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß zu den johanneischen Waldchristen zurückkehren. Allein

ſtatt deſſen befolgt er den Rath eines wohlhabenden und gebildeten Heiden und fällt nach deſſen Beiſpiele vom Chriſtenthum wieder ab, um dadurch in ſeiner Vaterſtadt noch einen anſehnlichen Theil ſeiner Güter für ſich zu retten. Dieſe Abſicht wird nicht erreicht und ſo erſcheinen alle ſpäteren Leiden, ja, ſogar die Selbſtverbrennung des Peregrinus, der auch im Kerker bereits in ſeine früheren heidniſchen Ausſchweifungen zurückgeſunken iſt, nur als die Nemeſis für ſeinen gewinnſüchtigen Abfall vom Chriſtenthum, bis zu welchem ja die „Rettung" Wielands für gelungen gelten mag. Schiller und Goethe laſſen daher mit vollem Rechte in ihren Xenien den Peregrinus Proteus ſelber alſo ſprechen:

Siehſt Du Wieland, ſo ſag ihm: ich laß mich ſchönſtens bedanken.
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Von 1802 bis 1804 erſchien in vier Bänden der ſchon erwähnte Roman: „Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen." Er iſt in Briefen geſchrieben. Auch Diogenes tritt hier wieder auf. Er legt dem Antipater einmal die Frage vor: „Was iſt Wahrheit?" Folgende Worte, welche dieſer Cyniker erſt gegen das Ende des ganzen Werkes hinſchreibt, orientiren uns doch wohl am beſten über die in dem Romane vorgetragenen Meinungen nach Wielands eigener Abſicht: „Wie die platoniſche die Philoſophie oder Religion der edelſten Art von Schwärmerei iſt, ſo ſollte Ariſtipp das Muſter und ſeine Hedonik die Lebensweisheit aller Eupatriden und begüterten ſein; auf dieſe Weiſe würde die Schwärmerei unſchädlich, Geburtsadel und Reichthum ſogar liebenswürdig werden. Ariſtipps Philoſophie, zum Mißbrauch ſolcher Leute, die das Glück vergeſſen oder übel behandelt hat, herabgeſtimmt, würde ſich der cyniſchen nähern, nach deren Vorſchriften jeder glücklich leben kann, der in einem Staat, wo er als Bürger keinen Anſpruch an die höheren eigentlichen Vortheile des politiſchen Vereins machen will oder zu machen hat, wenigſtens den Genuß ſeiner Menſchheitsrechte in Sicherheit bringen möchte." Die Nachrichten, welche über Ariſtipps Philoſophie auf unſere Zeit gekommen ſind, fanden wir ſchon oben ſo dürftig, daß ſie kaum zu der kürzeſten Charakteriſtik ſeines Syſtems hinreichen. Geſtützt auf ſeine hübſchen Kenntniſſe von der Geſchichte der Philoſophie, gibt Wieland auch von Ariſtipp ſogar eine bunte Entwickelungsgeſchichte, in der er ſich aber die gemüthlichen Figuren von Ariſtipps Tochter Arete und dem Mutterſchüler, ihrem Sohn, gerade hat entgehen

lassen. Gut! Tochter und Enkel des Hedonikers mögen fehlen. Stürzen wir uns demnach in das Personen- und Meinungsgewimmel dieses philosophischen Romans mit der ersten Frage eines französischen Kriminalisten: où est la femme? wo ist die Geliebte des Helden? so haben wir damit in der That einen interessanten Punkt getroffen. Denn Aristipp betet die Laïs an, zu welcher auch Diogenes und Sokrates in Beziehung stehen. Dieser wird als ein Philister geschildert. Das hohe an ihm tritt wenig hervor. Auch Plato, aus dessen Studium das Buch hauptsächlich hervorgegangen ist, wird lächerlich gemacht. Er verliebt sich in eine Jungfrau, welche ein Zuhörer und Neffe Plato's als Knaben verkleidet ein bis drei Semester lang so zu sagen mit in's Kolleg des Onkels geschleppt hat. Während dieses Jahres bekommt sie zur großen Ueberraschung des Onkels ein Kind. Und nun erst die Laïs! Sie philosophirt über Schönheit und Liebe, reißt alle Welt durch ihre nackten Körperformen hin, hält aber alle von sich fern mit Ausnahme der fürstlichen Personen, von denen sie die bedeutendsten Einkünfte bezieht. Am Schlusse tritt jedoch mit Bezug auf Laïs die Nemesis ein. Zunächst erliegt die im Kreise ihrer Freunde noch von ihr erheuchelte Tugend gerade dem Cyniker Diogenes. Während sie diese Schwäche noch durch schöne Prinzipien zu bemänteln sucht, fällt sie dem Dorylas, einem Industrieritter, zu, welcher ihr Sklave ist, aber von ihr irrthümlich für einen Fürsten gehalten wird. Doch ist Aristipp am Schlusse des Romans nach dem Besitze der Laïs mindestens noch ebenso begierig, als Agathon am Schlusse des nach ihm benannten Buches nach dem der Danaë. Auch die Strafe der Laïs besteht daher nur in Seelenleiden, welche ihr die gefährliche Liebe zu Dorylas bereitet. Der haarspaltende und in solchen Dingen nach allen Seiten hin überlegende Dichter sorgte daher doch dafür, daß die Nemesis nicht mit einer einfachen Verachtung für den Stand der griechischen Hetären zusammenfällt.

Die Absicht, einige Jahre nach dem Oberon wieder einmal wie eine Nachtigal süß zu singen, oder wie ein Löwe zu brüllen, hat Wieland, wenn er sie gehabt hat, allerdings keineswegs zu verwirklichen vermocht. Allein noch nach dem Anfange des neuen Jahrhunderts sehen wir ihn ein Götterleben führen in einer wenigstens scheinbar seligen gesellschaftlichen Harmonie mit Goethe und Schiller. So fand sie jener slovakische Schulmeister beisammen, der aus Preßburg, wahrscheinlich 1803, am 20. August in die Musenstadt Weimar

kam. Er folgte alsbald dem lieblichen Laufe der Ilm. Durch fröhliches Lachen, den Ton stürzender Kegel und den in diesem Augenblick für ihn wegen seines brennenden Durstes „zur Sphärenmusik“ werdenden Klang angestoßener Gläser wurde er in eine offenstehende Gartenthüre gelockt. Unter dem Laubdache einer ehrwürdigen Linde, nahe dem wohnlichen rebenumkränzten Hause, erblickt er an einer Kegelbahn eine Gesellschaft von Männern und Frauen. Es war damals ungefähr um die Zeit, von der einer der Heroen in Weimar sagt: „Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen.“ Der Schulmeister glaubte an einem öffentlichen Vergnügungsorte zu sein, war aber wahrscheinlich in Goethe's Garten am Stern gerathen. Etwas verlegen, da ihn alle Augen neugierig betrachteten, setzte er sich an einen nahen leeren Tisch, stopfte seine Pfeife und rief der eben mit mehreren vollen Bierkrügen aus dem Hause tretenden Aufwärterin zu: „auch mir einen Krug, Jungfrau.“ Er erhielt seinen Krug auf einen schalkhaften Wink Schillers, vertrat den schlecht kegelnden Schiller eine Weile sehr gut beim Kegelspiel und wurde angeblich nur zur Belohnung dafür zu einem Abendessen im Garten eingeladen. Der Schulmeister stimmte sein Lieblingslied, Schillers Hymnus an die Freude an. Schiller brachte dabei einen Trinkspruch aus auf den „König von Ungarn“, auf das edle Ungarvolk und auf Ungarns Lehrer. Der Wein perlte und der Schulmeister, welcher erst 1838 in Preßburg am Charfreitag die Orgel spielend starb, sang das Lied an die Freude bis zu Ende vor und ließ den Großherzog von Weimar und Deutschland mit seinen gelehrten leben. Er fügte hinzu: „Hoch lebe der allgeliebte Dichter des Hymnus an die Freude!“ Jetzt trat ein Tischnachbar des Schulmeisters auf ihn zu und sprach: „Hier, Herr Magister, sehen Sie unsern Schiller, hier Goethe und ich bin der alte Wieland!“ Wieland erschien damals dem Schulmeister als ein kleines, schon bejahrtes, jedoch lebhaftes Männchen mit klugen Feueraugen, die er oft gar komisch beim Kugelwerfen zu schließen pflegte. Nach seiner Art zu sprechen, glaubte er in ihm einen für alles gute und angenehme empfänglichen Menschen zu erkennen, der nach seinen Bemerkungen ein Besitzer der wahren praktischen aus Erfahrung geschöpften Lebensphilosophie sei*).

*) Siehe K. J. Schröers Programm des Lyceums zu Preßburg.

1813 wurde Wieland zu Osmanstedt begraben. Die dortigen Bauern bestatteten den Dichter, als ob er noch ihr Gutsbesitzer wäre. Er hatte eine Familiengruft errichtet, da seine Gattin als wirkliche Gutsbesitzerin von Osmanstedt gestorben war. Freunde und Eheleute versprachen sich im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts oft nach dem Tode ein Zeichen zu geben, das als Beweis für die Unsterblichkeit dienen könne. So hatte auch Gleim Wieland den 15. August 1797 geschrieben, daß er auf ihn nach seinem Tode vom Himmel herabsehen wolle, wenn Wieland zu seinen Verwandten sagte:

Er wandelt unter Sternen
Und sieht herab.

Der wunderliche Gleim war aber doch nicht so närrisch gewesen, Wieland nach dem Tode ein Zeichen zu versprechen. Aber seine biedere Hausfrau, dachte Wieland, hätte ihm doch müssen nach dem Tode pflichtschuldigst einen Beweis ihrer Fortdauer geben, wenn sie dazu im Stande wäre*). Als nun Dr. Wötzel mit der Behauptung hervortrat, daß ihm seine verstorbene Gattin verkündigt habe: „Karl, ich bin unsterblich!" gab Wieland gegen ihn 1805 seine Euthanasia heraus. Wieland hatte 1788 in seiner Abhandlung über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen**) als unentbehrliche Glaubenswahrheiten das ewige Dasein eines obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht und die Fortdauer unseres eigenen Grundwesens mit Bewußtsein unserer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommeneren Art von Existenz bezeichnet. Die Euthanasia verfocht dagegen die Sätze: 1) Der Tod macht allen Beziehungen zwischen verstorbenen und lebenden ein Ende, und 2) es gibt im künftigen Leben keine Erinnerung an das jetzige. Daß Wieland sich dadurch wie Lessing und Herder in ihrer letzten Lebenszeit mehr einer pantheistischen Weltanschauung näherte, hält Löbell für möglich. Wir glauben es nicht, weil er im Grunde doch nicht eigentlich spekulativ war. Wenn er aber in der Euthanasia jenen beiden alten sadducäischen Lehrsätzen eine allgemeine Verbreitung wünschte, so ist dieser Wunsch zum Theil erfüllt. Nicht gering dürfte jetzt die Zahl derer sein, welche mit Chaulieu denken:

La mort est simplement le terme de la vie;
De peines ni de biens elle n'est point suivie;
C'est un asyle sûr, c'est la fin de nos maux,
C'est le commencement d'un éternel repos.

*) Vergl. Döring's Wieland S. 386.

**) W.'s sämmtl. Werke 29. Band. Leipzig Göschen 1797 S. 26.

Wir aber möchten unſere Betrachtungen über Wieland mit einer lichtvollen Strophe aus ſeinem Oberon ſchließen. Irren wir nicht, ſo iſt ſie in den Zeiten der Fremdherrſchaft von manchem unſerer edelſten Männer citirt und auf die höchſten Güter frei bezogen worden. Sie lautet:

Wofür, wenn unſer Untergehn
Beſchloſſen iſt, wofür wär' alles dies geſchehn?
Mir ſagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns in dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns feſt an dieſem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgeſtalten.

III.

Wilhelm Heinse's Leben und Schriften.

1. Heinse bis zur Abreise nach Düsseldorf.

Im Sommer 1874 fand ich in der gleimschen Bibliothek zu Halberstadt eine Anzahl von Gedichten Wilhelm Heinse's, die in Heinrich Laube's Ausgabe von dessen Werken nicht stehen. Zugleich fragte ich bei Laube an, ob er noch in den Besitz einiger biographischen Nachrichten über Heinse gekommen wäre. Ich bat ihn, mir diese zu überlassen, da er mir durch die überwiegende Beschäftigung mit dem Theater an deren Veröffentlichung gehindert schiene. Er war darauf so gütig, mich aufzufordern, bei seinem Verleger einen Nachtrag zu Heinse's Werken herauszugeben. Wie schmeichelhaft mir diese Aufforderung auch war, so würde doch, auch wenn der Herr Verleger damit einverstanden sein sollte, eine eigene Publikation über Heinse nicht gleich in meiner Absicht liegen. Biographische Notizen über Heinse (so theilte Laube mir mit) wären nach der Herausgabe seiner Biographie von Heinse in dessen Gesammtausgabe nicht mehr in seinen Besitz gekommen. Zugleich aber hörte ich, daß Laube mit Ernst Keil noch im Sommer 1873 in Thüringen Nachforschungen über Heinse's Leben anstellte. Da meine Nachforschungen über Heinse's Leben nun zufällig doch einen etwas besseren Erfolg gehabt haben, so erlaube ich mir, hier mitzutheilen, was ich als Nachtrag zu Heinse's Leben und Briefwechsel aufgefunden habe.

Wie bekannt, wurde der Briefwechsel zwischen Joh. Müller, Heinse und Gleim schon früh herausgegeben. Laube selbst erkannte nun sehr richtig, daß die Briefe Heinse's an Gleim und Jacobi (z. B. der herrliche Brief vom St. Gotthard) bei weitem zu dem besten gehörten, was Heinse geschrieben hat. Er druckte also im 8. und 9. Bande von Heinse's Werken die Briefe von diesem allein ohne die Antworten wieder ab. Er entnahm Heinse's Briefe jedoch eben nur aus jener gedruckten Korrespondenz. Mir liegen die Handschriften dieses ganzen Briefwechsels vor, der, wie alle schon herausgegebenen halberstädter Briefwechsel besonders aus Rücksichten auf damals noch lebende Personen beim Abdrucke arg verstümmelt wurde. Laube druckte aber nicht bloß diese Briefe verstümmelt wieder ab. Er schöpfte auch seine in vieler Hinsicht vortreffliche Biographie Heinse's fast nur aus diesen verstümmelten Briefen.

Zu seiner ausgezeichneten Charakteristik von Heinse hätte ich kaum etwas hinzuzufügen. Jedoch hat ein eingehendes Studium Wielands mich überzeugt, daß Heinse nur im engen Zusammenhange mit Wieland betrachtet werden darf. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir zunächst die Bemerkung, daß Heinse sein ganzes Leben hindurch über seinen Lehrmeister Wieland auf das genaueste unterrichtet war. In Heinse's Briefen finden sich daher viele noch ungedruckte Bemerkungen und Nachrichten über Wieland. Anfangs war dieser für Heinse und Gleim nur „der göttliche". Nach dem Briefe vom 28. Januar 1771 sah Heinse ein Glück darin, Wieland im Negligée zu betrachten und zu belauschen, besonders wenn Wieland mit seinen Töchterchen spielte. Er liebe diese schönen Mädchen aber auch so zärtlich (schrieb Heinse), daß, wenn eine nur ein weinerlich Tönchen seufze, er nicht wieder ruhig werde, bis es ihn angelächelt habe. — 1772 schrieb Heinse aus Erlangen an Gleim: „Ohne Zweifel wissen Sie's schon, daß Wieland der Liebling der Herzogin von Weimar ist, und daß sie seinetwegen einen Ball gegeben hat, in welchem alle Personen und Scenen des neuen Amadis sind gespielt worden. Wielanden hat nichts besser gefallen als die vortreffliche Vorstellung seiner Dindonette. Schon jetzt erbaut sie sich an seinem goldenen Spiegel. O nähmen doch unsere Krokodille von kleinen Despoten im teutschen Reiche ein Beispiel an ihr!" — Ebenso heißt es in dem Briefe vom 10. Juli 1772: „Der Herr Rath Riedel wird nächstens eine Reise nach Italien mit einigen Künstlern machen, vielleicht könnte ich mit

ihm reisen, wenn ich nicht zu spät käme. Versprochen hat er Wielanden, den Kaiser an die Spitze der Pränumeranten seines Agathons zu verschaffen. Wieland wird, wie mir unter der Rose der Freundschaft, wie vielleicht auch anderen entdeckt worden, künftige Michaelis von Erfurt nach Weimar ziehen. Er erhält eine Pension von tausend Thalern, seine Gemahlin dreihundert Thaler so lange sie lebt. Er wird mit dem jungen Prinzen reisen." — In Heinse's Briefe an Gleim vom 7. August 1772 heißt es: „Wieland, der göttliche Mann, ist höchst selten in Erfurt anzutreffen, sonst reiste ich selbst zu ihm und bäte ihn, für seinen Heinse ein wenig zu sorgen. Die Herzogin von Weimar hat eigenhändig den Kurfürsten um seine Dimission gebeten. Der göttliche Uz sagte wie sein Gleim: ich möchte kein Hofmann werden und sollt' es an dem Hofe des weisen Salomon sein. Der göttliche Mann muß seine geheimen Ursachen haben, daß er hier nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers, des heiligen Sokrates, treten will. Schon längst wurde es Riedeln angeboten, mit dem Prinzen auf Reisen zu gehen, aber er schlug es ab, vermuthlich waren die Bedingungen nicht so vortheilhaft, als sie es bei Wielanden sind." — In dem Briefe aus Düsseldorf, den 17. Mai 1774, heißt es: „Wieland hat Goethen als ein wahrer großer Mann geantwortet in dem ersten Stücke des Merkurs, wie mir Fritz (Jacobi) gesagt hat. Ich selbst habe die Antwort noch nicht gelesen. Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben." Später heißt es in demselben Briefe: „Von Herdern hab ich hier ein Singspiel — Brutus — gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken. Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben, welches desto besser ist, und besser ist, als seine Götter, Helden und Wieland, von dem ich mehr erwartete, eh' ich es gelesen hatte, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist."

Sehr naiv ist folgende Stelle in Heinse's Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1744: „Wieland ist mit den Anmerkungen zu seiner Aurora, worinnen er und Ovid und La Fontaine und mein göttlicher Arioste verglichen sind, so zufrieden, daß er seine Freude darüber nicht genug bezeugen kann. Er will nun für jeden Bogen in seinem Merkur drei Pistolen geben; wenn ich nur so geschwind und gut wie der Engel Tobi schreiben könnte!"

Es waren wohl zunächst landschaftliche und private Beziehungen zu

dem berühmten Dalberg, dem Freunde Herders, Schillers und auch Napoleons, welche sowohl Heinse als Wieland in die kurmainzischen Dienste zu Erfurt, Mainz und Aschaffenburg führten. Ohne Zweifel war Wieland aber gerade durch die moralischen Schwächen seiner Romane den Höfen seiner Zeit besonders werth. Auch die Frivolität der Schriften von Heinse verhinderte nicht, daß sich selbst an ihm in den bedenklichsten Zeiten das Sprüchwort der frommen und spießbürgerlichen alten bewährte: unterm Krummstab ist gut wohnen. Aus dem Privatleben war bis zum erscheinen des Buches von Bodemann über Wielands Freundin von Bondeli weder über Wieland noch über Heinse viel nachtheiliges bekannt. Doch war man, wenigstens für Heinse, nicht im Stande, bei dem Dunkel, welches selbst noch über seiner späteren Existenz schwebt, hierauf viel Gewicht zu legen. 318

Wieland kann nur noch ein literarhistorisches Interesse für sich in Anspruch nehmen. Sein geistesverwandter Schüler Heinse hat sich, wenigstens in seiner späteren Periode, eine gewissermaßen noch jetzt anerkennenswerthe Klassicität erworben. Wie Wieland, so sucht auch Heinse den Ertrag seiner Schul- und Universitätsbildung in Romanen zu bewältigen. Wieland beschäftigen in seinen Dichtungen immer erst die allgemeinen Elemente der beginnenden und wachsenden Kultur und Aufklärung. Den Inhalt der Dichtungen von Heinse aber bilden bereits die künstlerischen Interessen und deren rein menschliche Bedingungen. Wieland ist manierirt, Heinse forcirt. Dieser erscheint mitunter als Autodidakt und steht doch im Vergleich mit Wieland zuweilen als das glücklicher geschulte Genie da. Heinse ergreift nur wenige wahre und unzweifelhafte Bildungsstoffe und Schulmaterien. Er verarbeitet sie allerdings eben so wenig als Wieland für die Schule, wie sehr auch bekanntlich sein Roman Hildegard in die Kompendienform übergeht. Natur und Kunst ist Heinse's Devise. Daher thut er vieles, was Wieland zum großen Nachtheile seiner Schriften unterläßt. Er gibt Naturschilderungen, beobachtet das Leben bis ins kleine, geht oft auf Reisen und bringt zu einer viel richtigeren Vorstellung von der klassischen Welt durch als der wegen seiner horazischen Arbeiten noch heute von den Philologen mit Recht bewunderte Wieland. Denn wie sehr auch Heinse hierin, ähnlich unserem Winckelmann, durch ungünstige Verhältnisse gehindert wird: seine heiße Sinnlichkeit treibt ihn immer weiter in den Gedankenkreis der Kunst und

Antike hinein. Und wie viel auch im Vergleiche mit Goethe an Heinse auszusetzen bleibt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in den anstößigen Stellen bei Heinse, wenn man von seinen Jugendgedichten absieht, die Schönheit seltener verletzt ist als bei ähnlichen Gelegenheiten durch Wieland.

Heinse begann seine Laufbahn recht charakteristisch als einer jener thüringer, von denen jeder ein geborener Musikant ist. Der Naturbursche aus Thüringen, der durch die Virtuosität, mit welcher er sein eines Instrument spielt, Entzücken erregt, ist er bis auf den heutigen Tag auch in der deutschen Literatur geblieben. Wieland ist das größere Talent. Er nähert sich Goethe durch Universalität. Heinse versucht glücklicher mit ihm auf einem beschränkten Gebiete der Prosa zu wetteifern.

Niemals aber macht Wieland ganz den Eindruck des modernen, wie es etwa durch Goethe's Darstellungsweise in der Literatur festgestellt ist. Man erlaube mir, ein Beispiel anzuführen. Wieland wurde selbst Landwirth und Gutsbesitzer. Aber nach dieser Zeit leiert er in seinem Roman „Aristipp" noch die alten Anekdötchen aus der Geschichte der Philosophie ab. Nirgens schildert er das damalige Landleben, wie Goethe schon im Werther gethan hatte. Heinse läßt es an dergleichen nicht fehlen. Er ahmt gelegentlich geradezu eine Stelle aus dem Werther nach, über welchen Gleim in einem Briefe ohne Datum an ihn geschrieben hatte: „Die Leiden des jungen Werther sind vortrefflich, bester Sohn! Die tiefste Weisheit, kurz und herrlich! In einem Athem hab ich sie gelesen, das seit langer Zeit bei keinem Buche als neulich auch bei deiner Laidion geschehen ist. Vortrefflich, bester Sohn! Die tiefste Weisheit, kurz und herrlich! Kommt alles aus dem Herzen und aus dem Geist, wie es drinnen war, so sollt's allenthalben sein, mein lieber Sohn, in diesen nächsten Tagen will mir ein Fest machen, und in diesen Leiden denken (!). Der junge Werther, glaub' ich, ist der junge Jerusalem, und Genius Goethe ging dem Zauber der Geschichte nach — was meint mein lieber Sohn, wann's ihm gefallen hätte, seinen Held aus der Luft zu greifen, sollt's wohl nicht ein noch größerer geworden sein, als der junge Werther gewesen ist? Um eines Mädels willen sich todt schießen, lieber Sohn, bist jung, thue's nicht, und wär's ein Mädel, Lotten gleich und hundert drüber. Es ist doch, glaub' ich, ein größerer Held, wer in seinen Leiden aushält, wie du, mein lieber Sohn, schon manche schöne Probe gegeben hast". Später heißt es: „Grüße ihn,

Goethen, deinen guten Freund, und sag' ihm, daß aufs Jahr ich ihn besuchen würde, denn ich müßt in diesem Leben ihn noch kennen lernen, damit er in jenem mir nicht unbekannt wäre. Wegen seines jungen Werthers hat er ein Dekret bekommen, in den Musentempel aufgenommen zu werden, neben dir soll er seine Stelle bekommen, kannst du sein Bild mir schaffen? Aber ohne daß er was davon erfährt! Du könntest deinem alten Vater eine große Freude machen, wenn Du's verschafftest, aber gut gemalt und gut getroffen."

Manche Züge in Heinse's Charakter und manche Stellen in seinen Briefen erinnern wohl auch an Seume, der mit demselben Paar Stiefeln nach Syrakus hin- und herwandert. Vor allem aber wird man mir wohl zugestehen, daß Heinse's Schilderung von Halberstadt der späteren Schilderung Heinrich Heine's von Göttingen, ohne daß Heine sie gekannt haben wird, schon ganz ähnlich ist. Nach seiner Flucht aus Halberstadt nämlich schrieb Heinse an Gleim, es wohne dort die Gracie von Massow, in deren Busen das schöne aus der großen Welt und der arkadischen gesammelt sei. Dann wohne dort Meister Clamer Schmidt, mit dessen Geiste sich Heinse's Seele so lieblich zerstreuen könne, wie ein überfließender Bach mit einer Frühlingswiese voller Blumen. Dann komme bisweilen dahin ein Prinz*), der ganz aus der Art der Königssöhne zu schlagen scheine und vielleicht der größte sein werde, wenn Vater Friedrich unter den Göttern sitze und den Nektar der Unsterblichkeit trinke. Und dann machten bisweilen der sich immer besinnende Müller**), und der sich bewundernde Scharnbeck, oder wie er sonst heißen möge, und Sachse und die Jungfer Klökern und noch viele andere den Ohren eine beinahe italienische Musik, und nähmen es einem gar nicht übel, wenn man sage, das Herz empfände nicht viel dabei. Und dann könne man wie ein Weltbürger, ungekränkt in allen Rechten der Menschheit darinnen herumwandeln und glauben, was man Lust zu glauben habe. „Und dann (fährt eben Heinse bereits echt heinisch fort) sind die Gymnasiasten der Kammer und Regierung eine sehr gute Art von Menschen, die zwar eben nicht viel wissen, aber doch auch nicht dumm sind, und Aristoteleste gegen die Schüler anderer Kammern und Regirungen machen können, mit denen kann man immer einen angenehmen Umgang haben, wenn einem just ein besserer fehlt. Die Seele

321

*) Heinrich?
**) Wohl der Domorganist.

muß sich mit ihnen amüsiren, wie ein kluger Knabe mit einem klugen Pudel; sie darf sich nicht beißen lassen. An den Officieren ist zwar gar nicht viel; aber sie sehen doch immer gut und schön in der Ferne aus; und der Herr von Hagen ist ein Kopf, aus dem nicht selten Funken springen. Auf dem Domkeller ist vortrefflicher alter Rhein- und Frankenwein und auch Burgunder zu haben; er ist zwar etwas theurer als an anderen Orten, aber das gibt ihm eben noch einen besseren Geschmack." — Doch man wird mit Recht sagen, daß Heinse's Zusammenhang mit dem jungen Deutschland von mir nicht erst nachgewiesen zu werden brauche, weil er schon aus Laube's Studien über Heinse selbst anschaulich sei. Geschwind also, gehen wir zu den versprochenen Nachrichten für Heinse's Biographie, gehen wir fürs erste zu seiner Familie über! Aber da fällt mir nun gar noch zur Unzeit ein Verwandter oder doch wenigstens ein Namensvetter unseres Dichters aus Thüringen ein, den ich selbst noch gekannt habe. Seine Geschichte und die seines Sohnes ist drollig, fast zu drollig. Man höre nur!

Ums Jahr 1848 lebte ich in meiner Heimath lange auf dem Lande und machte fast täglich einen Spaziergang nach der Stadt Oschersleben. In Oschersleben aber fiel auf der Straße jedem fremden ein kleiner dicker Mann in blauer Uniform mit Stehkragen und blanken Knöpfen auf. Es war der freundliche und allgemein beliebte Schließer vom Gericht. Er hörte auf den Namen „Heintze", schlechtweg ohne „Herr". Wo dieser Name aus einem Fenster gerufen wurde, da blieb er stehen oder eilte herbei, um das neueste vom Rathhause und aus der Stadt zu berichten. Weil der Richter und der Bürgermeister seine Neugier kannten, so wurde er oft bei den wichtigsten Verhandlungen auf dem Rathhause oder vor Gericht zum Sitzen eingeladen. Noch ein besonderes Ansehen gab ihm sein Sohn, der auf dem Landrathsamte Schreiber und die rechte Hand des Landraths war. Der Sohn aber verdarb ihm seine letzten Lebenstage. Als nämlich einst gegen 6000 Thaler Gelder für Hagelschaden in der Kreiskasse lagen, ging er mit diesem Gelde nach Amerika. Auf dem Landrathsamte selbst hatte er sich noch einen herrlichen Paß auf einen ganz anderen Namen ausgestellt. Er passirte daher auch frei bei der Landung in Amerika. Jedoch der wachegebende Polizeibeamte hatte seinen Steckbrief in Händen und versuchsweise rief er, als Heintze schon durch war, hinter ihm her, ganz wie sein Vater so oft ohne Komplimente in Oschersleben gerufen wurde: „Heintze!" Sogleich blieb der junge Heintze stehen und

drehte sich um. Man brachte ihn nun allerdings zum Geständniß. Amerika lieferte jedoch Verbrecher damals noch nicht aus. Heintze konnte gehen, wohin er wollte. Man fand angeblich nur noch 800 Thaler bei ihm. Diese wurden nach Deutschland geschickt. Die übrigen 5200 Thaler mußten die Bauern des Kreises Oschersleben, der allerdings nicht gerade zu den ärmsten der Provinz Sachsen gehört, noch einmal aufbringen.

Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob der alte Schließer Heintze oder ob sein Vater in Thüringen geboren wurde. Einer von beiden war es gewiß. Sein liebster Umgang war der alte musikliebende Kantor Fischer in Wulferstedt, der in Thüringen geboren war. Er sagte oft in dessen Familie: „Jenseits der blauen Berge wohnen bessere Menschen als in der Ebene.“ Dieser machte er freilich durch seinen eigenen Sohn die größte Schande. Und ob sein Vater ein ganz unbescholtener Mann gewesen war? Derselbe könnte möglicherweise jener Bruder Wilhelm Heinse's sein, mit Rücksicht auf welchen dieser den 27. Februar 1778 an Gleim schrieb, der große Friedrich und sein Nachfolger gehe ihn näher an als Gleim wisse. Einen Theil ihrer Gewalt mache mit aus Heinse's einziger Bruder, ein junges Blut von zwanzig Jahren, von seltener Leibesstärke und Größe. Er habe in Schwaben, „von der Luft angesteckt und unter Schöpsen“, einen dummen Streich gemacht, und um sich so geschwind als möglich aus dem Handel zu ziehen, den Entschluß gefaßt, dem Kalbsfelle zu folgen. Er habe zu Augsburg bei einem Kaufmanne (man darf dabei wohl nicht an Wielands Schwiegervater denken) in der Lehre gestanden. Seine Kapitulation laute folgendermaßen:

„Nachdem Vorzeiger dieses Johann Heinse, aus Thüringen gebürtig, unter Sr. königlichen Majestät in Preussen auf drei Jahre Dienste genommen, gegen baares Handgeld sich freiwillig engagirt; als wird demselben hiermit und kraft dieses versprochen, daß wenn vorgemeldeter Johann Heinse seine drei Jahre treu uud ehrlich ausgedient hat, und nicht ferner Lust bezeigen sollte, unter Sr. königlichen Majestät in Kriegsdiensten zu bleiben, ihm der Abschied ohne den geringsten Aufenthalt wird gegeben werden. Zur mehreren Sicherheit habe diese Kapitulation eigenhändig unterschrieben. So geschehen Augsburg, den 19. September 1773. Von Quooß,

Sr. königlichen Majestät in Preussen
bei dem Regiment von Alt-Schlotterheim bestellter premier-lieutenant.“

Wilhelm Heinse setzt hinzu, er habe dies erst lange nachher erfahren und bis jetzt (zwei Jahre nach Ablauf der Kapitulation) keine Nachricht von seinem Bruder erhalten können. Er fragt an, ob denn Gleim ihm desfalls keinen Trost ertheilen könne. Dieser aber vermochte in solchen kleinen Militärsachen allerdings etwas. Es wäre nicht undenkbar, daß er den Bruder seines Lieblings frei gemacht und ins halberstädtische gezogen hätte, wozu auch Oschersleben gehört. Dagegen spricht, daß die nächsten Verwandten des Dichters sich nach dessen Schuljahren sämmtlich schon um des Wohllautes willen Heinse genannt zu haben scheinen, während der alte Schließer und sein Sohn sich noch schlechtweg Heintze nannten.

Denn daß Heinse wirklich Heintze hieß, sagt uns das Kirchenbuch zu Langewiesen. Darin heißt es: „Am 16. Februar 1746 ist Johann Jakob Wilhelm Heintze, Sohn des Consulis, Poligraphi und Organisti N. Heintze geboren." Also, wie schon Laube weiß, Bürgermeister, Stadtschreiber und Organist war der alte Heintze. Der junge Heintze machte sich in seinen Briefen aber wirklich um drei Jahre jünger, als er war. Der allgemeine Anzeiger der deutschen, in welchem Laube dies berichtigt fand, muß ihm wenigstens noch das Datum falsch angegeben haben. Nach dem obigen ist daher eben so wohl Laube's geistvolle und ausführliche Biographie Heinse's als auch jede kleine Notiz über ihn in Lexicis und Kompendien zu berichtigen.

Heinse studirte in Jena und Erfurt. Von hier aus übersandte er durch Wieland den ausführlichen Brief vom 18. November 1770, der Laube die vorzüglichsten Aufschlüsse über Heinse's Jugend gab. Gleim empfing diesen Brief nach der Rückkehr von einer berliner Reise. Johann Georg Jacobi, damals bereits Kanonikus und Gleims Schützling in Halberstadt, hatte ihn auf derselben begleitet und war dadurch mit Mendelssohn, Ramler, Sulzer und der Karschin bekannt geworden. Aber auch auf die neue Bekanntschaft mit Heinse ging Gleim lebhaft ein. Bald sollte die Freundschaft mit ihm diejenige mit J. G. Jacobi in den Schatten stellen. Rücksichtsvoll genug bemerkte Heinse, als er sich für Gleims erste Geldsendung bedankte: „Empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi; machen Sie nur immer ein wenig mehr bei ihm aus mir, als ich bin. Sie wissen alle meine Mängel und Gebrechen, denn meine schwache Seite kann sich wegen meiner angeborenen Aufrichtigkeit gar nicht verbergen! Sagen Sie ihm nur,

wenn die Forderung Ihnen nicht so unartig scheint, es könnte noch etwas aus mir werden! Wenn Ihnen auch gleich Ihr Gewissen zurufen sollte: Sie sagten die Unwahrheit! Sie als ein würdiger Kanonikus werden doch ein kleines Sündchen wieder verbeten können? Ich möchte gar zu gern, daß Er mir auch ein wenig gut wäre."

Im Sommer 1771 wollte Heinse mit Gleims Hilfe sich von Erfurt losmachen. Er schrieb an Gleim, daß er in Erfurt vierzig Thaler Schulden habe, ohne die wielandschen. Er unterstehe sich, ihn als einen Alcibiades der gelehrten Republik zu bitten, ihm diese vorzuschießen. Er könne nur seine Ehrlichkeit zum Pfande setzen. Aber bei dieser verspreche er, nicht allein diese vierzig Thaler, sondern auch das, was er ihm schon früher vorgeschossen habe, wieder zu bezahlen, sobald er könne. Er hoffe aus guten Gründen, dies werde bald möglich sein. Und schon am 10. September 1771 fügte er hinzu, daß er durch Wielands Vermittelung eine Hofmeisterstelle bei einem elfjährigen Knaben erhalten solle. Binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen werde er abreisen. Dann wolle er sich auch noch ein Kleidchen machen lassen, sich ausschmücken wie ein Bräutigam, seinen Degen um sich gürten, sich auf die Post setzen und aus Erfurt fahren lassen, mit dem letzten Blicke, den er zurückwerfe, Wielanden mit Gleim und Jacobi in die Gärten einer Aspasia oder Danae wünschen. Den alten Sokrates Wieland wolle er vorher höflich bitten, mit den sechs Louisd'or, die er ihm schuldig sei, noch ein wenig zu warten und ihm das gleimsche „Kapital" für Bezahlung seiner Schulden zu überlassen.

Daran schließt sich dann der nachfolgende Brief, welcher aus Rücksichten auf Wieland in den Publikationen der halberstädter ganz unterdrückt ist, während er nicht allein einen bemerkenswerthen Charakterzug von Wieland, sondern auch eine dem innersten Wesen Wielands abgelauschte Charakteristik desselben enthält: „Erfurt am 23. September 1771. Schon wieder, göttlicher Gleim, muß ich Ihnen schreiben, und zwar, wie ich immer das Unglück gehabt habe, eine schlimme Neuigkeit. Ja wohl war es nur ein Traum, daß ich nach Düsseldorf kommen sollte! Schrecklich hat mich Wieland aus diesem entzückenden Traum geweckt! Der Vater des liebenswürdigen Jacobi will einen christlichen Theologen zum Hofmeister seines Sohnes haben und ein solcher bin ich leider nicht und kann es auch nicht werden, und folglich hat auch die ganze Freude, haben alle die entzückenden

Aussichten in die Tage der Zukunft ihr Ende erreicht. Der Mensch ist gewiß nicht seines Glückes Schmied! Glück und Unglück hängen zu oft von einem Zusammenflusse verschiedener Umstände ab, in welche man sich finden muß und die man unmöglich verändern kann, und wenn auch unser ganzes Herz eine Masse von Liebe und der ganze Kopf voll bon sens wäre. Ich bin nun gezwungen, mit dem Hauptmann von Liebenstein zu reisen; und auch hier findet sich wieder ein unvermuthetes Hinderniß, das, so klein es auch zu sein scheint, doch meinen ganzen Muth, der mich bisher noch immer durch das Labyrinth der Trübsale geführt hat, zu Boden schlagen will. Bis in die Augen werd' ich roth, da ich Ihnen es herschreiben will, und der bitterste Verdruß über mein Schicksal preßt mir Thränen aus. Unmöglich werd' ich Ihnen dies Hinderniß sagen können, wenn Sie mir nicht mit einer wahrhaft göttlichen Gutherzigkeit geschrieben hätten: Machen Sie mich nur dreist zum Vertrauten Ihrer Umstände! Ich war dem Vater der Musarion, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, sechs Louisd'or schuldig. Sie hatten die väterliche Gütigkeit gegen mich und übersendeten mir zehn Louisd'or, folglich bekam ich noch vier davon nach Abzug. Es ist mir unmöglich, von Erfurt abzureisen, ohne wenigstens noch vier bis fünf Louisd'or zu diesen vieren, mit welchen ich schon meine größte Schuld bezahlt habe, zu haben, um mich theils zur Reise vorzubereiten und theils die Reise selbst zu machen. Ich bitte also den Vater der Gracien (Wieland), mir noch diese vorzuschießen; allein, o göttlicher Gleim, warum sind die Güter dieser Erde so ungleich nach Verdiensten ausgetheilt? Die Erde kann unmöglich die beste unter allen wirklichen Planeten sein! allein der Vater des Agathon und der Danaë antwortete, daß er fast wenig vorräthig habe und da er jetzt ein Haus kaufen wolle, ihm dieses selbst jetzt unentbehrlich sei. Thun Sie das, mein lieber Heinse, sagte er ferner — doch was soll ich das ganze Gespräch Ihnen aufschreiben? Diesen ganzen Tag haben mir die Ohren davon geklungen! Sie sind der einzige Mann auf dieser ganzen Erde, wo ich mich unterstehen darf, um Vorschuß dieses Geldes zu bitten, ohne daß ich befürchten dürfte, für unverschämt gehalten zu werden. Ich will Ihnen die Versicherungen der Wiedererstattung und Dankbarkeit nicht wieder machen, die ich Ihnen schon fast in allen meinen Briefen gemacht habe; Wiederholungen dieser Art beugen mich bis zur Erde. Der

Herr von Liebenstein hat mir vor kurzem geschrieben, daß einige Grafen aus Dänemark meinetwegen ihm ansehnliche Vorschläge gethan hätten — ich kann bis jetzt nichts mehr thun, als mein Schicksal standhaft erwarten. Binnen acht Tagen müßt' ich von hier abreisen, wenn ich den Herrn von Liebenstein noch antreffen wollte. Wollen Sie sich noch meiner so sehr erbarmen, daß ich Erfurt mit Ihrer Hilfe verlassen kann, so muß ich Sie noch zugleich bitten, daß Sie die Adresse Ihres Briefes an Andreä — auf dem Wenigen Markte — machen und nicht an mich, denn er dürfte sonst Gefährlichkeiten unterworfen sein, eh' ich ihn erhielte. Dieser war der beste Freund, den ich in Erfurt hatte. Er ist ein junger Mann von Genie, studirt die Geschichte wie Hume und Robertson nach der Vorschrift des Lucian und die Philosophie nach Anleitung des Bayle. Dieser wird ihn richtig an mich bestellen, er weiß allezeit, wo ich bin. Noch etwas von unserem Wieland! Wundern Sie sich nicht so sehr über des letzteren Brief, den er wegen des Herrn Michaelis an Sie geschrieben hat! Er hat mir im Vertrauen etwas davon gesagt und zugleich etwas von Reue darüber gestanden. Ich habe schon manchen Sturm dergleichen Sachen wegen und vieles unschuldiger als Herr Michaelis von ihm ausstehen müssen. Die Ideen vom geprüften Abraham, den Briefen der verstorbenen und der Hymnus auf die Erlösung liegen noch immer natürlicherweise zu Grunde in dem Kopfe des göttlichen Mannes; dann kommen die Palmblüthen, dann die agathonische Psyche, dann Musarion, dann der Amadis, dann Agathon und Danaë, dann das System des Hippias, und dann des Diogenes — die Gracien sind in seinem Herzen und der Amor von Coypel vor seinen Augen. Nach der Lehre meiner Aspasia von dem Gedanken läßt sich alles erklären, entschuldigen und verzeihen. Seit drei Jahren hab' ich den vortrefflichen Mann ganz heimlich kennen zu lernen gesucht. Er bewundert den Apostel Voltaire, aber er würde sogar in Erfurt nie vertraulich mit ihm umgehen. — Blut und alle Lebenszeichen haben einen so heftigen Lauf in mir, daß ich Ihnen unmöglich jetzt was besseres schreiben kann. Verzeihen Sie alles bei den Gracien Ihrem auf ewig ergebensten Diener Heinse."

Wer war Coypel, den Wieland, wenn er durch seine schlüpfrigen Bücher mit widerstrebendem Gewissen Häuser und Rittergüter zusammen zu schriftstellern sucht, nach diesem interessanten Briefe Heinse's vor

Augen gehabt haben soll? Ich habe mich darüber zu belehren gesucht. Charles Antoine Coypel war geboren 1694 zu Paris und gestorben 1752. Er stach eine große Menge von Blättern eigener Erfindungen, z. B. Ballettänzerinnen und dergl. Auch malte er in der Manier seines Vaters, Antoine Coypel (1661 bis 1729). Und welches war denn die Manier Coypels des Vaters? Um es kurz zu sagen, sie soll nicht allein den Grund gelegt haben zu den Ausartungen des Sohnes, sondern auch zu denen der ganzen pariser Malerschule — aber lassen wir die zwei Franzosen, und zurück zu Wieland, Heinse und Gleim!

Vater Gleim schickte am 26. September 1771 die noch nöthigen fünf Louisd'or an Heinse ab. Und weil er eben Tuch zu einem Reisekleide liegen hatte, so wagte er's, seinem lieben Herrn Heinse nebst der eben noch für ihn fertig gewordenen Wäsche dies anzubieten. Zum Reisekleide, meint er, möge es gut genug sein. Uebrigens habe er die früheren zehn Louisd'or für Heinse nicht darum an Wieland geschickt, damit dieser sich davon bezahlt machen solle. Die sechs Louisd'or, die Wieland von Heinse's Gelde genommen habe, müsse er ihm zurückgeben und warten, bis Heinse selbst im Stande sein werde, ihm dieselben zu vergüten. Wenn Heinse ihm sage, wie nöthig sie ihm jetzt noch seien, so werde Wieland sie ihm ohne Zweifel sogleich zurückgeben. Allein darin irrte er sehr. Heinse berichtete aus Frankfurt am Main den 14. Oktober 1771: „Wieland war so liebreich gegen mich, mir zwei Louisd'or zur Reise zu geben; was ich noch nöthig hatte, verschaffte mir mein Freund Andreä; der göttliche Wieland würde mir alles gegeben haben, aber er konnte nicht! Sie und ich müssen's ihm glauben! Zähren hat er bei meinem Abschiede geweint — Beweis genug, daß er es nicht konnte. Fußfällig bitte ich Sie, lassen Sie diese Zeilen kein anderes Auge lesen! Ich selbst wage es nicht, sie selbst zu lesen und zu denken." (In Weimar wurde Wieland — Herders Gläubiger, ich meine im geschäftlichen Sinne.)

So war Heinse für den knauserigen Wieland doch im Grunde verloren, für den er bereits ein wenig gehandlangert hatte, und der ihn erst bald darauf beim Merkur so gut hätte gebrauchen können. Heinse, der zwar ein gewisses Ziel vor Augen hatte, aber nicht den Trieb nach Besitz von äußeren Gütern und einem eigenen behaglichen Hausstande in sich fühlte, hatte sich gewissermaßen schon damals von

einem literarischen Spekulanten entführen lassen. Dieser war ein früherer Barbier aus Halle. Er hatte sich „beim Salomo“ (Friedbrich dem Großen) bis zu dessen Generaladjutanten emporgeschwungen. Ja, Quintus Icilius, der Liebling des Salomo, hatte sogar eine Zeit lang unter ihm gestanden. Er erhielt ihn selbst mit den Hofkreisen in Konner. Als preussischer Officier hatte sich der Barbier von Günther genannt. Jetzt nannte er sich von Liebenstein und war Generalreiseinspektor der dänischen Zahlenlotterie. Auch ein Herr von Schmettau befand sich bei ihm. Sie wollten Heinse's gewandte Feder auf die verschiedenste Weise ausnutzen. Ja, Heinse meinte, bei diesen Tellheims (wenn es erlaubt ist, an Lessings Ideal von einem ausgedienten Officier des alten Fritz in diesem Zusammenhange nur zu denken) in solchen gefährlichen Umständen gelebt zu haben, daß alle seine Gedanken in Unordnung gerathen seien. In dem Briefe vom 14. Oktober 1771 heißt es noch: „Schmettau schreibt einen Bogen nach dem anderen voll von halben Gedanken wider Jesum den Gekreuzigten. Unmöglich kann ich mich so weit erniedrigen! ich hasse die Schwärmerei und kann mich nicht zwingen, Leuten, die ohne zu wissen, warum? Religionshasser sind, auch nur ein freundliches Gesicht zu machen. Es ist mir nichts weniger als angenehm, daß ich auf diese Art reisen muß, aber bei allen Göttern! ich konnte in keine besseren Umstände kommen. Sie geben sich viel Mühe, mich an sich zu fesseln, aber ich halte mich, so klein ich auch mich halte, noch zu gut für sie. Unterdessen muß ich mich nach dem Ohngefähr bequemen. Wieland hat mir gerathen, diesen Winter ein Trauerspiel zu machen und es nach Wien zur Aufführung zu übersenden. Ich glaube, glücklich hierinnen zu sein, denn so viel ich weiß, ist Sara Sampson*) und Romeo und Julie das beste, was wir haben. Gern möchte ich einige Zeit in Wien leben. Es sind zween Grafen daselbst, welche insbesondere Bewunderer von Wieland sind. Der göttliche hat mir versprochen, mich ihnen so sehr zu empfehlen, als er könnte, wenn sie einen Sekretär brauchten und ich einer bei ihnen werden wollte. Wollen Sie mich nicht auch empfehlen?“

Am 29. Januar 1772 schrieb Heinse aus Erlangen, der Kammerjunker Baron von Müngersheim am Hofe zu Karlsruhe habe sich sehr viel Mühe gegeben, ihn von Liebenstein loszumachen, der „Haupt-

*) Ueber die Wichtigkeit des erscheinens der Sara Sampson s. Dr. Oskar Liebels Abhandlung über Lessing in: „Illustrirtes Journal“ 1865. Leipzig bei Giesecke und Devrient.

mann" aber habe gefleht und gebeten, er möchte Heinse doch nur ein Jahr bei ihm lassen. Und ebendaher am 18. Februar 1772:

„Den an Geist und Leibe wielandschen Jacobi, zu welchem Wieland mit der Hand an die Brust sagte: c'est moi! habe ich nur durch ein glückliches Ohngefähr zwei Stunden lang in Köln bei Tische sehen und sprechen und mich ihm empfehlen können. Die Musarion La Roche hab' ich nur auf dem Bette durch ein Fensterchen gesehen, aber nicht die Seligkeit genossen, sie zu sprechen, weil sie eben krank war, um einem gewissen Menschenhasser Schwarz, der bei ihren Gracien und Liebesgöttern Quintilian ist, zu zeigen daß sie auch zum menschlichen Geschlechte gehöre. Aber ihre schönen Kinder hab' ich gesehen und gesprochen und

Dem reizenden Sohn
Der himmlischen Musarion

ein Küßchen gegeben, das darnach, wie der junge Plato bei seinem Agathon sang:

Aus ihrer weisen Höhle
Fuhr auf die Lippen meiner Seele
Und wollte flattern davon!
Und wollt' in den schönen Sohn
Der Gracie Musarion —
Warum, o Seele, fuhrst du nicht in den Adon?

Der Menschenhasser Schwarz, der ehemals an seinem Geburtstage sagte:

Nun ward ich dreißig Jahr.
Wie oft hab' ich schon hungern müssen
Bei aller meiner Freunde Küssen!
Wie wohl war mir's, da ich nicht war!

hat mir als seinem Kollegen von dem Orden des Jean Jaques versprochen, daß er mir seine Hofmeisterstelle abtreten wolle, wenn der nunmehr fünfzehnjährige schöne la Roche auf die Akademie gehen würde, welches binnen einem Jahre geschehen solle, und ferner, daß mich sein Phanias und seine Musarion dazu berufen würden."

Was soll ich jetzt aber anfangen, Vater Gleim? fragt Heinse nun. Zu Ostern könnte er mit seinem Hauptmann nach Dänemark reisen. Aber er fragt weiter, was er in diesem Orkus solle, wo heulen und zähneklappen sei, wo Skythen und geistlose Knaben, statt des immer gähnenden Königs regirten und sich einander und ehrlichen Leuten, die ihnen unter die Hände kämen, die Hälse brächen. Das beste werde sein, er reise nach Berlin, um Hofmeister, Bibliothekar oder Sekretär zu werden. Er könnte sich dabei der Vermittelung des Quintus Icilius bedienen. Zwar sei er ihm noch nicht bekannt

aber der Hauptmann und Quintus wären vertraute Freunde gewesen und wären es noch.

Durch den Brief vom 2. Juni 1772 wird man mit gerechten Zweifeln an der Wirksamkeit einer Empfehlung des Hauptmanns Günther von Liebenstein erfüllt. Der Hauptmann hat ein halbes Jahr in Erlangen auf Kredit gelebt. Mit Schmerzen wartet er auf zwanzig Pistolen für den Petron, eine Uebersetzung Heinse's, welche vorzüglich der Hauptmann nach dessen Versicherung zu einer skandalösen und unzüchtigen Arbeit gemacht hatte. Aber das Geld blieb aus. Der wegen Herders in neuerer Zeit öfters genannte Buchhändler Canter in Königsberg hatte das Geld nach Heinse's Behauptung nicht. Wahrscheinlicher ist es, daß er vor unsittlichem Verlage zurückscheute. Genug — „Ich bitte Sie also, o müßt' ich nicht (heißt es in dem schon erwähnten Briefe vom 2. Juni aus Erlangen) um sechs Pistolen Reisegeld nach dem abergläubischen Wien, da ich keinen besseren Ort weiß, wohin ich reisen könnte! Was ich auf der Reise ausrichten werde, will ich ihnen alles erzählen, vielleicht können Sie mir eine Empfehlung dahin mitgeben." — Kleider und Wäsche habe ich so viel als zur Leibes Nothdurft gehört; wie ich zu Frankfurt war, trug mir ein Baron von Müngersheim, ein Freund des Barons von C., den Sie, wie er mir sagte, kennen, ohne mein Wissen selbst ein ganz neues gutes Kleid in mein Quartier zum Geschenke; deswegen empfahl mir der Herr Generaladjutant v. Liebenstein, kein Wort mehr mit ihm zu sprechen, welche Empfehlung ich aber nicht befolgt habe. Ich verzage noch nicht, denn alle Menschen, mit denen ich spreche, sind mir gewogen, sogar diejenigen, welche mir, ehe sie mich kannten, nicht gewogen waren. Ich thue ja auch niemandem etwas zu leide und würde — dem ersten, welcher mir begegnete und ein gutes Gesicht hätte, mit meinem Blute dienen. Vom Herrn Rath Riedel hab' ich noch nicht ein Wort gehört, ob er abgereist ist oder nicht. Herel lebt jetzt in Nürnberg, als ein Einsiedler; sein Vater ist gestorben und hat ihm ein Vermögen weit über hunderttausend Thaler hinterlassen; er hat sich aber zur Kreuzigung seines Fleisches ein Gesetz gemacht, jährlich nicht mehr als zweihundert österr. Gulden zu verzehren und unehelich wie ein echter Karthäuser zu leben. Das ist mir unbegreiflich von einem Manne, welcher Tag und Nacht die Griechen liest! Ich bin selbst deswegen hinüber nach Nürnberg gereist, um das Wunder augenscheinlich zu betrachten, habe es aber

nicht über mein Herz bringen können, ihn ſelbſt zu beſuchen. Der Leichenſänger Murr hat mir ein langes und breites davon erzählt."

Der Leſer wird fragen: wer war der Leichenſänger Murr? Der Herr von Murr machte eben ſo ſchöne Sinngedichte als Leſſing. Wenigſtens glaubte Herr von Murr dies ſelbſt. Aber ein unparteiiſcher Dichter jener Zeit, wahrſcheinlich Heinſe, fertigte ihn wegen dieſer Arroganz in folgendem ungedruckten Epigramme ab, das ſich gleichfalls in Gleims Nachlaſſe vorfindet:

Der arme, arme Herr von Murr!
Mit ſeinem Miſch von Schnurren
Will er den alten Schläger (Leſſing) purren!

So ſchreit ein Bub' im Kutſchertone: Burr!
Und läßt euch einen Käfer burren!

Ueber Riedel*), der in dem Briefe vom 2. Juni 1775 gleichfalls vorkam, heißt es in dem vom 18. Juni 1772, daß er in Wien nicht ſo ſehr geſchätzt werden ſolle, wie in ſeinen eigenen Briefen ſtände. Es iſt bekannt, daß er dreizehn Jahre ſpäter im Markushoſpitale daſelbſt als wahnſinniger endete. —

In dem zuletzt genannten Briefe ſchrieb Heinſe: „Von Erlangen will und muß ich jetzt heimgehen, ob ich gleich vorausſetze, daß ich nicht lange in meiner Heimath werde bleiben können; unterdeſſen will und muß ich jetzt von Erlangen gehen. Der Herr Hauptmann geht nach Schwaben auf Werbung für den Prinzen von Preuſſen; er hat mich gebeten, mit ihm dahin zu reiſen und noch einen Strauß zu wagen, vielleicht könnt' er mir daſelbſt eine Stelle bei einem Prälaten verſchaffen, deren viele ſeine Freunde und Bekannte ſein ſollten; denn Schwaben war der Sitz ſeiner Gefangenſchaft. Ich weiß jetzt nicht mich zu entſchließen, ob ich es thun oder nicht thun ſoll. Gewiß aber iſt es, daß ich jetzt nach meiner Heimath ziehe; wird es aus Schwaben nichts, ſo ſchreib' ich von da aus an Herrn Clodius nach Leipzig und bitte ihn und ſeine liebe ſchöne und weiſe Julie um eine Hofmeiſterſtelle; und wenn Herr Clodius und ſeine Julie nichts für mich thun können — nun! dann reiſe ich ganz beſtimmt nach Griechenland, oder zum Aly-Bey und werde Ingenieur und ſtreite wider meine Feinde, weil doch die beſte Welt nicht anders eingerichtet iſt, und nicht anders beſtehen kann, als daß immer ein Thier das andere ermordet und davon ein paar Tage lebt; eine Einrichtung, worüber die Jacobi und alle

*) Vergleiche oben „Leſſing", S. 29.

zärtlichen Geister die bitterste Zähre weinen! Eine Erscheinung, welche durch den goldenen Spiegel des göttlichen Plato's, des besser irdischen Helvetius, des schwärmenden Verfassers des Jahres 2440 und des dreimal göttlichen Wielands nicht hat können verbessert werden, ja, sogar durch einige darunter noch verschlimmert worden ist." — Aber hört man nicht bereits Ardinghello durch, wenn Heinse in diesem Briefe aus Erlangen nach Griechenland oder zum Aly-Bey gehen will? Auch eine Stelle aus einem Briefe vom 8. September 1775, die ich später mittheilen werde, scheint anzudeuten, daß Heinse damals, hätte er nicht noch einen Gleim in Deutschland gewußt, leicht einen übereilten Schritt hätte thun können, durch den er möglicherweise wie Ewald in Afrika traurig untergegangen wäre. —

Wie man weiß, begnügte sich Heinse später mit seiner Reise nach dem Lande, wohin das Saumthier den Weg von hier im dunkeln findet: Italien. Vor der Hand kehrte er sogar nach dem thüringer Walde zurück. Durch den köstlichen, zum größten Theil schon bekannten Brief, datirt „im thüringer Walde, den 7. August 1772" meldete er, daß er Haus und Garten seines Vaters, ja, fast ganz Langewiesen als eine Wüstenei wieder gefunden hätte. Mehrere Feuersbrünste hatten es während seiner unglücklichen Reise zerstört. Für Heinse trat jetzt ein Wendepunkt zum besseren ein. Gleim zögerte nun nicht mehr, den interessanten Jüngling zu sich zu berufen. Auch von Erlangen hatte er ihm, wie es scheint, wieder forthelfen müssen. Für Langewiesen aber war er als Krösus erschienen. Er theilte mit den abgebrannten und erheiterte sie durch Musik. Gleim sorgte in aller Eile wenigstens für den Garten des alten Heinse. Der junge Heinse reiste zu Fuße über Quedlinburg nach Halberstadt. Am 12. September 1772 traf er im Gasthofe zum Adler vor dem harsleber Thore unter dem Namen Sekretär Rost aus Erfurt ein. Aus diesem geringen Gasthof ließ ihn Gleim in Herrn Franzens römischen Kaiser auf der Schmiedestraße bringen. Er machte ihn darauf zum Hauslehrer bei dem Herrn von Massow. Den Namen Rost mußte er beibehalten. Herr von Massow war der Schwiegersohn des geheimen Raths von Schellersheim in Quedlinburg. Mit Frau von Massow und ihrem kleinen Sohne Valentin wohnte Heinse längere Zeit ohne den Gemahl der Dame bei deren Eltern. Daß diese Zeit in der Nähe einer geistvollen und gebildeten Frau unter solchen Umständen für einen Dichter von Heinse's sinnlichem Feuer nicht ohne

Bedeutung gewesen sein kann, läßt sich beinahe voraussetzen. Je weniger man von zarten Verhältnissen Heinse's weiß und je größer damals die Einsamkeit Heinse's war, um so interessanter müssen die Tage von Quedlinburg den Biographen Heinse's sein. Und in der That finden sich einige Andeutungen davon, daß bei Schellersheims nicht nur gut gegessen und getrunken und daß von Quedlinburg aus nicht bloß eine oder mehrere reizende Spazierfahrten am Morgen nach dem anderthalb Stunden entfernten Stubenberge gemacht wurden; nein, es ist auch unzweifelhaft, daß schon von diesem Beisammensein mit der sehr musikalischen Frau von Massow später Züge auf Hildegard von Hohenthal übertragen sind. Auf Seiten Heinse's ist eine Neigung zu Frau von Massow nicht zu verkennnen. Zu einer Erklärung darüber ist es aber selbst von seiner Seite gewiß nicht gekommen. Frau von Massow, die J. G. Jacobi noch etwas jünger schon in Halle gekannt und als „Venus von Massow" gefeiert hatte, war wohl auch älter als Heinse. Und als Mutter eines heranwachsenden Knaben scheint sie selbst auch die Dame gewesen zu sein, welche sich nach Gleims Briefe, in dem er Heinse gegen Wielands Angriffe vertheidigte, als erfahrene Frau für die Unschuld und die guten Sitten des pseudonymen rousseau'schen Pädagogen — „des Herrn Rost" — verbürgte. Erst Heinse's Brief aus Hannover vom 2. Mai 1774 verräth, daß Frau von Massow doch an dem „Herrn Rost" etwas zu tadeln fand, oder vielmehr nur, daß sie, wie Heinse schreibt, „ihrem Herrn Gemahl bisweilen ein wenig beisteht, wenn er seinen Unwillen über die jungen Genieen an mir unschuldigem Kinde der Natur ausläßt." Das deutet ja fast auf eine kleine Zweideutigkeit hinter dem Rücken des verschämten Anbeters! Zwei Jahre später, aus Düsseldorf vom 3. Mai 1776, schrieb Heinse zum letzten male über die Massows an Gleim (er dachte damals gerade an eine Rückkehr nach Halberstadt): „Ich freue mich zum voraus auf Ihre drei kleinen Teiche und die Rasenbänklein darum her und die Schatten und die Karpen (Karpfen) und die Nymphen und die zweite Massow — kann sein, daß sich die erste in Pommern wieder verjüngt in der frischen zusammenziehenden Nordluft und durch die Speisen von Eicheln erzeugt und gewachsen." — Doch auch diese letzte Stelle über Frau von Massow wird dem Leser nicht alles gesagt haben, was er vielleicht zu ihrer Charakteristik zu wissen wünscht. Und so lasse ich denn die in ihrer Art vielleicht etwas bedeutenderen Einzelheiten, die ich über

ihren Aufenthalt in dem drei Stunden von Halberstadt entfernten Quedlinburg mit Heinse zu geben habe, hier folgen.

Am ersten Sonntage im December 1772 schrieb Wilhelm Heinse aus Quedlinburg an Gleim: „Die übrige Zeit mess' ich ab mit Buchstabiren, Uebersetzung des Petrarca, Erinnerungen und Gedanken und Träumen an Sie und Jacobi und Schmidt u. s. w. und Phantasien und Planen und Selbstgesprächen und Wünschen und Hoffnungen — kurz! so wie ein Heinse, ein Sohn Gleims, in einer Stube mit seinem kleinen Valentin eingesperrt, sein Leben abmessen kann. Oft wird es freilich beinahe nicht viel besser abgemessen als die vier Uhren, worunter zwo Glocken heben und schlagen, es in dem Zimmer der Frau Geheimen Räthin abmessen. Von dem Herrn Papa meiner gepriesenen Frau von Massow laß ich mich oft bei den Tischreden in die tiefen Meere der menschlichen Unwissenheit, doch allezeit mit der Glocke meiner Laïdion über der Nase hinuntertauchen, und bringe, wenn mich der Gracienzug um die Lippen meiner Frau von Massow nicht trügt, oft eine Perle hervor, die man einem Schach Alexander, nach dem Diogenes, in die Krone hätte setzen können. Gleich in den ersten Tagen meines Lebens in Quedlinburg würd' ich Ihnen geschrieben haben, aber ich hatte weder Feder noch Dinte dazu und alles bitten und flehen darum war vergeblich. Dinte erhielt ich endlich und endlich sah ich auch unten im Hofe den Kranich des Herrn geheimen Rathes eine Feder verlieren und diese holt' ich und schrieb meine Uebersetzung damit. Vielleicht ist dieser Brief der einzige unter Ihren vielen Briefen, der mit einer Kranichfeder geschrieben worden ist." Später wird erzählt, daß am Mittage der Herr Dombechant von Spiegel aus Halberstadt und der Oberst von Erlach mit seiner Gemahlin bei Schellersheims gespeist haben. Die Frau von Erlach sei im Jagdgewande gewesen und das männliche Gewand habe sie sehr gut gekleidet, was an eine Stelle in Hildegard von Hohenthal erinnert. Es sei bei Tische allerlei von der Erziehung gesprochen worden. Am ganzen Tische sei niemand einerlei Meinung gewesen als die gracienhafte Frau von Massow und das Kind der Natur, ihr Sohn. Dieser, Gleims Freund, habe Heinse dabei die rechte Hand mit seiner linken recht zärtlich gedrückt. Heinse befürchtete, daß er noch lange der Glückseligkeit würde entbehren müssen, Gleim und Jacobi zu sehen, der ihn leider nur für einen skythischen Philosophen halten könne, welcher einmal beim Sokrates in Athen ge-

weſen ſei. In den wenigen Geſprächen, die er mit Jacobi gehabt, habe er den Scherz des Geiſtes auf dem Geſichte in Ernſt verwandelt, um das Vergnügen zu haben, ſeine naiven Anworten zu hören und den liebenswürdigen zerſtreuten. Daß Heinſe das deutſche Rom und den Cäſar darin (Friedrich) zum erſten male ſehe, werde vielleicht die Frau von Maſſow verhindern. Er merke, daß ſie nicht gern bei ihrem Valentin allein ſein wolle. Wenn doch nur der Brühl — ruft er aus — jetzt „grünte und die Gegenden, welche Kalliope in die Phantaſie Klopſtocks prägte!“ Aber zwei Monate auf einer Stube immer allein wie ein Einſiedler ſitzen zu müſſen, das würde ihm — Heinſe — wenigſtens nicht allzu viel wirklicher Freuden verurſachen.

Indeſſen hörte Heinſe auf ſeiner Reiſe als Erdenpilger noch in der Neujahrsnacht von 1772 auf 1773 die Poſtillons zu Quedlinburg den Anfang des neuen Jahres blaſen. Genau zwei Wochen ſpäter, den 14. Januar 1773, ſchrieb ihm Gleim nach einem Beſuche der Frau von Maſſow in Halberſtadt, dieſelbe habe ihm diesmal nicht ſo ſehr als ſonſt immer gefallen. So oft er ſie angeſehen, habe ſie tief in Gedanken geſeſſen, als ob Gram ihr alle Gedanken verbittere und verleide. Am 13. Januar im Koncert habe er ſie kaum gekannt, ſo finſter habe ſie ausgeſehen. Wenn der Aufenthalt zu Quedlinburg ihr dieſen Gram in Herz und Geſicht geprägt habe, ſo ſolle Heinſe die vortreffliche Frau bei allem, was ſüß und angenehm ſei, beſchwören, dieſen fatalen Aufenthalt zu verlaſſen und nach Halberſtadt zu kommen. Gleim wolle ſie, wenn's nicht glatteiſe, dann alle Tage beſuchen.

Von Johann Georg Jacobi ſchreibt Gleim in dieſem Briefe, er ſähe ihn nur zuweilen in Geſellſchaft. Dann aber ſei keine Sylbe mit ihm zu ſprechen, ſo voll ſei er von ſeinen Muſen und vielleicht auch von ſeinen Mädchen. Bei den Muſen ſitze er Tag und Nacht. Mädchen aber, gäbe man ihm Schuld, hätte er zwei! Zwei Mädchen! ſchreibt der Hageſtolz Gleim. Die vergnügt zu erhalten, alle Teufeleien der Eiferſucht abzuwenden — — Himmel! — —

Am 15. Februar 1773 gab Heinſe ſeinem Gleim zu verſtehen, daß ſeine gnädige Maſſow ſich bei ihm in Quedlinburg wohler befinde als bei ihrem Ehemanne in Halberſtadt. In Quedlinburg habe ſie ein mehr heiteres Geſicht als im haberſtädter Koncerte. Doch werde der Glanz ihrer Augen noch immer durch Spuren der Traurigkeit gemindert. Wölkchen des Kummers und des Grams umſchwebten noch ihre Stirn und ihre Lippen. Die Urſache davon möge wohl in

Halberstadt sein. Hierauf findet sich folgende merkwürdige Stelle in diesem Briefe, die in sehr auffallender Weise an Hildegard von Hohenthal erinnert: „Den Tag zuvor, ehe sie nach Halberstadt ging, sagte sie mir, als ich ein paar Worte über die Glückseligkeit der armen Sterblichen gesprochen, wozu mir eine Scene im Metastasio Gelegenheit gab, mit einem so schweren Seufzer, daß ich ihn noch nachathme: „„Mein lieber Rost, die schönste Zeit meines Lebens ist vorbei! nie werde ich wieder völlig glückselig sein können! nie wieder glückselig!““ Betrübt sah ich sie an, sie wurde röther, schlug die Augen nieder, in welchen beiden eine Zähre hervorgetreten war. Ich wollte fragen und trösten, aber sie wies mit dem Finger auf den Metastasio (genau wie Hildegard von Hohenthal!) und wir lasen, ohne zu wissen, was wir lasen, weiter. „Ich mag keine Betrachtungen mit Ihnen darüber machen, sie würden unsere Herzen noch mehr verwunden.“

Ebenso berichtet er am 25. Februar 1773: „Meine Gracie von Massow ist bald lustig und bald traurig. Bald ist sie vergnügt, daß sie, wenn wir zu Tische langsam schleichen, in englischen Sprüngen dahin tanzt, und lacht, so daß ihr Herr Papa vor Verwunderung eine Minute länger betet; bald spricht sie in zwo Stunden kaum ein Wort und dieses Wort ist gleich dem Glanze eines Johanneswürmchens an einem schwülen Sommerabende. Was ist das, Menschenkenner?“

Mag es gewesen sein, was es will: so viel läßt sich wohl nicht verkennen, daß für Heinse's dichterische Entwicklung der Aufenthalt in Quedlinburg kaum lang genug hätte sein können. Auch daß Hildegard von Hohenthal anfänglich nur unter den Augen ihrer Mutter auftritt, erinnert an den Aufenthalt der Frau von Massow mit Heinse bei ihren Eltern. Gleim kündigte jedoch schon am 16. Februar 1773 Heinse an, daß er ihn den nächsten Montag erwarte. Wenn die Frau von Massow noch länger in Quedlinburg zu bleiben gedächte, so solle Heinse ihr seine bevorstehende Desertion ankündigen. Schwerlich wird er den Frühling im Brühl zu Quedlinburg noch gesehen haben. Am 21. Mai 1773 schrieb er in Halberstadt an Gleim, seine gnädige Gracie sei diesen Nachmittag um 3 Uhr mit dem größten Seufzer, den er sie je habe ausathmen sehen, nach Quedlinburg abgereist. Vor und nach diesem Seufzer habe sie ihm empfohlen, sie Gleim und seiner Nichte Gleminde aufs beste zu empfehlen. Der Herr von Massow habe sie begleitet und werde am anderen Mor-

gen wieder zurückkommen. Er hatte ihm befohlen, Gleim zu bitten, ihm seine Romane am andern Morgen zuzustellen, weil er sie einpacken und mit nach Berlin nehmen wolle. Gleim habe sie ihm versprochen, da er noch ein Exemplar gefunden hätte. Auch solle Heinse Gleim bitten, daß er ihn am folgenden Abende nebst Herrn Dr. Fritze in seinen Garten einlade. Er müsse ihn sprechen und könne dies nicht anders bewerkstelligen, da er schon am Sonntage abreise.

Auch Dr. Fritze*) war der „Eigenthümer" einer von Heinse verehrten Dame. Vielleicht weniger interessant als Frau von Massow, nahm sie doch mit ihrem Manne selbst an den poetischen Uebungen des halberstädter Kreises theil. Sie stammte aus Elberfeld. Heinse schrieb daher von dort den 5. Juli 1774: „Grüßen Sie die Frau Dr. Fritzen auf das freundlichste von mir, und sagen ihr, daß ich jeden Augenblick an sie dächte, wenn ich an den Ufern der Wupper, oder in den Hainen der Hügel herumwanderte, oder die zierlichen Häuserchen auf der Wiese betrachtete, wo sie als ein kleines Töchterchen, ihrer Unschuld vielleicht selbst noch unbewußt, ihr Herz zur Fröhlichkeit und Freude gebildet habe. Ich sende ihr einen zärtlichen Kuß der Unschuld und Freundschaft und Liebe, mit Erlaubniß ihres Herrn Eigenthümers, aus diesem ruhigen Thale." Auch Frau Dr. Fritze erscheint in dem halberstädter Kreise später einmal wenigstens als Strohwittwe.

Eben so wichtig als der erste anhaltende Verkehr mit gebildeten Frauen mußte für Heinse in Halberstadt der Verkehr mit Gleim werden. Durch niemand kam er der preussischen Aufklärung so nahe als durch ihn, wie denn Halberstadt der nördlichste Punkt auf der Landkarte geblieben ist, welchen der vorurtheilslose Heinse bewohnt hat. Gleims Verhältniß zu den berliner Poeten war damals kühler geworden. Am 28. Juni 1772 schrieb er an Heinse, daß er auf seiner neuesten berliner Reise Ramler und Sulzer, vor fünfundzwanzig Jahren seine genauesten Freunde, nur gesehen hatte. Mehr hatte er mit Mendelssohn und Eberhard, dem „Apologisten des Sokrates", verkehrt. Gleim schrieb: „Rom ist nicht so schön als Berlin, sagte zu mir der Freiherr von Fürstenberg, der beide Jahre lang gesehen hat, und der Umgang mit den Menschen höheren und niedrigen Standes kann an keinem Orte in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin sein. Potsdam aber ist schöner als Berlin. Im neuen

*) Vergl. Anhang zu Heinse (die Büchse).

Schloß findet man alle Pracht und allen Zauber der Form unseres göttlichen Wielands. Dieses Wort spare mein Heinse künftig für ihn, dessen goldener Spiegel mir doch mehr werth ist als aller dieser Zauber und alle diese mehr als königliche Pracht. Icilius speist wieder des abends allein mit dem Vater Friedrich."

Durch das größere Gedicht „die Kirschen" nahm Heinse schon früh zu Berlin und den preussischen Kreisen eine bestimmte Stellung. Gerade diese nöthigt mich, wenn er sie später auch nicht behauptet hat, einen Augenblick bei diesem Gedichte zu verweilen.

Heinrich Laube hat in seiner Gesammtausgabe von Heinse's Werken nur wenige seiner Gedichte mitgetheilt. Die obscönen am meisten scheint er stillschweigends fern gehalten zu haben. Auch konnten ihm manche Gedichte Heinse's gar nicht bekannt sein, da er die Handschriften in Gleims Nachlasse*) nicht benutzte. Er urtheilt mit Recht geringschätzig über Heinse's Gedichte. Nur hatte er die besten nicht gelesen. Am schlüpfrigsten in seiner Ausgabe sind Heinse's „Kirschen", über welche Laube selbst sehr ungünstig urtheilt. Leider trifft die Verantwortlichkeit für dieses Gedicht mehr Gleim als Heinse. Jener machte diesen auf das ausländische Originalgedicht aufmerksam, wonach dieser das seinige bearbeitete. Er muß ihn aber auch, da Heinse nie in Berlin war, in den Stand gesetzt haben, den Schauplatz der in den „Kirschen" erzählten skandalösen Begebenheit nach Berlin zu verlegen. Heinse schrieb dabei stets Pankon für Pankow. Er scheint dasselbe in der Nähe der sogenannten Zelte zu vermuthen und Schloß Schönhausen mit Schloß Belle-Vue zu verwechseln. Zu Gleims Ehre muß man muthmaßen, daß wirklich, wie auch Heinse in einer Anmerkung anzudeuten scheint, sich jene bei Bearbeitung des Gedichtes nach Berlin verlegte Begebenheit in oder bei Berlin wiederholt hatte. Aber auch dann hatte Gleim mit diesem Gedichte dem Hofe Friedrichs einen schlechten Dienst erwiesen.

Den Inhalt dieses Gedichtes bilden die nackten menschlichen Körperformen. Das sogenannte Akt- oder Modellstehen als Durchgangspunkt zum Begriffe der Antike und der wahren Schönheit wird in den „Kirschen" militärisch erzwungen, als ob es ein Theil des Exercirens wäre. Welche Stellung auch die Urheber des Gedichtes zu dem Inhalte desselben annahmen: es blieb immer ein grober

*) Vergl. Anhang zu Heinse (die Büchse).

Angriffe auf die Sittlichkeit. Charakteristisch ist es, daß Heinse zu diesem Angriffe erst durch den „preussischen Grenadier" ermuntert war. In Wielands Dichtungen war zwar vieles ähnliche vorgekommen. Aber das waren eben jene Versuchungsscenen, die in ihrem ganzen Verlaufe noch nach dem Sündenfalle und den fünf Büchern Mose schmecken. In Heinse's „Kirschen" waren aber keine theologische Beziehungen mehr, wenigstens keine à la Wieland. Man ging in dem Gedichte direkt auf die Kunst und die schöne Form los. Das richtige, welches hierin lag, mag in Gesprächen zwischen Heinse und Gleim vielleicht besser entwickelt sein als in dem frivolen Gedichte. Und wie immer Heinse sich später in Düsseldorf und Rom noch weiter entwickelt hat; im Verkehre mit Gleim erfolgte der eigentliche Niederschlag seines Wesens und eben da wurden ihm die Grenzen gesetzt, welche Karl Gödeke sehr richtig bezeichnet hat mit den Worten: Ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rausch ohne Gemüth ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der That dringen; die Form hielt ihn fest, weiter wollte und konnte er nicht.

Alle älteren Arbeiten Heinse's, welche Laube in dessen Werke aufnahm, stehen nicht sowohl zur Stadt Halberstadt als zu Gleim in Beziehung. Also will ich hier auch über „Laïdion oder die eleusinischen Geheimnisse" schon meine Meinung sagen. In dem Briefe aus Quedlinburg vom 15. Februar 1773 schrieb Heinse an Gleim: „Meine Geheimnisse hat Helbing für hundert Thaler behalten und versprochen, sie Michaelis auf holländisch Papier mit einer Vignette von Hausen zu drucken; wovon mündlich mehreres". Das Buch erschien aber wohl erst 1774. Schon die elegante Einleitung ist durch Wielands Einleitung zum „Diogenes"*) angeregt. Auch die Anlage des Romans und die Behandlung gelehrter Schulfuchsereien in ihm ohne die kräftigen Spuren einer gesunden Beobachtung des wirklichen Lebens verrathen den Schüler Wielands. Er übertrifft aber den Lehrer schon mit einigen Stellen, ja, dieser empfängt in der günstig von ihm beurtheilten Laïdion selbst wieder einige Anregungen für später. Ein Anhang sucht dem Vater Gleim zu schmeicheln und ist noch schlüpfriger als die Laïdion selbst.

Das Jahr 1774**) und Heinse's Aufenthalt in Halberstadt war für die Entwicklung der deutschen Literatur nicht unwichtig. Heinse,

*) Vergl. oben S. 85.

**) Vergl. auch den Anhang.

damals noch immer bis zur Hälfte Lyriker, lief nicht bloß mit seinen besser geformten ottave rimes Wieland den Rang ab. Die tändelnden Liebesgedichte aus Johann Georg Jacobi's erster Periode wurden verlacht und Bürger hatte nicht ohne Selbstbewußtsein durch die „Lenore" in das alte stumpfsinnige Geleier der deutschen Dichter vom Gott Amor eine Bresche gelegt. Damals galt daher im gewissen Sinne schon, was Hermann Kletke mit einer anderen Beziehung in seinen Gedichten sagt:

Amor, der in alten Zeiten — Muß jetzt mit der Feder streiten,
Ein vergnügter Gott gewesen, — Zeitung schreiben, Zeitung lesen.

Und in der That, Gleim suchte nicht allein neues Leben durch Heinse und den damals ziemlich hoffnungsvollen Clamor Schmidt (damals noch den echten Clamer) in den halberstädter Dichterkreis zu bringen. Er wollte diesen nicht allein zu einem Centrum machen, dessen Radien und Kommanditen die obscuren Poeten von Magdeburg und Neu-Halbensleben bilden sollten. Neben der Einrichtung poetischer Kränzchen lag nun auch bereits das entstehen mehr moderner Journale in der Luft, wie sie im wesentlichen noch jetzt erscheinen. Ramlers und Sulzers und selbst Nicolai's journalistische Unternehmungen kommen hierbei nicht in Betracht, besonders da Lessings Verbindung mit Nicolai keine feste und geregelte war. Aber fast mit Wielands Einzuge in Weimar war der deutsche Merkur, das erste derartige moderne Unternehmen, erschienen. Nun wollte auch Gleim in Halberstadt gern ein Journal begründen. Jacobi's „Iris" sollte dort ans Licht treten. Der Buchdrucker Delius, dessen sechzigjähriger Sohn und Nachfolger während meiner Schuljahre in Halberstadt von jedem Gymnasiasten „Vetter" genannt wurde, sollte sich bloß noch neue Lettern zum Drucke anschaffen. Dohm sollte für das Blatt gewonnen werden. Dieser leistete allerdings dem Journale Boie's später die wesentlichsten Dienste. Vor allen Dingen aber sollten die beiden cyklopenhaften Lyriker mitarbeiten, Heinse und Clamer Schmidt, welche damals in Halberstadt durch ihre viel bewunderten und viel recitirten Hendekasyllaben so viel clamorem machten. Natürlich sollte auch J. G. Jacobi gewonnen werden. Mit solchen Plänen war Gleim nach Magdeburg auf Reisen gegangen. Dort wollte er seinen Geburtstag feiern. Dazu wollte er J. G. Jacobi und Heinse sich nachkommen lassen. Jacobi sollte dort schon etwas näheres über Gleims Journal erfahren. Aber beide Freunde blieben in Halber-

stadt. Beinahe könnte man vermuthen, Gleim hätte sich nach Magdeburg zu seiner Geburtstagsfeier — am 2. April — eben in den April schicken lassen. Genug, J. G. Jacobi benutzte Gleims Abwesenheit von Halberstadt zu Heinse's — Entführung! Damit war entschieden, daß die „Iris" nicht in Halberstadt, sondern in Düsseldorf erschien.

2. Heinse in Düsseldorf,[x)] Elberfeld, Italien, Mainz und Aschaffenburg.

Mit ganz leiser Ironie und Schadenfreude schrieb Heinse selbst noch aus Halberstadt an Gleim, wie es scheint, an dessen Geburtstage: „Mein Herz und alle gute Geister, die hineinsehen können, wissen es, wie so gern ich bei Ihnen in Magdeburg wäre! Nicht allein, um die Elbe und die unvergleichliche Festung, die prächtigen Gebäude und schönen Plätze in Augenschein zu nehmen, sondern auch insbesondere Ihren Schulze zu betrachten und ein paar Worte mit seiner Seele zu sprechen, aber ich kann nicht. Warum? Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen — Immerhin! Mögen Sie doch über mich lachen! Die Dr. Fritze hat mir gesagt, daß man in Magdeburg gar herrlich und geputzt einhergehen müsse, wenn man auf seine freundlichen Grüße und Verbeugungen einen erträglichen Dank haben wolle, als ob es einen canonisirten Spalding zum Schutzheiligen hätte. Ich weiß nicht, ob es wahr ist; indessen halte ich es doch für Verwegenheit, mich in meinem philosophischen Gewande, ob es gleich noch ganz ehrbar aussieht, wie ich es eben betrachte, auf die Post zu setzen, um mich an diesen königlichen Ort fahren zu lassen und für unsittlich und unfreundschaftlich, darinnen vor meinen Gleim in eine galonirte Gesellschaft zu treten. Ich habe zwar ein überaus schönes Sommerkleid, aber man möchte das Kind der Natur, dessen brennendes Feuer man von außen nicht an ihm sehen kann, für lächerlich halten, wenn es die ersten Tage nach Ostern" — „das noch dazu dieses Jahr auf den dritten April gefallen ist" — „als der erste Schmetterling herumflöge".

Nach dieser neckenden Einleitung verkündigt Heinse seinen mit J. G. Jacobi über die Theilnahme an dessen Iris abgeschlossenen Kontrakt. Ueber diesen war Gleim außer sich. Er klagte, J. G. Jacobi

x) Rheinlande 1908 I S. 105 f

sei Kaufmann geworden und habe Heinse, das gute Kind, als seinen Ladendiener angenommen. Außerdem schrieb er aus Magdeburg an Heinse den 8. April 1774, die Frau Dr. Fritzen hätte wohl etwas besseres schwätzen und Heinse etwas besseres glauben können, als das Geschwätz von den magdeburger galonirten Herren und Damen. Am 7. April sei zu Magdeburg auf der Komödie nur ein galonirtes Kleid und nicht um den Wanst eines magdeburgers, sondern um den eines halberstädters (Gleims?) zu sehen gewesen.

Am 23. Juni 1774 schrieb Heinse aus Elberfeld an Gleim, daß er mit J. G. Jacobi's Bruder Fritz an den Ufern des Rheines umherstreife. Erst am 22. Juni seien sie von Köln gekommen. Sie würden wenigstens noch drei Wochen in Elberfeld bleiben. Aus Heinse's Briefe an Gleim vom 5. Juli 1744 verdient noch folgende zierliche Stelle hervorgehoben zu werden: „Soeben sind wir im Begriff, Ihr lieber Bruder Fritz (Jacobi) und ich nach Düsseldorf zu fahren, um unseren eifersüchtig verliebten lieben und weisen Ehegemahl der Iris und die beiden Gracien Lottchen und Lenen in das Sanssouci der Nymphen und Musen und ihrer Gespielen abzuholen, nachdem wir Musik und Rosen und arkadische Spaziergänge und Lauben zubereitet haben, sie würdig zu empfangen".

Nach dem Briefe vom 23. Juni 1774 wurde zwar auch Johann Georg Jacobi in Elberfeld erwartet, befand sich aber der Iris wegen noch in Düsseldorf. Für diese sollte Heinse — tändelnde prosaische Aufsätze zur Belehrung der „Gracien" (wie man die gebildeten Damen nannte) verfassen. Gleim triumphirte, weil er sich die Bücher dazu meist aus Halberstadt borgen mußte. Heinse's Arbeiten für die Damen der Iris haben etwas widersinniges. Niemand war weniger zum Damenschriftsteller geeignet als er. Indessen wurde die Uebersiedlung nach Düsseldorf für Heinse's Entwickelung ein neuer großer Gewinn, theils wegen der Bekanntschaft mit Goethe (1774) und theils wegen der damals noch so reichen Gemäldegalerie in Düsseldorf. Die Briefe an Gleim, welche er über einige Gemälde derselben in Wielands Mercur drucken ließ, erfreuen sich mehr als irgend eine andere Arbeit von Heinse einer unbeschränkten Anerkennung.

Am 27. Mai 1774 erkundigte sich Johann Nicolaus Heinse bei Gleim nach seinem Sohne Wilhelm. Er wußte nichts von ihm, als daß er bereits vor anderthalb Jahren „vorgegeben" habe, er gehe

nach Halberstadt „in Kondition". Gleim scheint darin nur die Aufforderung zu einem neuen Geschenke auch an den Vater Heinse (27. Juni 1774) erblickt zu haben. Der alte Heinse benutzte die von Gleim erhaltene Adresse seines Sohnes und schrieb ihm unter anderem über Vater Gleim: „Dieser gute Mann hat mir auch danach zwei Pistolen bei meiner Nothdurft geschenkt mit den Worten: Niemand etwas davon zu sagen, und dir ein solches Lob ertheilt, daß ich mich und alle diejenigen, die seinen Brief gelesen, sich sehr darüber verwundert haben. Hast du Gelegenheit, an ihn zu schreiben, so laß deinen Dank dafür auch mit einfließen; denn um deinetwillen ist es geschehen, und du kannst ihm seine Wohlthaten, die er dir erwiesen, nimmermehr vergelten". Wilhelm Heinse schrieb daher an Gleim den 8. September 1775: „Ich läge da, Staub und Asche, wenn Sie nicht wären, würde von Erlangen nicht weit weggereist sein, oder von Meerfischen aufgespeist sein, oder zu Marocco die Stuben kehren mit allen Lobsprüchen Wielands". Aber schon am 15. Februar 1776 mußte Heinse wieder an Gleim schreiben, er bäte mit heißem Gesichte um eine Gefälligkeit, jedoch nur, wenn für Gleim deren Gewährung gar leicht sei. Er, Heinse, lebe in großem Geldmangel. Fritz Jacobi's Schulden gingen nicht ein. Außerdem habe er so viel für die Zeitschrift Iris zu bezahlen, daß Heinse ihm nichts abfordern möge. Aber sechs Pistolen würden ihn in einen weit glücklicheren Zustand versetzen. Johann Georg Jacobi, der jetzt so arme Dichter und Kanonikus, solle ihm dieselben auf Ostern wieder bezahlen, oder noch besser: Heinse wolle es selbst thun, weil es den Johann Georg Jacobi schmerze, und Fritz Jacobi deswegen auf ihn — Heinse — zürnen würde.

In dem Briefe vom 19. März 1776 schreibt Heinse, von Jacobi's Iris verspreche er sich nichts so mehr wie die vorigen Bände. Ueber die vorigen Bände habe ein glückliches Ohngefähr obgewaltet, welches nun nicht mehr zu hoffen sei. Wäre die Direktion der Iris nicht so einfältiglich geordnet gewesen, so würde sie gewiß jetzt nicht ins Stocken gerathen sein. Aber alle hätten wollen dirigiren, alle hätten Geld eingenommen und hättens behalten. Johann Georg Jacobi sei der sorgloseste unter allen gewesen. Er habe sich weder um Debit noch um Manuscript bekümmert. Er schicke sich nicht zum Herausgeber eines solchen Journals. Er sei ohne Thätigkeit und Muth zu Geschäften. Als Autor sei er ein stolzer und furcht-

ſamer Mann. Mit warmem Lobe gedenkt jedoch Heinſe in dieſem Briefe des Merkurs von Wieland. Es iſt klar, daß Heinſe nur an Wielands Seite ein ausgezeichneter Journaliſt hätte werden können.

In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 3. Mai 1776 ſpricht Heinſe von ſeinen Ausſichten auf Honorar. Woher er bis zu deſſen Erlangung Leibesnahrung und Nothdurft nehmen ſolle, darum bekümmere er ſich nicht ſehr. Wenn alles fehlen ſollte, was er aber nicht befürchte, ſo ſei er geſund wie ein Fiſch und ſcheue, jung und ſtark, weder Gefahr noch Arbeit. Geſetzt zum Scherz den äußerſten Fall, ſo gebe es tauſend Schiffe nach Amerika. Dort werde er nicht viel unglücklicher ſein als unter den deutſchen Bücherſchreibern. „Mit Ihro Hochwürden dem Herrn Kanonikus Jacobi“ ſich wieder in eine Irisgeſellſchaft einzulaſſen, ſei gar nicht ſein Wille. Der Kanonikus ſei ein ganz unmündiger ſchwacher Geſelle, auf den man ſich in keinem Falle verlaſſen könne. Die achthundert Thaler Gehalt von Spener für die Herausgabe der Iris, dieſes verhudelte Werk ohne Plan, gebrauche er ſelbſt in allen Ecken. Daß er jährlich wie ein Kind in ſeinem Wägelchen hin und her fahre, habe ihn tief hineingebracht. Jetzt wolle er, wie's ſcheine, ſeine Muhme Karoline in Celle heirathen. Auch dieſer Heirath werde nicht viel kluges entſpringen außer einigen Liederchen an Roſenbüſche, Schmetterlinge und Liebesgötter zwiſchen Thyrſis und Chloe.

Sie kam gar nicht zu Stande. Ich führe jedoch die Reflexionen Heinſe's, des Hageſtolzen, über dieſe Liebe noch weiter an. Der Brief verdient es auch ſonſt. „Bloße Liebe bei einem paar armen zärtlichen Kindern dieſer Art macht unglückliche hülfloſe Ehe (ſagt der Dichter des Ardinghello), und die Liebe ſelbſt hierbei iſt ein Gewitterfeuer, oder wie hier ein Wetterkühlen, das ſeiner Natur nach nicht lange dauern kann. Billig wär's freilich, daß er mir von den achthundert Thalern wenigſtens ein viertel für ein viertel Arbeit, für fünfzehn Bogen zweihundert Thaler abgäbe, da ich über ein drittel am erſten Jahrgange, und folglich einmal ſo viel als er, und nach dem Geſtändniß ſeiner beſten Freunde, das angenehmſte für jede Art von Leſern gemacht, und deswegen Vater Gleimen und meine ganze Laufbahn zu Ruhm und Glück verlaſſen habe, und ihm geſchenkt habe drei Quartals Gehalt, fünfundvierzig Piſtolen, die er ſelbſt eingeſtandener Weiſe nach unſerem Kontrakt mir noch hätte be-

zahlen müſſen; und da er mir noch über zweihundert Thaler ſchuldig iſt vom Jahre, ſo daß ich bis auf meine Koſt ſeit einem Jahre nicht habe bezahlen können, und meine Kreditoren, wie recht und billig, nicht länger warten wollen. Alſo ſo ganz auf gut Glück in den Tag hineinleben? nicht, lieber Herzensvater! ich habe bei dieſem allen meine Rechnung doch ſchon gemacht. Jacobi muß mir nothwendig jetzt den Reſt vom erſten Jahre bezahlen, und damit trag ich meine Schulden ab, und behalte ſo viel übrig nebſt meiner ſchon gemachten Arbeit, daß ich ein halbes Jahr beinahe davon wirthſchaften kann. Und dieſes halbe Jahr vollend' ich meinen Roman, welcher wenigſtens dreißig Bogen betragen wird, wofür mir Helwig ohne Anſtand zweihundert Thaler geben muß, und außerdem bleibt mir Arioſt noch immer übrig. Für die Iris hab' ich auf dringendes Bitten doch auch ſchon drei Bogen eingeſchickt, die ſonder Zweifel unter das vortrefflichſte und zweckmäßigſte gehören, was bis jetzt in der Iris iſt; es ſind griechiſche Briefe aus einem Buche Ihrer Bibliothek mit einem Vorbericht, welcher kürzlich das Leben Pythagoras enthält. Mehr aber werd' ich gewißlich nicht hineingeben, wenn Jacobi mich nicht beſſer behandelt".

Nach zwei Jahren hoffte Heinſe in eine beſſere Lage zu kommen. „Ob ich länger noch in Düſſeldorf bleibe?" ſchrieb er. „Schwerlich länger als dieſen Sommer. Düſſeldorf iſt ein viel zu theurer Ort für mich, und außerdem lebe ich hier von aller Literatur entfernt. Fritz Jacobi kann mich wenig unterſtützen, nicht aus dem Kreiſe ſeiner Familie herausgehen, wo er für Vater, Schweſtern und drei Brüder und ſich ſelbſt ſorgen muß; alles hängt darin an ihm und läßt ihn nicht von ſich ab wie ein Kind in Durſt die Bruſt ſeiner Mutter. Seine Schwiegermutter iſt zwar eine Frau von einigen hunderttauſenden nnd zugleich von einem Alter von ſiebzig Jahren, ſehnt ſich aber noch nicht nach Abrahams Schoß und den Poſaunen und Harfen Gabriels und Michaels, und der herberiſche Amor Tod hat für ſie gar nicht die Reize wie für dieſen Wundermann; wenn dieſe aus der Zeitlichkeit abgerufen würde, dann könnte er mit Freuden helfen. Wo dann hin mit mir? Das weiß ich noch ſelbſt nicht; wo's am wohlfeilſten iſt, vielleicht nach Frankfurt zu meinem Diehl oder zu Ihnen nach Halberſtadt. Wenn Jacobi Geld für meine Schulden mitbringt, ſo hoff' ich dieſen Sommer noch ſehr glücklich zuzubringen. Wir haben ein Mädchen

hier, das einen so vortrefflichen Geist, eine so lebendige starke Empfindlichkeit hat, als ich noch bei keinem von ihrem Geschlecht erkannt. Es ist Mamsell Fahlmer von Frankfurt, eine innige Freundin von Goethe, die Tante der Jocobi, die Schwester ihrer Mutter, obgleich nur achtundzwanzig Jahre alt. Sie ist erst seit acht Tagen hier, und ich habe schon Freude die Fülle in ihrer Gesellschaft gehabt."

In dem Briefe aus Düsseldorf vom 24. Mai 1776 erzählt Heinse, daß er den ganzen 23. Mai zu Pempelford gewesen sei. Man machte sich lustig und spielte Geschichten und Sprichwörter. Man stellte das erste Buch der Iliade angeblich vortrefflich vor, insonderheit die Erschütterung des ganzen Weltsystems, als Zeus der Thetis seine Huld zuwinkt!

In dem Briefe aus Düsseldorf vom 11. Juni 1776 meldet Heinse, daß er sein Geld erhalten hat. Er wird für den nächsten Jahrgang der Iris so viel Bogen zu zwei Pistolen liefern, als er will oder nicht will. Gegen sein Erwarten ist ein förmlicher Vertrag nicht wieder geschlossen. Vielleicht aus diesem Grunde hält er auch den Gedanken an seine Rückkehr nach Halberstadt noch immer aufrecht. Auf Heinse's Idee, in Halberstadt noch einmal als Knabenlehrer aufzutreten, ging jedoch Gleim nicht wieder ein. Mehr und mehr fesselte jenen am Rhein auch die Bühne. Nach dem Briefe aus Düsseldorf vom 30. Dec. 1777 hatte er mit dem jungen Grafen Nesselrode eine Reise zu der seilerschen Gesellschaft nach Köln gemacht. Er blieb da mit dem Grafen über einen Monat und hatte großen Jubel mit den seilerschen Sängerinnen, worunter die eine, Madame Hellmuth, unter die ersten der Welt gehöre. Hierauf fuhr er mit dem Grafen auf seines Vaters Güter, die zwischen Gebirge und Wald lagen. Er philosophirte und musicirte und hielt in der Einsamkeit mit seinem Freunde tausend drollige Gespräche über Natur, Kunst und Liebe. Man lagerte sich an klare Wasserfälle, spazierte durch blühende Pomeranzen bei Abendroth und Mondenschein und ritt mit dem Bruder des jungen Grafen voll Witz und Laune am Morgen über die bethauten Wiesen. Man zog — Heinse auf einem raschen Engländer — über Thal, Wald und Berg.

Heinse's lebhafte Sinnlichkeit zeigt folgende Stelle in seinem Briefe aus Düsseldorf vom 27. Febr. 1778:

„Ich wollte Ihnen gleich vorigen Posttag wieder schreiben, trauter Papa, wurde aber zufälligerweise durch eine Einladung von

Fritz und Betty davon abgehalten. Indessen haben wir keine Staatsgeschäfte mit einander abzumachen, und ein Tag eher oder später thut nichts zur Sache. Es war eine Einladung auf eine Schüssel frischen Kabeljau mit einer Austernbrühe. Ein Leckerbissen, desgleichen die schöne Königin, die den Muth hatte, sich mit einem Schlangenbisse der Gefangenschaft und dem Zahn der Zeit zu entziehen, keinen besseren mit ihrer zarten, wollüstigen Zunge dem Helden Antonius vorgekostet, und — auf ein Fläschchen himmelsüßen Kapwein, wofür der Vater der Götter und Menschen ein Faß Nektar und die ganze Göttertafel sammt der Unsterblichkeit hingegeben haben würde — sage auf ein Fläschchen; denn das Tömmchen kostet neunhundert und etliche Thaler aus der ersten Hand in Amsterdam."

Seit dieser Göttermahlzeit trat nun der Wirth, welcher sie spendete, der vornehme und reiche Fritz Jacobi, allmählich unter den Freunden Heinse's immer mehr in den Vordergrund. Es ist bezeichnend, daß Heinse's Reise nach Italien nicht eher zur Ausführung kam, als bis sich Fritz in einer bedeutenden amtlichen Stellung befand, in der er auch die Finanzen des Naturburschen Heinse vom thüringer Walde, welcher der Familie Jacobi so lange voll Aufopferung gedient hatte, mit seiner weit reichenden Hand leicht — wenn auch nicht immer schnell und glücklich — ordnete. Jedoch dachte Heinse schon im Juli 1778 ernstlicher an die große Reise. Damals schrieb er an Gleim, wenn er aus Düsseldorf noch in demselben Jahre hätte abreisen wollen, so würden für ihn doch die besten Freuden des Sommers verloren gewesen sein. Fritz sei so spät von seinem langweiligen und langsamen Schneckenhofe zurückgekommen, daß Heinse, da er ihn habe vor seiner Abreise erwarten müssen, die Alpen nicht hätte erreichen können, „bis es da wieder angefangen zu schneien". Auch schreibt Heinse, daß er sich auf der Reise hätte zu arg mit Ariost schleppen und plagen müssen, wenn er 1778 gereist wäre. Von Ariost habe er noch ein tüchtiges Stück zu vollenden. In dem Briefe aus Düsseldorf vom 24. Jan. 1779 heißt es dann, Fritz sei plötzlich und unvermuthet vom Hofe ersucht worden, achtzig Meilen weit nach München zu kommen, um „die Handlung ꝛc. in den neu angestorbenen Ländern einzurichten und auf besseren Fuß bringen zu helfen". Er reise spätestens über acht Tage dahin ab. Gleim sollte dies Johann Georg Jacobi sagen, der sich als Kanonikus in Halberstadt befand. Fritz werde gewiß einen Monat aus-

bleiben. Zu Anfang Mai sei Heinse's Abreise festgestellt. Fritz wollte sein Kassirer werden. Er habe die beste Gelegenheit, ihm die Gelder zu übermachen. Nächstens werde Gleim den ersten Theil von Fritz Jacobi's „Woldemar" ganz lesen; er sei in Leipzig unter der Presse und werde ihn unendlich ergetzen.

Eine Nachschrift zu Heinses Brief aus Düsseldorf vom 9. März 1779 beginnt:

„Soeben schreibt uns Fritz aus München, daß ihn der Kurfürst zum geheimen Rath ernannt hat mit 1000 Thaler Zulage zu seinem vorigen Gehalt. Seine Geschäfte gehen da guten Gang. Sie werden diese Nachricht seinem Bruder mittheilen, da ihm vielleicht heute nicht möchte geschrieben werden."

Am 14. September 1779 schrieb Heinse an Gleim aus Düsseldorf, im Frühjahr 1780, sobald nur der Boden wieder grün werde, reise er nach der Schweiz und über die Alpen. Es thue ihm unendlich leid, daß er Gleim nicht vorher sehen und Rath und Segen von ihm empfangen könne. Aber unmöglich sei unmöglich. Wenn er mit einer Reise durch Deutschland beginnen wollte, so würde er seine Angelegenheiten in die größte Verwirrung bringen. Herzinnigen Dank sagt er für die Freundlichkeit, mit der man in Halberstadt bereits seiner Ankunft entgegensah.

Ueber Eich, den Laube in seiner Biographie Heinse's mit Vorliebe erwähnt, heißt es in diesem Briefe, er habe vor einigen Wochen „für einen seiner Domherren zu Hildesheim" nach Holland reisen müssen, um in einer Versteigerung Gemälde zu erstehen. Die nächsten Tage werde er wiederkommen. Für Gleims Sammlung von Bildnissen zu Halberstadt sei Eich selbst und Fritz Jacobi schon gemalt. Heinse will sich bis zuletzt aufsparen, wenn sein Gesicht doch abkonterfeit werden soll. Alles werde wohl bewahrt in Gleims Hände kommen. (Bekanntlich ist die Sammlung der Gemälde von Gleims Freunden in seinem Sterbehause noch vorhanden.)

Zu dieser Zeit waren die Brüder Jacobi beide in Düsseldorf. Von Fritz heißt es, er sei gesund und vergnügt auf seinem Garten. Georg sei gleichfalls gesund und vergnügt. Ehe Georg zu Gleim abreise, gehe er mit Betty nach Aachen, um ihres Bruders, des Herrn v. Clermont, silberne Hochzeit da mitzufeiern.

„Ich wollte Ihnen", schreibt Heinse, „von unserem unvergleich-

lichen Herbst einen Scheffel Trauben zusenden, allein sie lassen sich leider weder mit der Post noch sonst einem Wagen verschicken; und für fünfzig Meilen können wir keinen Boten zu Fuß finden."

In einer Nachschrift heißt es, Fritz habe selbst an Gleim schreiben wollen. Allein soeben melde er durch ein Billet aus Pempelfort, daß es ihm wegen allzu heftiger Kopf- und Zahnschmerzen unmöglich sei. Er habe am Tage vorher einen allzu langen Spaziergang an den erquickenden Ufern des Rheins mit Heinse gemacht, in einem Walde voll des köstlichsten Obstes, mitten unter himmlischen Ulmen und Pappeln, eingefaßt von dem frischesten Buschwerk. Fritz sei ein lieber, theuerer Mann. Wenn er mit Heinse ausgehe, so gäb' es immer der Lust so viel, daß sie so bald nicht wieder nach Hause kämen. Vielleicht sei die Bewegung für ihn ein wenig zu stark gewesen. — Man denkt dabei freilich unwillkürlich daran, um wie viel früher nachmals Heinse starb als Fritz Jacobi, der noch in den geistreichen Reiseerinnerungen des Schweden Atterbom vorkommt, freilich als ein altes schwaches Herrlein.

An Fritz Jacobi schrieb nun Heinse die wichtigsten Briefe nach der Abreise aus Düsseldorf. Doch habe ich auch von diesen Briefen wenigstens die Abschriften unter den halberstädter Manuskripten gelesen und stets mit dem Abdruck in Laube's Ausgabe verglichen. Am 18. Mai 1781 schrieb er an Fritz aus Venedig, in Florenz hoffe er Anfang Juli jedenfalls einen Wechsel von ihm zu erhalten. Er wisse nicht, wo aus noch ein, wenn Fatalitäten dazwischen kämen. Aus Verzweiflung würde er sich dann rasch entschließen müssen, seinen Alexanderkopf auf einem englischen Korsarenschiff in Livorno in die eigentliche Sphäre seiner Bestimmung zu bringen. Wenn er „Die letzten Gesänge" an Klein abschicke, werde er ihm sogleich die Anweisung geben, achtzig Louisd'or durch Wechsel an Fritz Jacobi abzuschicken. Nach seinem heiligen und feierlichen Versprechen werde dies keinen Anstand haben. Wie lange er mit dem ganzen Vorrath noch aushalten könne, das müsse einmal in Ueberschlag gebracht werden, falls Fritz kein Geldteufelchen in der Kasse habe, das seine Sachen besser verstehe als die venetianischen, wovon er Fritz einmal eine komische Geschichte erzählen werde, wenn er wieder bei ihm sei. Binnen zwei Jahren könne er unmöglich von Italien fort. Von seinen nächsten Brotarbeiten will er ein andermal schreiben. Dies Vierteljahr habe er Ausgaben gehabt, die er in den andern nicht ha-

ben werde. Allein über zwei Louisd'or koste ihn das Porto für Manuskript mit der Briefpost. Das bezieht sich wohl hauptsächlich auf Notenabschriften, die er, ähnlich wie es in seinem Roman „Hildegard von Hohenthal" beständig geschieht, aus Italien nach Deutschland besorgte.

Wie gewisse Stellen in der Hildegard von Hohenthal entstanden sein mögen, deutet die Erwähnung der italienischen Banquiers in den nachfolgenden beiden Briefen an. Der erste zeigt Heinse in voller Verzweiflung durch einen ausgebliebenen Wechsel; der andere im größten Glück durch einen zu rechter Zeit hervorgesuchten Empfehlungsbrief. Hier folgen beide bisher nur durch einige Bruchstücke bekannte Schreiben Heinse's ganz:

Florenz, den 14. Juni 1781.

„Es kann nicht anders sein, der Wechsel ist unterwegs verloren gegangen oder gestohlen worden; denn wenn Sie durch einen fatalen Zufall mir noch keinen hätten schicken können, so würden gewiß Sie oder eine andere Hand die Barmherzigkeit gehabt haben, mich mit ein paar Zeilen nach Ihrer so zuversichtlichen Bestimmung in Ihrem letzten Briefe aus der gräulichen Sorge zu reißen. Der ungeduldige und grausame Postsekretär hat mir schon wieder von ferne zugerufen: ‚Non v'è niente, Signor, non v'è niente!' Und mir war dabei, als ob ich in das heißeste Dampf- und Schwefelbad in Betty's berühmtem Geburtsort hineinstiege. Da sitz' ich nun in Elend und Drangsal eingepfeffert und eingesalzen, und mein Geist mag von dem ganzen irdischen Kerl mit seinen Bedürfnissen nichts hören und nichts sehen und möchte ihn gleich von sich abschütteln und seine himmlische Freiheit wieder gewinnen. Meine Baarschaft erstreckt sich nicht einmal so weit mehr, daß ich die zwei letzten Gesänge vom Tasso, die ich hier vollendet und fertig gemacht habe, weil mir die Zeit zu Bologna dazu zu kostbar war, fortschicken konnte, und ich befürchte alle Stunden, mit Schimpf und Schande aus dem Wirthshause, wo ich nun zehn Tage nicht bezahlt habe, gejagt zu werden; denn die Welschen nehmen hierin gar keine Vernunft an, und ich bin in keiner deutschen Herberge wie zu Venedig, wo ich schalten und walten konnte, wie ich wollte. Das allerschlimmste bei der Sache ist, daß ich in halber Zerstreuung den Tag zuvor, als nach Ihrer Anzeige der Wechsel ankommen sollte, meinem Wirth sagte, daß ich einen Wechsel nach Rom

hätte und ihn mir in Florenz auszahlen lassen wolle, ob er hier kein Haus wüßte, das mit dem römischen in Verbindung treten solle, worauf er mir deren gleich drei hernannte. Nachher, als nichts ankam, mußte ich nun die kahle Entschuldigung machen, daß ich noch einen Brief erwartete; und die anderen Tage ist still geschwiegen worden; aber man hat mich mit sehr verdächtigen Augen angesehen. Dieser Unskepticismus für die zukünftigen Dinge wird mir den Hals brechen! Wenn ich nicht verhungern will, welches doch schade wäre, ohne vorher Rom gesehen zu haben, so werde ich mich wohl dem Granduka entdecken müssen, ob ich gleich noch keine Bahn und nicht das geringste Sonnenstäubchen von Willen bei mir einsehe. Ich darf Sie nicht erst bitten, mit umlaufender Post mir Nachricht zu ertheilen und so bald nur möglich einen anderen Wechsel zu schicken. Eine andere Adresse als Florenz kann ich Ihnen doch nicht melden. Wenn ich auch hinaus muß und mich wie ein Seidenwurm von Maulbeerblättern nähren muß, so kann ich doch in vier Wochen wieder herein und frage, wenn ich noch sprechen kann und mir den Mund nicht eingesponnen habe, nach einem Brief von Ihnen. Wenn der Wechsel durch ein Unglück doch so spät sollte abgegangen sein, daß ich ihn noch nicht hätte erhalten können — aber Sie müssen das gewiß wissen! Ein Brief läuft von Düsseldorf gewöhnlich in zwölf Tagen hierher — so schreiben Sie mir nicht mehr nach Florenz, denn ich eile so sehr nach Rom, als ich kann. Wollte der Himmel, daß ich gleich anfangs dahin gereist wäre, so hätte ich alle diese Trübsal nicht ausgestanden. Dort hätte ich wenigstens Bekannte und Freunde angetroffen und wäre nicht so mutterseelenallein gewesen. Sobald ich Nachricht von Ihnen erhalte, schreibe ich Ihnen auf der Stelle. Machen Sie sich übrigens meinetwegen keinen Kummer, wer kann vor Schicksal? Und Sie wissen schon, daß ich mit leichtem Schritt ein tüchtiges Bündel Noth forttragen kann. Am ärgerlichsten ist, daß ich Ihnen statt anderer Briefe solche schreiben muß, und alle die kostbaren Sachen jämmerlich verschimmeln. Soeben geht mir eine neue Hoffnung auf. Ich habe eine Adresse von Hirzel aus Zürich hierher, die er mir auf geradewohl gab. Der Herr, an den sie gestellt ist, und von dem erst niemand etwas wissen wollte, soll nun nicht allein hier, sondern Hofmeister bei den Prinzen sein. Die Poststunde ist da; ich muß Ihnen jetzt schreiben. Sobald ich nur einigermaßen erst wieder auf dem Trockenen bin, ein mehreres. Gott befohlen!"

Bis hierher der erſte dieſer Briefe. Nun aber der zweite:

Florenz, den 17. Juli 1784.

„Cosi varian le cose in un momento! Und mein Herz ſchlägt wieder ſtürmiſche Wellen des Entzückens, hell und rein durch mein Weſen. Ich habe in dem jungen Grafen von Hohenwart, Hofmeiſter der jungen Großherzöge, den beſten und gefälligſten Mann gefunden. In ſeinen Geſichtszügen iſt viel ähnliches von Georgen; und wenn unſer theurer zu Florenz wäre, und ich ihn ſchon ſo viel male durch den duisburger Wald und über die Roer (Ruhr) begleitet und mit ihm ſo viele glückliche Stunden treulich in der Einſamkeit zugebracht hätte, als der Himmel mir beſchied, ſo könnte er, um mit wenigen Worten Ihnen Alles zu ſagen, mir meinen Aufenthalt hier nicht erſprießlicher und angenehmer zu machen ſuchen als er*).

Die ganze Galerie (in Florenz) und alle Schätze derſelben ſtehen mir zum freien Gebrauch offen wie keinem Fremden und alle Bibliotheken bis auf die Kabinetsbibliothek des Großherzogs; und ich bin ſelig in vollen Zügen. Brief und Wechſel ſind geſtern von München angekommen, und der letztere in römiſchen Goldſtücken vom Ganganelli mit der Unterſchrift repente de coelo ausgezahlt worden. Nur dieſes kann ich Ihnen auf den Raub melden; denn ich war geſtern unumgänglich verſprochen und bin dieſen Morgen unumgänglich verſprochen. Was mir Ihre Schrift gegen Wieland für Seelenluſt gemacht hat, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Sie ſind darin ganz frei der Mann, der Sie ſind. Sie iſt ein Meiſterſtück von Scharfſinn und Umfaſſung und giebt Ihnen allein den Rang unter den erſten Philoſophen. Hätten Sie gehört, was ich bei dem Grafen Hohenwart darüber ſprach, dem ich ſie ſogleich die zweite Stunde nach Empfang zum Leſen laſſen mußte! Mir bleibt keine Zeit übrig,

*) Ich gebe hier eine Erläuterung zu dem Worte „duisburger Wald". In meinen „deutſchen Sagen" habe ich zufällig ſchon vor zwölf Jahren folgende Notiz über ihn gegeben: „Der duisburger Buſch" — denn jetzt iſt der duisburger Wald nur noch ein Buſch — „zieht ſich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzu weite Entfernung von Mülheim an der Ruhr. Von der Landſtraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, ſchaurigen Waldwege, welche jene rechtwinklig ſchneiden, und aus denen noch in neuerer Zeit oft Räuber und verſtellte oder verkleidete Männer auf den Heimkehrenden zugetreten ſein ſollen. Aber bekannt iſt, daß ein Ueberreſt der wilden germaniſchen Pferde ſich nirgends ſo lange als im duisburger Buſche im Winkel zwiſchen Rhein und Ruhr erhalten hat. Erſt als die Franzoſen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zuſammentreiben und verkaufen." Wie kamen aber Heinſe und Johann Georg Jacobi zu den Räubern und den wilden Pferden in den duisburger Buſch? Darüber gibt mir weder Laube's Biographie von Heinſe noch irgend eine andere gedruckte oder ungedruckte Schrift eine Aufklärung. Doch führte ſie einfach der Weg von Halberſtadt nach Düſſeldorf über Duisburg.

davon weiter zu ſchreiben. Ich bin heute danach noch nicht bei ihm geweſen. Wieland ſteht ſo recht desarmirt auf einer Ferſe gedrückt an die Wand da. Ich möchte ihn abgemalt haben, wenn er eben die letzte Periode davon im Leibe hat; und nachher das ſtammelnde Verſtummen ſeiner weimaraner. Sie muß den größten Eindruck zu Ihrer Ehre auf ganz Deutſchland machen; es iſt ein Kernwerk, von heißer Sonne des Verſtandes und langer gedeihender Erfahrung zur Vollkommenheit gereift. Inhalt zu Bänden gediegen in wenig Blättern! Ihr Kopf von Hemſterhuis macht dazu eine ſchöne — (unleſerliches Wort); es iſt wirklich Fritz der Philoſoph, und Ihr Geiſt ſteht darin vor mir. Wenn ich noch etwas dabei ſagen müßte, ſo wär' es, daß ich mehr feſten Zug außer Aug' und Profil möchte und ein wenig minder ſilhouettirt getreu porträtiſches. Herzlichen Dank aber Hemſterhuiſen, dem wackeren goldenen Hermann und Ihnen für den lieben heiligen Reiſegefährten. Die Bitte verſteht ſich am Rande, daß Sie in Ihrem nächſten Briefe von Plato's Seelenbruder, der ſich zweitauſend Jahre länger im Olymp erhielt, gegen mich laut werden. Nur ſo viel für jetzt, damit Sie gleich wiſſen, daß alles in Ordnung iſt. Ich bleibe hier noch in dieſem ganzen Monat. Nächſtens mehr. Bis den 8. Auguſt können Sie mir von Pempelfort nach Siena ſchreiben; den 20. gedenke ich von dort aus meine Pilgerfahrt nach Rom anzutreten. Der Graf von Hohenwart verſieht mich in alle Hauptſtädte bis nach Sicilien hin mit Empfehlungsſchreiben. Ich ſpeiſe nun täglich bei ihm, und der Großherzog, in der That einer der gütigſten Herren der Erde, ſendet uns zu unſeren Freudenmahlen den feurigſten Nektar von Toscana, und die köſtlichſten Melonen, Pfirſichen, Pflaumen und Feigen, die mit ihrem Labſal in den Urpunkt des Herzens bringen und alle Leiden in dieſen heißen Tagen mit friſcher Süßigkeit erquicken. Cosi varian le cose in un momento. Bleibt mir gut, Ihr lieben herzigen, ſowie ich auch immer Euer guter Knabe ſein werde."

In einem Briefe aus Rom vom 15. September 1781 ſchrieb Heinſe an Fritz Jacobi, daß er Klein ſchon von Florenz aus beauftragt habe, ihm die Gelder für den Taſſo zu überſenden. Dieſen Winter gedenke er noch einen Band Novellen in den Nächten zu erzählen. Vielleicht gäbe er ſie auf eigene Koſten ebenfalls durch Klein heraus. Er fügt hinzu:

„Mein lieber goldener Herrmann ſoll ja eine erſtaunlich reiche

Heirath gethan haben und nach Wien berufen worden sein. Daß ich dies nicht gewußt habe! Wir hätten ihm hier insgesammt ein neues Epithalam gesungen. Der goldene Eich wird nun bald an allen den jungen Sprossen zum Alban sich malen lassen."

In einem Briefe ebendaher an ebendenselben vom 13. October 1782 heißt es auch, der junge Kraft sei vor einigen Wochen in Rom angelangt, die römische Luft scheine ihm nicht recht anzuschlagen, er sehe ziemlich bleich und blaß aus; er habe unterwegs ein Unglück gehabt und sei durch einen Spitzbuben von Reisegefährten, der sich zu ihm gesellt habe, ungeheuerlich nach seiner Erzählung bestohlen worden. Ferner sei angelangt der Sohn vom Werschastel (?). Dieser sehe sehr munter und gesund aus und gebe vor, er sei von seinem Vater weggelaufen, weil er's nicht länger mit ihm habe aushalten können. Er habe dem Kurfürsten selbst unterwegs seine Noth geklagt. Dieser wolle ihn unterstützen. Die „politischen Köpfe" sagten, es sei ein fein angelegter Streich von dem Alten, um seinem Sohn eine Pension zu verschaffen, die der reiche Jüngling mit Ehren nicht hätte verlangen können. Noch sei angekommen der Herr von Berold ingen aus Speier. Er werde jedenfalls den Winter und vielleicht ein ganzes Jahr in Rom bleiben. Er sei oft mit Heinse zusammen, ein Mann von viel Literatur. Immerwege wisse er unterhaltende Anekdoten. Den jungen Fritz La Roche lobe er sehr. Er sage unter anderem zu dessen Ruhme, daß er nun französisch spreche und englisch dazu, wie in Paris und London geboren.

Obgleich Goethe sich damals selbst schon mit dem Tasso (wie Heinse auf seine Art auch in Prosa) beschäftigte, so erscheint doch Heinse's italienische Reise als die eigentliche Vorläuferin der Goethe'schen Flucht nach der Apenninen-Halbinsel. Schon Laube hat darauf aufmerksam gemacht, daß Heinse bereits ein volles Vergnügen an der italienischen Landschaft empfand, welches einem Winckelmann zu seiner Zeit in antiker Weise beinahe noch fremd gewesen war, aber auch Goethe's tiefes Behagen an den Kunstwerken doch erst zum Vollgenuß der Freude und Begeisterung steigerte.

In den Handschriften der Briefe von Heinse habe ich eine noch ungedruckte kurze Stelle gelesen, worin er erzählt, daß er schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Italien mit einem Abenteurer bekannt wurde, der ihn durch seine imposante Erscheinung blendete, ihm von vornehmen Verwandtschaften und Verbindungen etwas vorlog,

ihm aber sogleich in der ersten wilden italienischen Nacht ein für seine Verhältnisse nicht unbedeutendes Geldstück abpreßte und dann überhaupt als ein vollständiger Bandit erkannt wurde. Es war gewiß keine viel bessere Bekanntschaft als die Winckelmanns mit seinem eigenen Mörder. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß Heinse die Gestalt dieses italienischen Banditen fast beständig vor Augen gehabt hat, als er 1785 den Helden seines Buches „Ardinghello und die glücklichen Inseln" malte. Ardinghello ist allerdings dasjenige wirklich, was jener Bandit kaum vorgeben durfte zu sein. Er ist ausgezeichnet durch Verwandtschaft, sowie durch Kennerschaft und sogar durch Ausübung der bildenden Kunst. Aber er ist doch auch zugleich ein Bandit. Ardinghello, dieser ausgezeichnete Italiener, packt einen Bräutigam bald nach der Trauung fest an der Kehle und stößt ihm kunstfertig einen Dolch von unten auf ins Herz. Der Ermordete hat den Ardinghello seines väterlichen Vermögens beraubt. Ardinghello verkündigt dem Sterbenden, daß es nur auf ihn ankommt, seine junge Wittwe und Erbin zu heirathen.

Wirklich: Cäcilie, die junge Erbin, war von dem Morde vorher so gut wie unterrichtet. Sie lebt unangefochten als Wittwe des Ermordeten, hat aber keinen heißeren Wunsch, als den Mörder zu heirathen. Lange vor der Trauung mit dem Ermordeten betete sie seinen Todfeind an.

Ardinghello, der Mörder, macht als Flüchtling eine sehr angenehme Reise in den italienischen Kleinstaaten. Schon die nächste Grenze sichert ihn. Als vortrefflicher Sänger nimmt er an der Hochzeit theil, welche die Familie des Marchese S., eines der reichsten Privatedelleute von Europa, mit einer französischen Familie verbinden soll.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht, als der Hochzeitsball am lebendigsten ist, hört man einige Schüsse fallen. Bald folgt ein ängstliches Schreien, und wieder Schüsse und Getümmel die Treppe herauf nach dem Saale. Ehe man eine Hand umdrehen kann, brechen gräßliche Männer mit Säbeln und Gewehren in den Händen zur vordern Thür herein. Das sind afrikanische Seeräuber, welche sich auch wirklich der Frauenzimmer bemächtigen. Es gelingt jedoch dem Ardinghello, dieselben zu befreien. Er gewinnt dadurch Einfluß in der Politik bis nach dem Oriente hin, in Italien aber besonders bei den Frauen.

Die Grundsätze über Liebe und Ehe sind auch im Ardinghello

nicht mehr so vorsichtig abgewogen, wie in Wielands Romanen. Wielands Einfluß ist aber im Ardinghello durch die eudämonistische Tendenz dieses Romans noch sichtbar. Diese ist ausgesprochen in den Worten: „Das Wohl des Ganzen muß allem anderen vorgehen, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben. Der allgemeine Verstand der Gesellschaft muß herrschen, nie bloß der einzelne Mensch."

Inzwischen treibt es Ardinghello mit seinen Freundinnen so toll, daß er mitunter den Aufenthalt in Italien zu wechseln für gut findet. An einen Freund, welchem er das Leben gerettet hat, schreibt er einmal: „Ich sitze hier an den Höhen des Thals von Lukka, wo über mir der Wind durch die Buchen säuselt, und unter mir die Quellen rieseln, bewegt in der innersten Seele wie am Scheidewege meines Lebens. O, wer die Zukunft enthüllen könnte!"

In den anrüchigen, aber vornehmen und reichen italienischen Künstler- und Frauenkreisen, in denen Ardinghello sich bewegt, ist ihm Fiordimona die liebste. Diese hält sich Schwäne und läßt sie wild fliegen. Aber sie kennen Fiordimona's Lieblingsplätzchen und kehren stets zurück. Da sie den Ardinghello in Mannskleidern begleitet, vergleicht der Dichter die beiden mit zwei fliegenden Adlern. Durch ihre Zügellosigkeit entstehen so drohende neue Gefahren, daß Ardinghello ausruft: „Lebt wohl, ihr Höhen des Apennin und ihr entzückenden Thäler! Leb wohl, du königlicher Po und du Tiber und Arno! Ach, und ihr klaren Quellen des Klitumnus! Ein günstiger Wind schwellt die Segel und ich fliege Jonien entgegen."

Er meint das griechische Inselmeer. Sofort schifft sich außer Ardinghello das ganze Heer der von ihm geliebten und mit ihm befreundeten Personen nach denselben glücklichen Inseln ein. Auf der einen von ihnen wächst, wie Heinse behauptet, ein köstlicher Griechenwein, der keine Versendung verträgt und daher an Ort und Stelle von den italienischen Liebespaaren ausgetrunken werden soll. Eine andere hat so schmale Buchten, daß nur die schmalen Fahrzeuge der Liebhaber dort landen können. Einige der Ehe ähnliche Verbindungen werden geschlossen. Adinghello entscheidet sich für Fiordimona. Jener Freund, welchem er das Leben rettete, nimmt die Cäcilie.

Im schlimmsten Falle würde der Muhamedanismus, welcher in diesen Gegenden herrschte, auch die Vielweiberei dieser Griechenfreunde gerechtfertigt haben. Jedoch setzten sie sich schon das Ziel, „der

ganzen Regirung der Türken in diesem heiteren Klima ein Ende zu machen", was allerdings „nach seligem Zeitraum" das unerbittliche Schicksal vereitelte. Denn über die Kämpfe der Nationen urtheilt Heinse im Ardinghello ähnlich wie Wieland im goldenen Spiegel: „Der Krieg richtet greuliche Verwüstungen an, es ist wahr, bringt aber auch die wohlthätigsten Früchte hervor. Er gleicht dem Elemente des Feuers. Es ist nichts, was den Menschen so zur Vollkommenheit treibt, deren er fähig ist. Das goldne Jahrhundert der Griechen kam nach den Schlachten gegen die Perser. Das goldne Jahrhundert der Römer war mitten unter ihren Bürgerkriegen und ihr Geist fing an zu erschlaffen unter Augustus. Florenz ragt in den neueren Zeiten hervor bei innerlichem Tumult und Aufruhr." — Merkwürdig, daß diese fürchterlichen Worte noch das maßvollste im ganzen Ardinghello sind! Im allgemeinen kann man im Ardinghello aber zuerst beobachten, wie Wielands Eudämonismus bei Heinse in den modernen Liberalismus übergeht.

Heinse kehrte aus Italien zunächst nach Düsseldorf zurück. Den bisher ungedruckten Brief, welchen er am 13. Juni 1786 von dort an Gleim schrieb, setze ich vollständig her:

„Ich bin mit dem Grafen von Nesselrode auf dem Lande gewesen, bei den italienisch schönen sieben Bergen am Rhein. Während der Zeit reiste Bürger hier durch mit einem jungen Engländer, ohne daß ich etwas davon wußte; und deswegen schreibe ich Ihnen jetzt erst. Heiterkeit und süße Freude, goldner Herzensvater, als ich wieder Ihre Hand erblickte! Wenn ich nur von neuem in Bewegung kommen könnte! Doch hoff' ich es bald. Meinen Roman (Ardinghello), ohngefähr 50 Bogen stark wie Laïdion, hab' ich Helwigen überlassen; er gibt mir für den Bogen einen Karolin bei der ersten Auflage und eben so viel bei der zweiten. Ich wollte nicht lange herumschreiben, und habe keinem anderen den Antrag gemacht: sonst hätte ich vielleicht mehr erhalten. Fragmente sehen Sie davon vermuthlich im „„Museum"". Alles, was Sie mir sagen, werde ich mit der heiligsten Liebe aufbewahren. Fritz reist heute mit seiner jüngsten Schwester nach London und will in sieben bis acht Wochen wieder hier sein. Er hat jetzt die allerbeste Gelegenheit, Graf und Gräfin von Reventlow empfangen ihn dort. Seine Lessingiana sind nun geschehene Dinge; auch die besten Freunde sind oft nicht einerlei Meinung. Ich für mich habe einen Schatz von Menschenkenntniß

dabei gesammelt, so wie noch bei keiner Begebenheit in meinem Leben. Die herzlichsten Grüße an alle Ihre Lieben. Sagen Sie Schmidten, daß ich oft an die glücklichen Tage denke, die wir voll Lust und jugendlichem Muthwillen mit einander zubrachten. Nächstens mehr. Leben Sie wohl. Ihr alter Heinse."

Nach dieser Zeit trat Heinse in die kurfürstlich mainzischen Dienste. Die Beamten des Kurfürsten bildeten einen der bedeutendsten damaligen Gelehrtenkreise. Ihm gehörten Heinse, Forster und Johannes von Müller an. Alle drei waren Freunde Gleims. Die kurzen Bemerkungen über Forsters Schicksale bei der Einnahme von Mainz durch die Preussen sind selbst von Gleims Seite bedeutungsvoll.

Als mainzischer Beamter begann Heinse 1794 seine „Hildegard von Hohenthal". 1797 war sie vollständig in den Händen des Publikums. Nicht so bedeutend als Ardinghello, heimelt Hildegard den deutschen doch mehr an. An die Stelle der Schwärmerei für Italiens bildende Kunst im Ardinghello ist in der Hildegard die beinahe generalbaßmäßige Ausübung der ursprünglichen thüringischen Lieblingsbeschäftigung mit der Musik getreten. Wo anders als in Thüringen konnte auch wohl der junge Musikdirektor Lockmann mit Hildegard, der Heldin des Romans, zu Hause sein? Ein deutscher Fürst, dessen Ländchen wir uns gleich der späteren Heimath des Dichters am deutschen Mainstrom denken müssen, hat ihn in Heinse's alter Universitätsstadt Erfurt, wo Lockmann in der Kirche auf dem Petersberge gerade Orgel spielte und dann eine Messe von seiner eigenen Komposition aufführte, kennen gelernt. Der Fürst läßt Lockmann in Italien reisen und nimmt ihn an seinen Hof. Dort befindet sich auch Hildegard von Hohenthal mit Mutter und Bruder. Hildegard hat mit ihrem Vater, einem verstorbenen gesandten, lange in England gelebt. Sie erfreut sich auch in musikalischer Hinsicht einer beinahe schon vollkommenen Bildung. Sie veranstaltet mit Lockmann glänzende Aufführungen, verschmäht aber dann noch weniger seinen täglichen Unterricht am Klavier. Der Unterricht ist jedoch zugleich theoretischer und kunstgeschichtlicher Art. Lockmann hält dabei Vorträge über die bedeutendsten Kompositionen, ja, selbst über Rhythmus und Versmaß.

Ueber das Ballet sagt Lockmann: „Ein Ballet ist die Darstellung durch Mienen und Geberden, Tanz und Gruppirungen für das Auge, gleichsam eine Malerei in lebendiger Folge. Man muß also Begebenheiten dazu aussuchen, an denen das wesentlichste und interessan-

teſte gerade den Sinn des Auges trifft. Die Muſik drückt die Gefühle dabei aus und gibt das Maß zu den Bewegungen. Je mehr der Körper dabei handelt und je weniger die Sprache dabei nöthig iſt: deſto beſſer die Begebenheit. Große Maſſen; Ferne, wo man glauben kann, daß man die Worte nicht mehr vernehme; Krieg und Streit in Wirklichkeit, Liebesperſonen, wo Hand und Arm, Fuß und Auge hauptſächlich im Spiele ſind; Landſchaften; Sturm und Wetter; alle Jahreszeiten in ihrem lebendigen; Meere und Ströme und Wälder; Ernten, Jagd, Weinleſe, Fiſchfang, Vogelfang, Hochzeiten; Wirthshäuſer, Lager, Feſtungen, Seehäfen; kurz: alles, was dem Auge Genuß gibt, wobei unter den Menſchen Inſtrumentenſpiel gebraucht wird, bei Feſten und Schlachten iſt dazu vortrefflich."

Was den Fortgang des Romans ſelbſt betrifft, ſo bemüht ſich Heinſe (gelegentlich mit manchen verfänglichen Scenen, die ich wie beim Ardinghello hier ganz übergehe) zu zeigen, daß Hildegard aus Lockmanns Schülerin zuletzt ganz von ſelber ſeine Braut geworden ſein würde, da ſie gerade bei ihm Schutz ſucht vor dem ſchon vermählten ſchändlichen Erbprinzen ſowie vor drei Edelleuten am Hofe. Dieſen hat ſie gerade um Lockmanns willen ſchon längſt drei mehr oder weniger förmliche Körbe ertheilt. Heinſe zeigt nun aber weiter, wie Lockmann dieſes für ihn vielleicht zu gewaltige Glück gerade durch ſeinen Ungeſtüm wieder verſcherzt. Hildegard entflieht vom Hofe des Fürſten. Sie rechtfertigt dies vor ſich ſelbſt, weil ſogar der angebetete Lockmann ihr nicht ihre Tugend gönnt. Sie weicht aber damit zugleich aus der Bahn ihrer bisherigen Sittenreinheit. Dieſe würde durch eine Ehe mit dem ungeſtümen Lockmann dann doch den Stempel der Vollendung erhalten haben. Hildegard ſcheint dies zu fühlen und nach einigen Reiſeabenteuern (Sehnſucht nach Italien!) zu ihm und der Mutter zurückkehren zu wollen. Eine kleine Entſchädigung dafür, daß ſie ins bürgerliche Leben zu ihm hinabſteigen wird, meint ſie ſich doch vorwegnehmen zu dürfen. Hildegard von Hohenthal iſt die tugendhafteſte und humanſte Amazone, die je gelebt hat. Aber ein kleines bißchen von einer noblen Paſſion, meint ſie, wird man ihr doch laſſen müſſen. Beinahe erſt mit dem Entſchluſſe zu reiſen iſt auch der liebliche Hauch der Unſchuld von ihr abgeſtreift. Selbſt die wahrhaft edle Denkart, welche ihr nicht geſtattet hatte, auch dem berühmten Komponiſten einen Korb zu geben, verſchwindet allmählig. So ſinkt denn nach der Flucht aus dem Umkreiſe der Frau Mama

Hildegards Haltung. Zwar trifft das Fräulein bald mit einer englischen Herzogin, ihrer besten Freundin, zusammen. Zwar reist sie nicht allein, sondern nur mit dem Herzoge und der Herzogin nach Italien. Allein gerade diese bestimmt sie, in Rom unter nicht unbedenklichen Verhältnissen auf der Bühne die Römer durch Gesang zu entzücken. Hierdurch tritt eine Katastrophe ein. Hildegard, die Herzogin und der Herzog verlassen in Folge derselben schleunigst Rom. Ein reicher englischer Musikenthusiast, der sie begleitet, läßt sich bald darauf mit ihr trauen. An der Einwilligung der Frau von Hohenthal als Mutter ist nicht zu zweifeln. Sie kennt den reichen Musikenthusiasten, einen welterfahrenen Lord, noch aus der Zeit, da ihr seliger in London gesandter war.

Nicht lange nach Hildegards Vermählung kommt Lockmann in Neapel an, wo sie sich jetzt befindet. Hildegard hat seine Opern mit großem Erfolge in Rom zur Aufführung gebracht. Sie hat ihm aus Italien ihr bedeutendes Spielhonorar mit einigen sehr dunkelen Andeutungen zugeschickt. Hildegard verheirathet ihn nun mit der Schwester ihres römischen Banquiers, eines Geschäftfreundes von Bethmann in Frankfurt am Main. Zufällig ist die römerin schon von Rom bis Neapel in Lockmanns Gesellschaft gereist.

Die Herzogin, Hildegard und die junge italienerin veranstalten in Neapel zu Lockmanns Ehren ein Fest der Gracien wie Gleim in Halberstadt für Johann Georg Jacobi bei Ankunft von Wielands Gracien.*) An dieser Huldigung für Lockmann nimmt selbst der Lord als Augenzeuge theil, ohne indessen Hildegards frühere Zuneigung zu Lockmann auch nur für möglich zu halten. Der Lord wird später gesandter in M. Wie es scheint, ist damit München gemeint. Sollte ich mich aber darin irren, so kann es doch wohl nur der Lord oder seine Gemahlin sein, welche bewirken, daß auch Lockmann mit seiner römerin bald darauf nach dem nämlichen Orte einen Ruf erhält, wo nun beide Liebespaare im glücklichen Vereine leben. Man denkt dabei unwillkürlich an den Schluß des Ardinghello.

Mit Ardinghello und Hildegard von Hohenthal hatte sich Heinse Goethe's Dichtuugen ebenso durch seine Werke genähert wie er früher Wieland nahe gestanden hatte. — Neben allen Tollheiten, welche Hildegard von Hohenthal mit Ardinghello gemein hat, klebt dem späteren Romane doch ein gewisser kurmainzischer Zopf an. Zuletzt sieht der

*) S. S. 83.

tiefer blickende über den ganzen Roman Hildegard von Hohenthal eine Zeitstimmung ausgebreitet, welche dem Tone in Goethe's Kampagne in Frankreich und in dessen Belagerung von Mainz ziemlich verwandt ist. — —

Ueber die anderen Schriften Heinse's in Laube's Gesammtausgabe habe ich nichts zu sagen, als daß der Herausgeber selbst sie mit Recht für unbedeutend hält. — —

Einen kleinen spaßhaften Vorfall habe ich für die spätere Zeit aus dem Briefwechsel nachzutragen. Vater Gleim wollte auch einmal einen ganz geringen Vortheil ziehen aus den bessern Glücksumständen seines lieben Sohnes, so gleichsam aus Heinse's Hofrathsperiode. Am 15. Mai 1796 schrieb er ihm, in diesem Augenblicke habe ihm, dem Wassertrinker, sein Arzt ein volles Glas Rheinwein verordnet. Weil nun im alten Halberstadt kein alter Rheinwein zu haben sei, so bäte er, in zwei Zeilen eventualiter ihm zu melden, ob und für wie viel Laufegold ein Stübchen, allenfalls ein Anker solchen Weines in der Rheingegend selbst zu haben sei.

Der damals vielbeschäftigte Heinse antwortete am 2. Juni 1796 von Aschaffenburg aus (bekanntlich hatte er dahin die kurfürstliche Bibliothek vor den Franzosen gerettet), der alte Rheinwein wäre von den erfahrensten Weinkennern geprüft und ausgewählt und für Gleim besorgt. Die Gebrüder Mappes wären die ersten Weinhändler in Mainz. Auch als rechtschaffene Männer würden sie geschätzt. Weinhändler und Weinvirtuosen verehrten und liebten nie Wassertrinker. Heinse habe Herrn Mappes durch einen gemeinschaftlichen Freund auftragen lassen, mit erster Gelegenheit einen Anker oder zwanzig Maß Markobrunner, von welchem Jahr und Preis in einem beifolgenden Zettel angezeigt sei, an ihn zu übersenden. Der eine Bruder Mappes befinde sich gerade jetzt in Berlin. Heinse wünscht, daß dieser „Nektar Deutschlands" neues körperliches Leben in Gleims Adern erwecken möge: denn das geistige lebe und webe in voriger Frühlingsblüthe. — Heinse kam aber schön an!

Es heißt nämlich in einem „Vater Gleim" unterschriebenen Briefe aus Halberstadt den 8. Januar 1797: „Mein, mein Heinse hat seine Sache nicht gut gemacht. Ich bat ihn um alten Wein aus seines Kurfürsten Keller (!), und er schickte mir aus eines Weinverkäufers Keller jungen, so theuer, daß ich für die Halbschied solchen aus unserem halberstädter Domkeller haben kann!"

Dies war zugleich die Antwort auf einen früheren Brief Heinse's, worin dieser den Wein im Domkeller für theuer erklärt hatte. Der halberstädter Domkeller, beiläufig gesagt, mußte in alter Zeit neben den Dom gebaut werden, weil der Teufel nur unter dieser Bedingung den Dombau erlaubte. Er hatte sogar den Teufelsstein nach dem Dome geworfen, der noch jetzt mitten auf dem Domplatze liegt. Der Domkeller ist erst jetzt verschwunden. 1875 suchte ich ihn vergeblich.

Heinse blieb die Antwort nicht schuldig. Sie war ziemlich treffend. Er schrieb aus Aschaffenburg den 3. März 1797: „Den Weinkeller des Kurfürsten haben die Franzosen ausgeleert, Herzensvater Gleim; ich glaubte meine Sache recht gut zu machen und verließ mich auf meine Freunde in Mainz. Vergebung! daß ich bei diesem Auftrage nicht glücklich war."

Gleim und Heinse starben beide 1803. Heinse's Todestag war bekanntlich der 22. Juni. Da man bei dem Abdrucke seiner Briefe die von ihm beigefügten Adressen weggelassen hatte, so habe ich dieselben aus den Manuskripten derselben gezogen. Ich setze sie her. Heinse schrieb in seinem Briefe aus Erlangen vom 29. Januar 1772: „Meine Adresse ist Secretaire du Comte de Schmettau — das Kind muß doch einen Namen haben! — chez Mr. Diel." — Im August 1772 sollen die Briefe für Heinse in Langewiesen nur in Ilmenau abgegeben werden. — Ueber Andreä, dessen Adresse in Erfurt zu Geldsendungen für Heinse allein sicher war, gibt Heinse's Brief vom 2. April 1774 folgende Auskunft: „Mein Herzensfreund Andreä schreibt mir eben, daß sein Vater in Wien gestorben sei und ihn zum Erben hinterlassen habe, und daß er mit dem einen Fuß schon in den Wagen steige, der ihn nach Wien fahre, sie (die Erbschaft) zu holen. Sie wird ohngefähr zum wenigsten zweihunderttausend Gulden betragen, und er brennt schon vor Verlangen, mich vom Rheine wegzuholen und mit mir nach Italien zu reisen." Diese Hoffnung hat den armen Heinse betrogen. — Etwas dunkel heißt es in dem Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1774: „Ich wohne auf dem Wunderbau nun seit vier Wochen mit meinem geliebten Fritz Jacobi bei einem der besten Pantalons; dem lieblichsten Mosler, den Vater Bacchus hat wachsen lassen, einem Billard und Rosen." — Am 15. Februar 1776 war Heinse's Adresse (offenbar seine Wohnung) in Düsseldorf bei dem Generalkontroleur Ewarts; er selbst nannte sich damals noch immer Rost. Der Brief aus Düsseldorf vom 6. Juli 1778 enthält die

Nachricht: „Fritz wohnt dieſen Sommer in ſeinem Garten; und ich bewohne ſein Haus in der Stadt mutterſeelenallein mit allen Zimmern.“ — In dem Briefe aus Venedig vom 15. Mai 1781 heißt es: „Nach Bologna und Florenz kann ich Ihnen keine andere Adreſſe angeben, als meinen Namen poste restante. Zu Bologna werde ich vom 10. Julius bis zum 20. alle Poſttage nachfragen; wenn Ihnen Ihre Geſchäfte und Freuden zulaſſen ſollten, mir in den zehn erſten Tagen nach Empfang dieſes ein paar Zeilen zu ſchreiben; ſo werd' ich dort um die Zeit die Antwort erhalten. Was Sie vom 10. Junius an und die folgenden Tage nach Florenz an mich abſchicken, erfrag' ich dort vom 24. an.“ — Nach einem Briefe Heinſe's an Gleim aus Rom den 30. Junius 1782 ſollen Briefe für ihn entweder durch Vermittelung von Fritz Jacobi oder ohne weiteres nach Rom unter ſeinem Namen mit dem Zuſatze al Café tedesco geſandt werden. — Während des Juni 1786 wohnte Heinſe zu Düſſeldorf „in der Stadt Siegburg“, wohl einem Gaſthauſe.

Auch einige Stellen, die ſich in Heinſe's Briefen über den Hof zu Weimar finden, erlaube ich mir hier noch zuſammenzuſtellen. Am Schluſſe von Heinſe's Briefe aus Düſſeldorf den 6. Juli 1778 finden ſich die Worte: „Vorige Woche war die Herzogin Mutter von Weimar bei uns; und mit ihr der Herr von Einſiedel, die Fräulein von Göchhauſen und von Stein und Mock aus Darmſtadt und der Maler Krauſe. Alle haben unausſprechliche Freude an der Galerie gehabt. Die Herzogin iſt bloß Düſſeldorfs wegen nach Düſſeldorf gereiſt. Sie iſt über eine Woche da geblieben und wir haben ſie überall herumgeführt und gefahren. Ich habe ſie unter anderem einmal auf ein Floß auf dem Rheine gebracht, eine Maſſe von Holz, wogegen das größte Orlochſchiff eine Kleinigkeit iſt, und ihr ein nagelneues Gaudium gemacht, wie allen den anderen. Sie wollte vor Luſt nicht wieder fort, ob es gleich ſchon dunkel ward, und der Rhein ſtürmte. Sie und Mock und Krauſe haben ſich ſehr viel an unſeren Gegenden geweidet. Jetzt ſind ſie zu Embs bei Coblenz. Mock will künftig Jahr wiederkommen, ſich einige Zeit aufhalten und dann nach Holland reiſen. Vielleicht kommt dieſen Sommer noch Zimmermann, der nichts gutes mit Lichtenbergen angefangen hat.“ — In dem Briefe aus Düſſeldorf vom 9. März 1779 heißt es über Müller: „Er hat jährlich zu Rom tauſend Gulden zu verzehren, fünfhundert gibt ihm der Kurfürſt und fünfhundert ſchießen die weimarer für ihn zuſam-

men, die Herzogin und der Herzog; die auch dem unglücklichen Lenz achthundert Gulden jährlich schenken. Hier ist alles voll vom Frieden; spitzige Köpfe glauben aber noch nicht daran; wer weiß, wann Fritz wiederkommt von München."

Das wäre es, was ich, abgesehen von zwanzig bis dreißig durch mich aufgefundenen Gedichten Heinse's,*) zur Ergänzung der Biographie und der Ausgabe von Heinse mittheilen konnte. In einzelnen wichtigeren Fällen habe ich meine Auszüge so eingerichtet, daß schon jetzt aus meinen obigen Mittheilungen zu ersehen ist, wo die von mir nachgetragenen Briefstellen in die durch Laube aus der früheren Sammlung der Briefe von Heinse u. s. w. abgedruckten Episteln einzuschieben sind. Eine neue Ausgabe von Heinse darf nicht ohne Benutzung des gleimschen Nachlasses in Halberstadt ausgeführt werden. Für Laube aber erwächst daraus, daß er die halberstädtischen Manuskripte nicht benutzte, kein Vorwurf: dieselben waren ihm nicht zugänglich und sind mir selbst erst später geöffnet worden als mir lieb ist.

*) S. Anhang (die Büchse).

Anhang.

Zu Lessing.

A. Ueber die Quellen der Biographie Lessings.

Gotthold Lessing richtete einst ein Gedicht an seinen Bruder Karl, in dem es heißt:

O! schritten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! schilderte mit einem Zuge
Zwei Brüder einst die Nachwelt!

Und die Nachwelt kann wenigstens anerkennen, daß Karl Lessing sogleich nach dem Tode seines Bruders Gotthold auf eine verständige Weise dessen Lebensnachrichten sammelte. Lessings Biographie von seinem Bruder ist zwar keineswegs mehr, wie die Herders von seiner Frau, fast die einzige; auch nicht die bekannteste. Aber wie man die idyllischen Scenen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß bis auf den heutigen Tag noch immer am liebsten in den Schriftstücken seiner Frau und seines Sohnes liest, so bleibt für die Kenntniß von Lessings Vaterhause nächst seinem Briefwechsel doch immer die Biographie von Karl Lessing die einfachste und rührendste Quelle. Nächstdem ist stets als die wichtigste Urkunde für Gotthold Ephraim Lessings Leben betrachtet worden sein Briefwechsel mit Gleim. Er enthält die wichtigsten Dokumente für die ganze deutsche Kriegspoesie (denn die Lieder der Freiheitskriege entwickelten sich aus Gleims Liedern eines preussischen Grenadiers, die Gotthold Ephraim Lessing bei Voß herausgab), sowie für Gleims und Lessings Leben während des siebenjährigen Krieges, für die ganze preussische Dichterschule und im Grunde auch für die vossische Zeitung. Lessings Bruder Karl veranlaßte auch das erscheinen dieses Briefwechsels bei Voß in Berlin. Er beauftragte klüglich Eschenburg in Braunschweig mit der Herausgabe, der sich eine Abschrift der Briefe Lessings an Gleim von diesem zu verschaffen wußte. Diese Abschrift war von Gleims Neffen und nachmaligem Biographen Wilhelm Körte angefertigt. Körte hat in den von mir durchgelesenen Manuskriptband des Briefwechsels zwischen G. E. Lessing und Gleim geschrieben: „Dieser Briefwechsel Gleims und Lessings ist wörtlich abgedruckt und herausgegeben von Eschenburg: G. E. Lessings Briefwechsel mit Gleim. Berlin 1794. 8 und auch in der Reihe lessingscher Schriften befindlich." Zu der Versicherung, daß der Briefwechsel bei Eschenburg wörtlich abgedruckt sei, hat jemand (vielleicht Danzel oder Maltzahn) ein starkes Fragezeichen auf das

Titelblatt des Manuskripts gemacht. Karl Lachmann hat dieses Manuskript ebenso wenig in Händen gehabt, als Eschenburg. Er druckte in seiner berühmten kritischen Ausgabe von G. E. Lessing einfach die Ausgabe von Karl Lessing, Voß, Eschenburg, Gleim und Körte wieder ab. Nicht so Wendelin von Maltzahn. Indem er Lachmanns kritische Ausgabe von Lessings Werken auf's neue durchsah und vermehrte, bemerkte er 1857: „Lessings Briefwechsel mit Gleim befindet sich in dem Domgymnasio zu Halberstadt; leider aber nicht mehr vollständig. Die noch vorhandenen Briefe sind hier (d. h. in Maltzahns Ausgabe) zum ersten male vollständig und genau nach dem Originale abgedruckt. Der Direktor des genannten Gymnasii, Herr Dr. Th. Schmid, hatte die große Güte, dem Herausgeber die Einsicht dieser Korrespondenz zu gestatten." Gegenwärtig befindet sich Lessings Briefwechsel wieder in Gleims Sterbehause. Der von den gleimschen Erben bestellte Bibliothekar, Herr Seminarlehrer Jänicke, hatte mir diesen werthvollen Manuskriptband nach Berlin geschickt. Unbegreiflich ist es, wie Körte sich für den angeblich stattgehabten wörtlichen Abdruck dieses Briefwechsels verbürgen konnte, da er selbst sogleich auf einer der ersten Seiten eine werthvolle bibliographische Notiz von Lessing über Voltaire bloß deshalb, weil sie in einer Nachschrift steht, nicht mit abgeschrieben hat. Hiervon abgesehen aber hat er offenbar den wörtlichen Abdruck der Briefe um so lieber bescheinigt, als dasjenige, was nicht gedruckt werden sollte, auch gleich in der Handschrift von Gleim durchstrichen war. Alles dreht sich hier im Cirkel! Was nicht gedruckt wurde, das hatte Körte auch nicht abgeschrieben, und was er nicht abschrieb, das hatte Gleim oder Körte vorher durchstrichen. Allerdings finden sich diese Striche nicht in Lessings Briefen, sondern in den beigebundenen Entwürfen zu Briefen von Gleim selbst. Bei der Wichtigkeit dieser Briefe hat sogar das für uns jetzt Interesse, was Gleim offenbar selbst schon bei Abfassung seiner Briefe später wieder gestrichen und durch eine allgemeine und kürzere Wendung ersetzt hat. Wir suchten daher in den Mittheilungen aus der Handschrift dieses Briefwechsels, welche uns zum bequemsten Gebrauche in Berlin verstattet wurde, für dieses Buch nochmals einen selbständigen Gewinn zu ziehen.

Gotthold Ephraim Lessings Briefwechsel mit seiner nachmaligen Frau, Eva König, wurde von seinem Bruder Karl Lessing zuerst herausgegeben. 1870 aber ließ ihn Dr. Alfred Schöne wieder abdrucken unter dem Titel: „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Nebst einem Anhange bisher meist ungedruckter Briefe. Mit dem Porträt von Frau Lessing und einem Facsimile. Leipzig, Hirzel." Dieser Abdruck ist ein sehr sorgfältiger. Zwar lag Herrn Alfred Schöne das Manuskript der Briefe nicht vor. Jedoch hat er durch einige scharfsinnige Konjecturen uns diesen Uebelstand vergessen machen gewußt. Ganz besonders aber ist folgendes zur Würdigung dieser neuen Ausgabe zu beachten. Lessing und Eva König schrieben sich fast nur über solche Dinge, welche sie als ihr persönliches Geheimniß betrachten mußten. Sie bezeichneten daher die Namen derer, die in gewisse hamburger Geschäfte verwickelt waren, auch stets nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Dies waren aber dieselben hamburger Häuser, in welchen ebenso wohl Klopstock als G. E. Lessing verkehrte. Selbst wenn Karl Lessing diese Abkürzungen hätte ergänzen können, was wir nicht glauben, so würde er doch vermuthlich zu seiner Zeit noch Bedenken getragen haben, alle diese Geheimnisse zu lüften. Auf eine ganz unvergleichliche Weise aber ist dies in Alfred Schöne's Schrift

jetzt noch geschehen, zum theil durch F. A. Cropp in Hamburg, der überhaupt mit Redlich zusammen über einzelne Abschnitte der Biographie von G. E. Lessing, Klopstock und J. H. Voß, sowie über die hamburger Gelehrtengeschichte eine sonst für die Vergangenheit beinahe ungewöhnliche Helligkeit ausgegossen hat. Das große Interesse, welches dieser mit so großer Sorgfalt durchgeführte Wiederabdruck in der gelehrten Welt erregt hat, ist daher vollkommen gerechtfertigt, wenn auch nur wenige der glücklich entzifferten Namen schon an und für sich noch ein Interesse zu erregen im Stande sind.

Am 7. Mai 1870 feierte die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Lessing die Verwaltung derselben übernahm. Wohl erst durch die Feier selbst wurde der jetzige Bibliothekar zu Wolfenbüttel, Professor v. Heinemann, angeregt zur Herausgabe der Schrift: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe und Aktenstücke aus den Papieren der herzoglichen Bibliothek und den Akten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1870." In einem vom 20. Oktober 1870 datirten Vorworte sagte der Herausgeber, das erscheinen seiner Mittheilungen sei durch die Kriegsereignisse verzögert. Das Geschick habe gewollt, daß sie erst in jenen glorreichen Tagen ans Licht träten, die bestimmt schienen, die geistige Befreiung vom französischen Einflusse, welche Lessing vor mehr als hundert Jahren mit der schneidenden Waffe der Kritik begonnen habe, nun auch auf dem strategischen Gebiete für alle Zeiten zu vollenden. Jedenfalls wurde durch Heinemann, Schöne und F. A. Cropp das Jahr 1870 für die Lessingsliteratur ebenso wichtig, als das Jahr 1866 durch Strauß, Lappenberg und Bosse für die Klopstocksliteratur (vergl. Fr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 201) geworden war.

Herrn von Heinemanns Mittheilungen über Lessing sind außerordentlich reichhaltig. Er ist auch, wenn ich nicht irre, der erste, der aus dem Tagebuche von Leysewitz Auszüge gibt. Da er auch einige Briefe von Gleim an Eschenburg über Lessing mittheilt, so kam ich auf den Gedanken, mir Eschenburgs Antworten auf diese Briefe und überhaupt die Briefe der braunschweiger Eschenburg, Ebert und Zachariä an Gleim aus Halberstadt schicken zu lassen. Auch dieser Bitte wurde mit einer beinahe beispiellosen Liberalität entsprochen. Schon das vorliegende Buch beweist, daß alle diese braunschweigischen Schriftsteller in der That mitunter an Gleim über Lessing berichtet haben. Dieser Quelle wegen wird man sich nicht darüber wundern, daß in der Darstellung Lessings Aufenthalt in Niedersachsen am eingehendsten geschildert ist.

Die Briefe von Karl Lessing an Eschenburg über die erste Herausgabe des Briefwechsels zwischen Lessing und Gleim ließ Hr. v. Heinemann mit abdrucken. Der hierauf bezügliche Briefwechsel zwischen Eschenburg und Gleim befindet sich in dem einen der mir übersandten Manuskriptbände.

B. Ueber die Ursache der Anstellung Lessings bei Tauenzien.

Zugleich als Beitrag zur Geschichte von Halberstadt und dem Regenstein im siebenjährigen Kriege.

Gleim und Lessing hatten sich im Winter von 1754 auf 1755 kennen gelernt, als Gleim Kapitelsgeschäfte in Berlin besorgte. 1757 feierten sie beide das

Osterfest in Leipzig mit Kleist zusammen. In gehobener Stimmung kehrte Gleim nach Halberstadt zurück. Was er unter den Augen der dortigen preussischen Soldaten erleben sollte, entsprach keineswegs dem hohen Abbilde von preussischer Strategie und Tapferkeit, welche allein schon Kleists Persönlichkeit damals in seiner Seele hervorrufen mußte. Diese preussischen Truppen, wie wenig ihrer der König auch an anderen Orten vielleicht entbehren konnte, waren in Halberstadt doch sehr nöthig, weil von Westen her das französische Heer die preussischen Grenzen bedrohte. Nach und nach kam ein großer Theil der ganzen französischen Armee nach Halberstadt, da die Engländer durch den schimpflichen Vertrag von Kloster Seven vorläufig den Westen von Deutschland gegen die Franzosen nicht mehr schützten. Ja, nachdem der andere Hauptheil der französischen Armee von Friedrich selbst bei Roßbach geschlagen war, hörten die Bedrängnisse von Halberstadt schon deswegen nicht auf, weil die Franzosen eine Besatzung in der Sandsteinfestung Regenstein zurückließen. Es ist dies eine Ritterburg aus der ältesten Zeit, nur zwei Stunden von Halberstadt entfernt. Jetzt aber wirkten vermuthlich die Berichte Gleims in seinen Briefen an Kleist und seine Klagen, daß Friedrich eine seiner getreuesten Städte vergessen habe, die vor der Schlacht bei Roßbach erfolglos geblieben waren. „Warum mag unser großer Friedrich sein Halberstadt außer acht lassen, das ihn so lieb hat? Nur genug Husaren! Man müßte mit mehr Hitze drauf losgehen!" Das war bis zum 30. Januar 1758 der Refrain in Gleims Briefen. Es kann kaum einem Zweifel unterworfen sein, daß in Kleists Stube zu Leipzig, wo damals Tauenzien und Lessing ein- und ausgingen, ein kleiner Feldzugsplan fürs halberstädtische entworfen ist. Der Oberbefehl desselben wurde vom Könige Tauenzien übertragen, der vielleicht die Nachrichten aus Gleims Briefen vorlegte und sich um das Kommando des ins halberstädtische zu schickenden Korps beworben haben wird. Fast gleichzeitig erhielt der kränkliche Kleist den Oberbefehl über eine wohl weniger ruhmvolle militärische Sendung nach Bernburg. Der Regenstein wurde nun wirklich erobert. Er ist darauf als Festung geschleift worden und hat mit der ihn umgebenden Sandflora nur noch eine landschaftliche Bedeutung. So inmitten der ihn jetzt überwuchernden und beherrschenden Natur ist er in unsern Tagen unvergleichlich charakteristisch gemalt von Gotthold Ephraim Lessings Großneffen, dem Maler Lessing. (Vergl. S. 2.)

Wir wissen nicht, ob Tauenzien auch den Regenstein erobert hat. Graf Henkel von Donnersmark legte sich später in seinen militärischen Denkwürdigkeiten den Ruhm der Eroberung des Regensteins selbst bei. Im Jahre 1758 hatte ihn Kleist durch Gleim zu einem amtlichen Berichte über Tauenziens Wirken im halberstädtischen überhaupt zu veranlassen gesucht. Die magdeburgische Zeitung von 1758 enthält nun in der That anonyme amtliche Berichte. Tauenzien ist darin genannt; gerade seine Unternehmung erstreckte sich, wie es scheint, westlich bis an die Oker und Radau. Kleist und Tauenzien scheinen demnach ein gemeinsames kleines Streifkorps von der Ost- bis an die Westgrenze des Fürstenthums Halberstadt befehligt zu haben. Kleist empfing während seiner Expedition Gleims Besuch. Ob dieser auch Tauenzien gesprochen und welchen Einfluß er vielleicht auch auf dessen Unternehmungen gehabt hat, ist nicht zu ermitteln. Gleim schrieb und handelte damals stets mit der größten Vorsicht, weil er noch die Möglichkeit einer Rückkehr der Franzosen nach Halberstadt vor Augen hatte. Daß Lessing von den

Plänen auf Kleists Stube in Leipzig nichts erfahren habe, wird um so weniger unbedingt behauptet werden müssen, als er bei Kleist in Leipzig mitunter den Sekretär spielte, fast schon wie später bei Tauenzien.

Während nun aber der halb französisch gebildete Anakreontiker Gleim durch seine heimlichen Verbindungen und Umtriebe, um sich an den Franzosen für die Zerstörung seines Gärtchens und seines „Poetenganges" in Halberstadt zu rächen, bewirkte, daß Tauenzien auffitzen und ihnen in eigener Person (wie es nach der magdeburgischen Zeitung scheint) bis ans äußerste Ende des oschersleb'schen Bruches nachjagen durfte, gab dieser als Dichter zwar nicht hoch-, aber als deutscher Patriot für jene Tage beinahe einzig dastehende Mann ungefähr um dieselbe Zeit ebenso heimlich durch Lessing auch seine „Lieder eines preussischen Grenadiers" heraus. Am 16. April 1758 schrieb Gleim an Lessing: „Zwey Worte, liebster Freund! zu mehreren habe ich die Zeit nicht! Ich muß untersuchen, was für Thaten die Franzosen, unsere Feinde, mit dem Magen gethan haben! Mein Gott, wie haben die Leute gefressen! Sie können kein Herz haben, sie sind lauter Magen!" Sodann erkundigte sich Gleim, wie lange Kleist noch in Leipzig bleibe. Er stellt von seiner Seite schon wieder einen Besuch bei Kleist, einen neuen „Schwabensprung" nach Leipzig in Aussicht. In demselben Briefe beklagt sich Gleim, daß Herr Weiß ihn gegen Uz den preussischen Grenadier genannt habe; er hat aber diese Indiskretion nicht übel genommen. Auch bemerkt er hier: „Herr von Kleist schreibt in seinem letzten, die Sammlung der Kriegslieder (des preussischen Grenadiers) sei noch nicht von Ihnen vergessen. Ich habe Ihnen wohl noch nicht gesagt, daß mir ein Format wie unseres Kleists Gedichte das Liebste wäre, doch haben Sie auch desfalls alle Freiheit." Lessing gab nämlich nicht allein Gleims Grenadierlieder mit Kleist und Ramler zusammen einzeln heraus, wie sie entstanden. Er veranstaltete auch eine Sammlung derselben bei Voß in Berlin. Als Gleim am 16. August 1758 durchnäßt von einem drei Meilen langen Spazierritte nach Hause zurückkehrte, fand er außer zwei Briefen von Kleist und einem von Ramler auch ein Schreiben von Lessing vor, welches ihn mit dem größten Dank erfüllte. Es enthielt ohne Zweifel zu vorläufiger Ansicht die von Lessing geschriebene Vorrede zu Gleims Grenadierliedern im Manuskript.

Durch die Sammlung der Grenadierlieder von Gleim trat Lessing in ein noch näheres Verhältniß zum Buchhändler Voß in Berlin. Wir wissen, daß er wenigstens damals bei ihm in patriachalischer Weise den Tisch hatte. Lessing ließ Exemplare des Büchleins in schönen Sammet binden. Die von ihm herausgegebenen Lieder Gleims schließen mit dem Gedichte auf die „Wiedereroberung von Breslau am 19. December 1757" ab. Am 1. September 1758 schrieb Gleim aus Halberstadt an Lessing, daß er in sein Siegeslied auf die Schlacht bei Roßbach, in welchem er die Reichsarmee nach den einzelnen Vaterländchen der deutschen Flüchtlinge lächerlich gemacht hatte, beim Wiederabdrucke noch den kölner- und den Münstermann einschieben wolle. Ein paderborner hatte sich darüber beklagt, daß die kölner- und die Münstermänner „in diesem Lobgesange sich nicht gefunden hätten". Aus einem durchstrichenen Worte im Koncepte dieses Briefes an Lessing geht sogar hervor, daß dieser Münstermann oder paderborner Gleims Vorgesetzter, der Dombechant v. Spiegel, war, welcher ein geborener westfale gewesen sein mag. Diese beiden Strophen wurden dem Siegesliede auf die Schlacht

bei Roßbach noch einverleibt. Ein von Leſſing verworfenes Gedicht Gleims auf die Schlacht bei Zorndorf dagegen wurde in die Geſammtausgabe nicht vor Leſſings Tode aufgenommen. (Vergl. Fr. d. Gr. S. 75—85.)

Je ernſter Leſſing Gleims zorndorfer Schlachtliede entgegengetreten war, um ſo höher muß ſeine Nachſicht angeſchlagen werden, welche er 1759, als Gleim Leſſings proſaiſches Drama Philotas in fünffüßigen Jamben umarbeitete, gezeigt hat. Man mag immerhin in dem Urtheile Leſſings über Gleims Philotas die geniale Perſiflage eines geringeren Talentes durchblicken ſehen. Aber jedenfalls muß man doch auch ins Auge faſſen, daß Leſſing auf die dramatiſchen Arbeiten jener früheren Periode, zu welcher Philotas noch gehört, nicht eitel war, da er ſicherlich als Kritiker wußte, daß ſie zu dem, was er bei größerer Muße und unter nur wenig glücklicheren Umſtänden würde leiſten können, ſich nur als Verſuche verhielten. Hatte doch Leſſing ſelbſt ſchon vier Jahre früher durch ſein in kurzer, aber ſorgfältig benutzter Muße zu Potsdam geſchriebenes Trauerſpiel Miß Sara Sampſon ungleich mehr geleiſtet, als im Philotas. Wiewohl Leſſing theoretiſch ſchon den Paſtor Lange über die Versmaße des Horaz etwas zurecht gewieſen hatte, ſo blieb doch ſeine berühmte Ode auf Friedrich den Großen wohl nur deshalb ein proſaiſches Gerippe, weil er den gemiſchten antiken Versmaßen praktiſch nicht gewachſen war. Was nun aber insbeſondere den fünffüßigen Jambus als dramatiſchen Vers betrifft, ſo ergriff ihn Leſſing zuletzt noch im Nathan in einer nicht ſehr meiſterhaften Behandlung. Wenigſtens der Intention nach übertraf aber Gleim ſich einmal wieder ſelbſt, indem er für Leſſings proſaiſchen Philotas daſſelbe that, was ſpäter Goethe mit beſſerem Erfolge für ſeine eigene dramatiſche Muße durch eine oder mehrere ſolche Verſifikationen in Italien that. Schon bei der Umarbeitung des Philotas ſahen wir Gleim durchdrungen von der Wichtigkeit des fünffüßigen Jambus für die deutſche Bühne. Er gedenkt ſich dadurch, als käme es dabei bloß auf den Kothurn an, der deutſchen Schaubühne zu nähern. Ebert in Braunſchweig ſollte dabei den Vermittler ſpielen. Derſelbe trat aber bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Welfenſtadt aus als Kenner der engliſchen Literatur und Freund klopſtockſcher Sprachreinheit mit Gleim in Verhandlungen über den deutſchen fünffüßigen Jambus. Als dieſer Philotas fertig war, wurde er mit einer Dedikation für den Hof zu Braunſchweig verſehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hof zu Braunſchweig durch Gleims Dedikation und Verſifikation des Philotas zuerſt auf Leſſing aufmerkſam wurde. Man bedauerte, daß Gleim den Philotas nicht ſelbſt gemacht hätte. Nach einem ungedruckten Briefe von Zachariä an Gleim vom 18. November 1760 hatte ſich Leſſing ſchon um dieſe Zeit nach der wolfenbüttler Bibliothek erkundigt. In einem ungedruckten Briefe von Ebert an Gleim aus Braunſchweig vom 19. September 1766 aber heißt es: „Schreiben Sie doch bald an Herrn Leſſing, den ich hier bei ſeiner Rückreiſe nicht habe ſehen können, und beſchwören ihn bei ſeinem ehrlichen Namen, das Verſprechen zu halten, das er mir gegeben hat, und ſobald als möglich ſein Theater drucken zu laſſen.“

Nur durch den lebhafteren Verkehr mit Gleim und Kleiſt berührte Leſſing ſchon 1757 in Leipzig die Kreiſe Klopſtocks, der einſt in demſelben Jahre wie Leſſing als Student von einer Fürſtenſchule nach Leipzig gekommen war. Klopſtock ſtand jetzt nach Ueberwindung der unglücklichen Liebe zu Fanny (einer wohlhabenden Kaufmannstochter in Langenſalza, ſeiner Baſe) in Kopenhagen ziemlich am

Ende seiner ersten Ehe mit Meta, nach deren Tode er sich vergeblich um seine Dore, eine blankenburgische Amtmannstochter, bewarb. Gleim hatte einer ganz unwürdigen Braut aus Blankenburg, anfangs nur gezwungen, schon vor längerer Zeit entsagt. Es fehlte nicht an vergeblichen Vorschlägen zu einer neuen Verlobung. Ja, wie es scheint, begleitete Klopstocks Fanny selbst die Demoiselle Weiß, ihre Verwandte, in Meßgeschäften von Langensalza nach Leipzig, wo letztere, jung und hübsch, mit Gleim zusammentraf. Gleim reiste jedoch aus Leipzig wieder ab, ohne sich mit ihr verlobt zu haben. Allerdings hatte Demoiselle Weiß damals auf Lessing mehr Eindruck gemacht, als auf Gleim. Auch sollte diese interessante leipziger Meßfremde ihrem Manne sogleich 10,000 Thaler zubringen. Lessing aber war jedenfalls selbst zu dieser Zeit nur insofern ein Weiberfeind, als die Bildung der Frauen damals schon manche sittliche Mängel mit sich führte, welche sich im Laufe der Zeit zwar modificirt, aber allem Anschein nach weder vermehrt noch vermindert haben. Auch war vielleicht die gesellschaftliche Stellung gebildeter junger Männer zu der ebleren Frauenwelt damals überhaupt eine falsche und die Ehe bereits durch den Luxus erschwert. — Wir dürfen es nur als einen Scherz betrachten, daß Kleist noch am 23. August 1757 Gleim schriftlich auffordert, die Demoiselle Weiß entweder noch selbst zu heirathen, oder Herrn Lessing ihre Hand zu verschaffen. Wenigstens fehlt über diesen Punkt jede direkte Aeußerung Lessings *).

Wie ernsthaft sich kurz vorher Kleist für eine Anstellung Lessings in Preussen verwendet hatte, beweist folgender ungedruckte Brief Sacks an Kleist: „Hochwohlgeborener Herr, Hochzuehrender Herr Obrist-Wachtmeister! So ein großes Gewicht Ew. Hochwohlgeb. beliebige Empfehlung für mich hat, und so sehr ich mich durch die eigenen Verdienste des Hrn. Mag. Lessings, demselben nach meinem besten Vermögen zu dienen verbunden achte, eben so leid ist es mir, daß ich solches nach Ew. Hochwohlgeb. Vorschlage zu thun, mich außer Stande befinde. Die Stelle eines adjuncti bei der Königl. Bibliothec ist bereits vor mehr als 3 Monathen von einem H. Stosch besetzt worden. Inzwischen mache ich es mir zur Pflicht und zum Vergnügen, auf alle Gelegenheiten, da ich dem würdigen Herrn Lessing nützlich seyn könne, aufmerksam zu seyn, und würde ich mich gewiß recht sehr freuen, wenn ich bald dergleichen Gelegenheiten bekommen und etwas beytragen könnte, eine Eroberung dieser Art über das leichtsinnige Sachsen für das ernsthafte und ehrliche Brandenburg zu machen. Uebrigens wünsche ich von Herzen, daß das Verlangen des Verfassers der rührend schönen Ode auf unseren Großen Friedrich bald möge gestillt werden, doch so, daß er siege und lebe; woran gewiß den aufrichtigsten Antheil nehmen wird derjenige, der mit ausnehmender Hochachtung die Ehre hat zu seyn Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst ergebener Diener Sack. Berlin, den 26. May 1757."

Da die Predigt im öffentlichen Leben des damals halb französischen Berlins fast die einzige Vertreterin der deutschen Sprache war, so war zu Anfang des siebenjährigen Krieges noch eine lebhafte Verbindung der Kirche mit der deutschen Literatur vorhanden. Der damalige Kirchenfürst Sack in Berlin war daher noch für

*) Man sehe die betreffenden Auszüge aus Kleists ungedruckten Briefen in meiner Schrift: „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 259, 260. Die Erwähnung dieser Demoiselle z. B. in Lessings Werken von Lachmann, Bd. XII S. 85 ist ohne die von mir gegebene Aufklärung nicht zu verstehen. Sie wird übrigens bald Weise, bald Weiß, bald Weiße geschrieben.

Lessings Berufung ebenso wenig zu umgehen gewesen, wie für Klopstocks Anstellung. Nun vertheidigte zwar Lessing noch in seinem 13. Literaturbriefe vom 1. Februar 1759 die Beredtsamkeit unserer Jerusalem, Mosheim und Cramer gegen Wieland, der ihnen die französischen Bossuet, Massillon und Troublet vorzog. Er charakterisirte die deutschen Prediger als Lehrer und die französischen, mit einem Seitenblicke auf das französische Theater, als Schauspieler. Mit besonderer Auszeichnung, aber schwerlich ganz ohne Ironie, wurde Wieland bei dieser Gelegenheit von Lessing an Sack erinnert, denn Wieland widmete ja von der Schweiz aus Sack eine Schrift und denuncirte gewissermaßen Ramler bei ihm in der Vorrede derselben. — Jedenfalls hat Sack sein Versprechen, für Lessing etwas zu thun, ebenso gebrochen wie sein Wort, das er Klopstock gegeben hatte.

Am 15. April 1759 war der erste Ostertag jenes Jahres. Gleim schrieb an diesem Tage einen Brief an Lessing. Er beklagte sich eben, daß er als Domsekretär nicht einmal am ersten Ostertage ihm in völliger Ruhe schreiben könne. In demselben Augenblicke wurde er auch noch von einem wüthenden Feuer in seiner Nachbarschaft unterbrochen. Eine schlimmere Störung folgte auf dieses Feuer, wie auf ein böses Vorzeichen, im Kreise der Freunde. Kleist erlag den in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunden. Gleim reiste an den Hof, der sich in Magdeburg befand, um Erkundigung über ihn einzuziehen. Am 13. September 1759 schrieb er an Lessing: „Ich bin zu Magdeburg gewesen. Die Absicht wissen Sie. Aber leider erfuhr ich von einer Kammerfrau der Königin, die nicht wußte, was sie mir sagte, die tödtende Post! Die Königin (sagte sie) und der ganze Hof beklagte den Tod eines gewissen Herrn v. Kleist. Hernach sagte es mir auch der Herr v. Hertzberg; und als ich nach Hause kam, fand ich Ihr Schreiben.“ Für Lessing war Kleists Tod ein herber Verlust. Ohne Zweifel aber glaubte sich Tauenzien, welcher Gleim und Kleist die Gelegenheit zu seiner vielleicht ersten heldenmüthigen Unternehmung — dem Zuge ins halberstädtische — verdankt zu haben scheint, verpflichtet, nach Kleists Tode für Lessings äußere Lebensstellung zu sorgen. Und sollte Tauenzien sich nicht als Kommandant von Breslau Lessings erinnert haben, so war Gleim wohl in der Lage, ihn um Lessings Anstellung bitten zu dürfen. Gleim war selbst Sekretär des alten Dessauers gewesen und der Gedanke, Lessing als Gouvernementssekretär bei Tauenzien zu empfehlen, mußte ihm, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, jedenfalls nahe liegen. Und so finden wir denn Gotthold Ephraim Lessing von Ende November 1760 bis Ostern 1765 in der That als Sekretär bei Tauenzien in Breslau.

Zu der vorstehenden Auseinandersetzung gebe ich im folgenden die näheren Aktenstücke in Briefen von und an Gleim.

In dem Anhange meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Literatur“ habe ich unter anderm Auszüge aus den Briefen Kleists an Gleim gegeben (S. 228—265). Damals glaubte ich, daß die Briefe Gleims an Kleist im Felde verloren gegangen seien. Es war dies Gleim gemeldet, hatte sich aber selbst auf eine große Anzahl von Briefen, die er zur Zeit des siebenjährigen Krieges geschrieben hatte, nicht mitbezogen. Dieselben wurden, wie Gleim dies nach dem Tode seiner Freunde in der Regel wünschte, vielleicht gegen ein Geschenk, nach Halberstadt zurückgeliefert und zwar mit folgendem Schreiben:

Hochedelgebohrner
Hochzuehrender Herr!

Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, die hierbey kommenden Briefe Ew. Hochedelgeb. als ihren (sic) ersten Verfasser, abzuliefern. Außer einigen Briefen von Herrn Ramler und Sulzer, Ewald und Sagliazucchi, abgethanen Regimentsrechnungen, einige geschriebene collegia*) und drey verdorbene Mittelstücke zu einer Flöte bleibt mir nichts zum Angedenken meines liebsten Freundes des seeligen Kleists übrig als das Portrait, welches ich zur besten Zierde meiner Stube aufbehalten werde, da es mir von ihm selbst nebst einer kleinen Schnupftabaksdose ist geschenket worden. Herr und Mad. Bach haben sich auch sofort aller Ansprüche darauf begeben. Wann den beiden Herren Ramler und Sulzer mit ihren Briefen gedienet ist, so ist es meine Schuldigkeit ihnen solche zurückzugeben. Ich werde sie so lange verwahren, bis sie mir vielleicht abgefordert werden. Kann ich Ew. Hochedelgeb. worinnen dienen, so bitte mir dero Befehle aus. Ich werde in Vollführung derselben niemals saumseelig seyn, wie ich es mir denn für eine besondere Ehre schätze, wenn ich mich Zeitlebens nennen darff

Ew. Hochedelgeborn.

Potsdam,
den 19. Mai 1763
(oder 1765).

ergebenster Knecht
Koch,
de l'opera comique du Roi.

Die Briefe Gleims an Kleist, gewiß lange nicht vollständig, bilden einen Quartband in der gleimschen Briefsammlung. Aus dem obigen geht bereits hervor, daß die Antworten auf diese Briefe Gleims, von denen ich im folgenden die erheblichsten theils vollständig, theils im Auszuge mittheilen werde, sich in meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" finden. Gleim lebte nicht allein als Domsekretär in einer einflußreichen Stellung: er verwaltete damals auch während einer längeren oder kürzeren Zeit das Syndikat. Die ersten hier zu beachtenden Briefe Gleims an Kleist gehen jedoch in die Jahre 1745 und 1746 zurück. Die Abschrift von den Originalen ist möglichst buchstabengetreu. Nur die Abschrift einiger Artikel aus der magdeburgischen Zeitung vom Jahre 1758, welche man auch unter diesen Briefen finden wird, dürfte aus dem Grunde nicht buchstabengetreu sein, weil sie von Herrn Dr. Schwieder aus Berlin auf dem Redaktionsbureau der magdeburgischen Zeitung zunächst stenographirt und dann erst bei mehr Muße zu Hause ins reine geschrieben ist. Der Zusammenhang dieser Zeitungsartikel und namentlich des ersten mit Gleims Briefen beruht eben darauf, daß, nachdem in diesen Briefen, die nicht immer bloß von Kleist gelesen zu sein scheinen, geklagt war, Friedrich habe sein Halberstadt vergessen, Kleists vertrauter Freund Tauenzien vom Könige den Auftrag erhielt, einen Streifzug ins halberstädtische zu unternehmen. In meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 87 wurde nun bereits darauf aufmerksam gemacht, daß nach einem Briefe, in welchem Gleim im Interesse Tauenziens gebeten wird, einen amtlichen Bericht über dessen Thätigkeit anzuregen, auch Lessing als bei Kleist ein- und ausgehend erwähnt wird. Wenn nun aber auch der erste dieser Berichte aus der magdeburgischen Zeitung nicht erst auf Kleists Anregung geschrieben sein kann und

*) Bekanntlich hat Kleist studirt.

die beiden späteren Tauenzien nicht wieder nennen, so geben diese drei jedenfalls mehr oder weniger amtlichen Berichte der magdeburgischen Zeitung oder wenigstens der erste doch die erste wirkliche Nachricht von Tauenziens Streifzuge ins halberstädtische, welchem ich zuerst durch Gleims Briefwechsel auf die Spur kam, der übrigens so vorsichtig gehalten ist, daß sogar der Briefsteller gerade in der betreffenden Zeit nur mit falschem Namen zeichnet. Zugleich ergibt sich aus dem gesagten eine so enge Verbindung zwischen Kleist und Tauenzien, daß dessen spätere Anstellung Lessings in Breslau nun vollkommen aufgehellt ist. Noch sei bemerkt, daß der Eigenthümer der magdeburgischen Zeitung Herr Faber noch einzelne Blätter seiner Zeitung von 1628 aufbewahrt. Spätere Jahrgänge sind voll dort vorhanden, während die K. Bibliothek zu Berlin die Zeitung erst seit 1832 besitzt.

Anonymer Brief an Kleist aus der Umgebung des Königs.

Mon cher Cleist.*)

Le roi revient demain. Je vous conseille de lui écrire toute de suite et de le prier de ne pas vous oublier dans cette occasion, vû que vous n'aviez rien à vous reprocher. C'est l'avis de plusieurs de mes amis, que j'ai consulté et d'un homme, qui vous est attaché par la plus tendre amitié. Adieu, ne me nommez point.

Gleims Brief an Kleist, vom 14. September 1745.

Der Herr General**) ist seit Kurtzen etliche mahl in Laublingen bey unserm Langen gewesen, und neulich war er nebst Herrn Prof. Meyer in Halle bey ihm einige Tage in Aschersleben. Welchem Congreß ich gern beygewohnt hätte, aber durch nöthige Amtsgeschäfte verhindert wurde. Lesen sie den Geselligen***) ordentlich? Telamons****) oder an Fromhold ist vom Herrn v. Stille an Herrn Langen, und das Blatt von dem Gebrauch der Zunge unter dem Buchstaben M. ist gleichfalls von dem Herrn General. Ich wünschte, daß Herr Lange mit dem Wort Mittelmäßig nicht so viel Begriffe verbunden hätte. Er hat es so oft wiederholt und so damit gespielt, daß ich dem Wort recht gram bin.

Itzt könnten wir Hasen nachlaufen, Lerchen ins Netz jagen, Schaafmilch essen, und Kramtsvögel belauern, auch Drosseln und Schnepfen. Warum sind sie doch itzt nicht hier, mein liebster Freund, Kommen sie doch, und bringen sie von Magdeburg ihren Ponickau*****) mit. Wie fröhlich wollen wir seyn, wie glücklich!

Wie wenig 100000 Thlr. fähig sind, unser Glück und Vergnügen zu befördern, das hab' ich gestern durch ein ausnehmendes Exempel erfahren. Ein Dohmherr v. Spiegel sen. der von dem General Schulenburg geerbt und außer den importantesten Gütern 100000 Thlr. baar Geld und eben so viel an Silberzeug hat, war mir das abscheulichste und zugleich angenehmste Spektackel. Ich saß eine gantze Stunde bey ihm allein, und trank Thee mit ihm, aber kein zufriedenes Wort, keine ruhige Stirn, kein heiterer Blick, sondern lauter Verdruß, Wolken auf der Stirn

*) Ohne Unterschrift, Ort und Jahr den Briefen an Gleim beigebunden. Spätestens rührt der Brief aus dem Jahre 1757 her.

**) Stille. Friedrich der Große 19.

***) Der „Gesellige" befindet sich in Halberstadt (Gleims Bibl.) und in Dresden (k. ö. Bibl.)

****) Das Wort ist undeutlich geschrieben und könnte vielleicht auch Telemach heißen.

*****) Von Ponikau, ein Offizier.

und in den Augen zeugten von dem Zustande der ganzen Seele. O wie lernte ich da mich so viel glücklicher schätzen, als er reicher ist, als ich. Er hat eine einzige Tochter, die er nicht verheyrathen will, ein Jude ist sein Vertrauter, von dem er sich so leicht um tausende bringen läßt, als schwer es ihm ist, einem Armen einen Trunk Wassers zu geben. Er hat von s. hiesigen Einkünften tausende zu verzehren, und verzehrt nicht so viel, als der arme Teufel, der sich täglich an s. Statt im Chor die Kehle müde schreyt.

Herr Krause*) ist vermuthlich wieder angelangt. Machen sie ihm doch mein Compliment und bringen sie ihn ja gewiß mit, und sagen sie ihm, daß er mir um einen guten Preis eine gute Flöthe verschaffe, wenn er will, daß ich noch musikalisch werden soll. Im Anfange thut es wohl eine für einen Gulden. Unsern Ponickau werde ich ehestens in Magdeburg überrumpeln. Ich bin begierig seine Doris zu sehen. Mit was für vernünftiger Ueberlegung hat er sich ein Mädchen gewählt. Er denkt mich zum heirathen zu bekehren, aber ich zweifle. Ich habe mehr als jemahls Eckel für die Ehe, und das von mir in 100 Liedern besungene schöne Geschlecht ist mir oft so wenig angenehm, daß ich vielmehr alles hasse, was weiblichen Geschlechts ist, und weder Hühner noch Eyer Krebs so gern esse, als Hennen (Henner? Hähne?) und Krebsmänner. (Vergl. S. 192.)

Adieu, mein theuerster Freund, machen sie daß ihre Ueberkunft zu Stande komme, und erfreuen sie ihren Gleim, der sie mit offenen Armen erwartet. Halberstadt, den 14. September 1740.

Lpz. a. d. 9. 3. 1746 an Kleist an Gleim in „Ungr. Bibliothek. Leipz. 1766" S. 28/9.

Aus Ewald von Kleists Briefe an Uz.

Potsdam, den 15. Mai 1746.**)

Herr Gleim hat sich vorgesetzt gegen künftige Michaelis Meße eine Sammlung lyrischer Gedichte herauszugeben, und mich gleichfalls zu einem Beitrage eingeladen. Mich dünkt aber, ich werde wenig Zuschub liefern, weil ich eine Zeitlang hier ganz trocken bin. Ew. Hoched. werden ihn hierin den meisten Beistand leisten können, als die bereits in dieser Arth einen vortrefflichen Vorrath haben, und überhaupt ein Muster darin sind. Die mir übersandten 2 schönen Stücke werde ich mit dero Erlaubniß schon dazu hergeben. Warum schreiben dieselben nicht ohne Reime? Wer bey sich fühlt, daß er für die Ewigkeit schreiben könne, muß den Reim weglaßen, als welcher gewiß einmahl gänzlich in Verfall kommen wird. Ich fühle dieses nicht, darum behalte ich ihn bey. — Nach dem Stengel, welcher in unsern Diensten seyn soll, habe ich mich bey unsern auch verschiedenen Regimentern erkundigt, ich kann ihn aber nicht erfragen. Wir haben bei der preußischen Armee in Friedenszeiten kein Commissariat wie bei andern Herren, darinnen die Nahmens aller enrollirten aufgezeichnet werden; folglich ist es unmöglich die Nahmen einer ganzen Armee zu erfahren, als davon der König nur allein Listen hat. Vielleicht kann ihn ein Zufall entdecken; an meiner Mühe soll es nicht fehlen. — Die Adreße an mich ist à M. Lieutenant d'Infanterie dans le Regiment du Prince Henri, frère du Roi à Potsdam. Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen,

*) Friedrich der Große S. 100.

**) Dieser Brief Ewalds von Kleist befindet sich bei den Briefen Gleims an Uz, welche dem ersteren nach Uzens Tode von dessen Schwester zurückgeschickt wurden.

wenn sie alle Titulaturen weglassen und freundschaftlich an mich schreiben. Ich werde ein gleiches thun.

Kleist an Uz aus Potsdam 19. December 1746.*)

Daß der Reim zum Wollklange was beytrage, wie Sie in dero Schreiben zu behaupten scheinen, ist vielleicht nicht Ihre wahre Neigung. Verschiedene harmonirende Chöre klingen woll nicht aber gleichtönend. Keine bloße Octave macht einen Accord und Harmonie aus. Wenn unsere Herrn nicht verwöhnt wären, würde uns die Wiederholung einerley Schalles gewiß einen Eckel verursachen — — — Sie meinen zwar die Abwechselung des Sylbenmaßes, welche den wahren Wollaut verursacht, ginge im Deutschen nicht so gut, als wie im lateinischen, weil es uns an einigen dactylis fehlt. Mich däucht aber es fehle uns nicht so sehr daran, ohngeachtet wir viele diphtongen (sic) auch mitten in den Wörtern haben. Es trägt nichts zur Reinheit des Dactylus bey, daß er in einem Worte enthalten sey, und Wörter können eben einen reinen dactylum formiren, wie nur übrigens die quantität richtig ist, und er klingt recht gut, ein aus 3 Wörtern bestehender Thon aber hart und ist daher zu vermeiden. Ich sehe also nicht worum der Reim, der Gothische Bräm, beybehalten werden soll. Da er eine wirkliche Häßlichkeit ist, und es uns an wahrem Wohllaut nicht fehlen kann. Lassen Sie ihn daher doch auch fahren, lassen Sie ihn den Gottschedianern über. Sie sind der Man, der vermögend ist einen Heeresführer gegen die Barbarey mit abzugeben, und einen guten Geschmack einzuführen.

Gleim an Kleist 24. August 1748.

Mein theurester Freund,

Wie lange währt es doch, daß der König in seine Länder, und sie zu mir abreisen. Die Erndte ist ja nun meist vorbey; die Felder sind leer, und er kan ja nun schon mustern, so viel er will. Wünschen sie ihm mit ihrem Heer doch eine glückliche Reise und lassen sie ihm (sic) lange genug ausbleiben, damit sie mir das Vergnügen ihrer Gegenwart bald genug gönnen können. Hat sie nicht Sulzer vollends überredet? Ich habe ein paar Stunden in Laublingen mit ihm gelacht, und gelärmt; denn wir sind nicht anders vergnügt gewesen, als ein paar junge Kälber, die nach langer Gefangenschaft wieder auf ein freyes Feld kommen; doch er (Sulzer) wird es ihnen schon erzählt haben, denn er wollte wieder über Potsdam zurückreisen. Lange**) ist völlig wieder gesund, und eben so gottlos, als vorher, und hat seinen Bauren schon einige mahl wieder gesagt, daß sie nicht gottloß sein sollen. Man muß das Wort gottloß, wenn es von einem Priester gebraucht wird, im gelindesten Verstande nehmen. — — — Ich will mich hurtig erinnern, was ich ihnen zu schreiben habe, allein es komt mir auf einmahl so viel in den Kopf, daß mir angst wird für einem Buche, das ich schreiben müßte; denn mich dünkt ich sey ihnen gegenwärtiger, wenn ich mit ihnen plaudere, drum plaudere ich gern recht viel und alles, was mir einfällt, aber mir wird angst, wenn

*) Auch für diesen Brief gilt die vorige Anmerkung.

**) Pastor in Laublingen bei Halle, gegen den Lessing das Vademecum schrieb. Vgl. S. 182, 191. Friedrich der Große S. 36.

ich denke, daß sie so viel Kleinigkeiten lesen müssen. Itzt denke ich, sie lassen mich so lange auf Antwort warten, weil sie sie selbst überbringen wollen! Ich habe heute mit Freuden in den Zeitungen gelesen, daß der König bald nach Schlesien gehen wird. Nun werd ich doch meine Ungedult bald befriedigt sehn! Was werde ich ihnen doch für Vergnügen machen! Heute geht die Jagd auf. Ha! Wir wollen die Hasen auf den Feldern verfolgen. Kan Herr von Bonickau auch besser treffen als ich! Wer vorbey schießt, was soll der zur Strafe thun? Er soll in den Streitschriften von den Monaden eine Stunde lesen. Das ist Strafe genug, ich verfalle aber nicht ohne hinlänglichen Grund auf diese Art der Strafe, denn ich habe nur etwas weniger von dem gründlich matten Zeuge gelesen und mich dünkt, ich sey ganz zur Monade geworden. Deshalb habe ich auch voll Verdruß nichts besseres zu Markte gebracht als dies:

Ein strenger Kenner der Monaden
Sprach von der Körper erstem Stoff
Sich, schwerer Weisheit zu entladen
Da, wo ein strenger Säufer soff.

Da sprach der Säufer zu dem Weisen:
Ha! die Monaden glaub ich auch.
Doch daß sie sind, magst Du beweisen,
Ich saufe sie in meinen Bauch.

Wegen der Jagd fällt mir noch ein, daß mir einmahl jemand in Potsdam eine schöne Flinte schenken wollte. Mich dünkt, es war der Herr Commissarius (Calvi?) wie heißt er doch, der in der Gewehrfabrike die Aufsicht hat. Nicht der Direktor Engeling, sondern der Commissarius. Wenn ich wenigstens nur eine um einen billigen Preiß bekommen könnte. Denn als ich jüngst examinirt wurde, ob ich auch Gewehr hätte, mußte ich allerdings sagen, daß es noch in Potsdam sey. Denn, für was für einen Menschen hätte man mich gehalten, wenn ich gesagt hätte, daß ich niemals einen Hasen erlegt habe.

Lassen sie ja Herrn von Bonickau seine Bestimmung des Menschen mitbringen. Ich bin recht begierig zu sehn, wie er fortgefahren ist, wo Spalding aufgehört hat. Wenn er seit seinem ersten Versuche nichts wieder gemacht hat, so wollen wir ihn schon dazu zwingen. Denn wie wird er unserer Freundschaft etwas abschlagen können? Es wird nicht verlangt, daß wir ihn weniger lieben sollen. Ich verspare die weitere Erörterung, bis es ihm möglich ist, die Beförderung unsers Vergnügens außer Aug' zu setzen.

Was macht Herr Krause? Ich lese itzt sein Buch von der musikalischen Poesie, welches mich wegen der Monaden wieder aufrichtet. Heute habe ich gemerkt, daß oft ganze Seiten einen andern Verfasser haben. Sagen sie mir im Vertrauen, wer seine Mitarbeiter gewesen. Ich wünsche mir zu einer völligeren und richtigeren Beurtheilung bessere Gesellschaft und freyere Stunden. Empfehlen sie mich seiner sorgenden Freundschaft, denn er will mir ein Mädchen verschaffen. Wenn Seydlitz sie (Sie) noch liebt, wie er muß, so wird er hertzlich von mir gegrüßt. Haben sie Nachrichten von Donop? Ich erwarte sie nebst ihrem Begleiter mit dem Verlangen eines Verliebten, und bin

Ihr
getreuester Gl.

Halberstadt, den 24. August 1748.

Nachschrift zum Briefe vom 24. August 1748.

Ich übersende anbey 4 braunschweigische Pistoletten. Sie sind hier ganz und gar abgesetzt. Vermuthlich aber können sie sie dort noch besser loß werden, weil sie dort einen größeren Cours haben.*) Ich bitte sehr entschuldigen sie meine eilige Schmiererey, ich wollte noch gar eine Aufwartung machen, und morgen früh um 4 Uhr mein Wehrtester! reise ich an den Fuß des Blocksberges, nach Werningerode, meinen alten Schullehrer zu besuchen, der, recht zufrieden mit seiner Zucht, mich schon 3 mahl besucht hat. adieu mein Hertz!

Aus Gleims Briefe vom 8. (10.) October 1748.

„Sehn sie liebster Freund, da sind Spuren der Providenz! Wer weiß, wie nahe der Punct ist, da sie sich auch zum besten meines Kleists offenbaren wird. Wie will ich als dann ihr Lob ausbreiten! wie will ich in Psalmen ihr danken!

Wenn sie doch itzt bey mir wären! Wie sollten sie dem Hrn. v. Hardenberg**) gefallen! Er ist ein besserer Poet, als ich gedacht, und ist für die Poesie so passionirt, als ich es war, da ich meinem Kleist noch scherzhafte Lieder sang. Er hat mir den Anfang einer Tragödie gelesen, die er gemacht hat, und der einen Poeten ankündigt, der es den Gottscheden bei weiten zuvor thun könnte, aber eine allerliebste Frau, ach! eine allerliebste Frau, hindert ihn am Umgang mit den Musen, und ist zu eyfersüchtig darauf. Ich habe mir in ihr ihre Wilhelmine vorgestellt. Sie kann auch in der That nicht vollkommener gewesen seyn; sie denken wohl ich bin verliebt, und ich bin es wahrhaftig und wer muß in eine so schöne Dame nicht verliebt seyn? Die feurigsten Augen, die gesundeste Farbe, die sauberste Haut, der schönste Busen, und die natürlichste Freundlichkeit, welchen Unempfindlichen sol dies alles an einer so anakreontischen Schönheit nicht reitzen? Ja ich hörte auf spröde zu seyn, wenn sich noch ein solches Mädchen fände. Das beste ist, daß es Hr. v. Hardenberg, wie Ponickau das seinige, aus Liebe zur Frau gemacht, und nicht aus Geitz, oder Eitelkeit.

Gleims Brief an Kleist vom 9. November 1748.

Mein Theuerester Freund.

Ich versprach im vorigen Jahre der Jungfer Engeling, des Directoris der Gewehrfabrique Tochter, einen Kober voll Borstörfer Aepfel von hier zu übersenden, dieses erinnerte ich mir, da ich für sie mein wertheester Freund, welche einpackte. Weil ich nun gern mein Versprechen noch ein bisgen bey Zeiten halten möchte, so bitte ich derselben nebst meinem Compliment Ein Schock von Denen, so hiebey überkommen durch ihre Aufwartung zustellen zu lassen. Ich will diesen Abgang nächstens mit besseren und fleischigteren Aepfeln ersetzen.

Was haben sie bey dem Mischmasch gedacht, den ich ihnen letzt geschrieben? Ich begleitete unsern Ponikau $1^1/_2$ Meile er wolte mich ganz mit haben, und mir

*) Ueber den Werth der braunschweiger Pistoletten hat sich einer der braunschweigischen Dichter, Zacharia, in einem Briefe an Gleim belehrend ausgesprochen. Sie waren sehr gesucht und es braucht nicht unbedingt angenommen zu werden, daß Gleim sie Kleist zum Geschenk machte.

**) Wohl dem nachmaligen Dombechanten von Halberstadt.

ſ. Gemahlin zeigen, allein ich fürchte, daß er mich zur Ehe verführen möchte, deshalb ſuche ich allen ſeinen Schlingen aus dem Wege zu gehen.

Haben ſie das 1te Stück des 5ten Theils der bremiſchen Beyträge geleſen? Dreyer iſt Samler davon. Sie werden ihr Landleben an mich, neben ſchlechten Stücken von mir darin finden. Es gefellt mir, die Wahrheit zu ſagen, gar nicht, daß ihre Arbeit nur in einer Nachleſe ſtehen ſoll, denn mich dünkt, daß ſo gar ich ſelbſt ſchon zu viel Scribenten Stolz beſitze, um ſolches meines Machwerks wegen, gern zu ſehen. Ich will nächſtens ganz abſcheulich viel mit ihnen plaudern. Antworten ſie mir aber doch ein bisgen hurtiger. Itzt muß ich abſolut ſchließen. Ich bin, nebſt ſchönſter Empfehlung an unſern muſikaliſchen Freund*)

Mein Theureſter Freund

Ihr

getreueſter ergebenſter

Gleim.

Halberſtadt, d. 9. Nov. 1748.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt vom 22. Januar 1749.

Was werde ich nicht für Aufſehen machen, wenn ich mit 4 Neuigkeiten erſcheinen werde? 1) ihr Früling 2) Uzens lyriſche Gedichte 3) meine Lieder 4) Schaftsbury Brief von der Enthuſiaſterey; was für eine ſchöne Gelegenheit, gleich den Männern, die von den Verlegern um Vorreden angeſprochen werden, meinen Nahmen auf dem Bogen zu verewigen, deren Verfaßer ſich aus Beſcheidenheit nicht nennen, und mir den Platz dazu überlaſſen wollen. In der That es iſt mehr als eine gottſchediſche oder Mosheimſche Verleugnung nöthig, der Verſuchung dieſer Verewigung zu wiederſtehen. Denn Gottſcheds Ewigkeit auf Neukirchs Gedichten wird bey ſeiner Lebezeit zu Ende gehen, wie viel länger würde die meinige auf Kleiſts Früling und Uzens lyriſchen Geb. dauern? Merken ſie wohl, daß ich luſt hate digito monstrari: hic est Aber nein, all zuviel Ehre würde mir eine Laſt ſeyn, und mein Nahme mag ſterben, wenn er nicht mit dem ihrigen zugleich leben ſoll.

Ich erwarte mit nächſtem ihre endliche Erinnerung wegen des künftigen Drucks, und ſage ihnen zugleich, daß er geſchehen ſoll, ſie mögen wollen, oder nicht.

Haben ſie Hrn. Wasbergs**) in Danzig Sendſchreiben geleſen? Er ſchreibt ihnen in ſeinen 45ten drey Strophen zu, die in ihrem Lobe der Gotth. ſtehen ſollen, und deren ich mich nicht erinnere, welches denn, wenn ich ſie würklich ſchon geleſen hätte, was abſcheuliches wäre. Ich will die eine herſetzen:

Dort ſtralen bunte Regenbogen
Der dicken Luft gewölbte Wogen
Sind Stüle, wo die Gottheit thront,

Wo in den wüſtenloſen Sitzen
Mit feuerroth gekrümmten Blitzen
Der ſchreckenreiche Donner wohnt.

---

*) Krauſe, der Muſiker und Juriſt, nicht der, nach dem die auf folg. Seite erwähnte Ztg. hieß.
**) Vergl. Friedrich der Große S. 230.

In welchem Lobe der Gottheit solten sie stehen? in dem, das sie noch ausarbeiten wolten? und wo ist es gedruckt, daß sie Hr. Wasberg haben kan? Ist etwas von ihnen, das ich nicht weis? Hr. Krause quält mich mit seiner musikalischen Poesie, welche er mit gantzer Gewalt künftige Ostern drucken lassen will. Er hat gar zu viel Wiederholungen, und Ueberflüssiges, die Schreibart ist allzu nachläßig, und er will im gantzen Werk einen falschen (Satz?) behaubten, und thut nichts weniger, nemlich daß ein Dichter unbeschadet der Poesie für die Musik arbeiten könne. Er solte vielmehr beweisen, daß er es würklich thun müsse, welches er auch eigentlich beweist. Ich bedaure den Hrn. von Seydlitz*) von Hertzen. Ehe er nicht so keusch wird, als ich, ehe wird er nicht gesund. Empfehlen sie mich ihm, und dem Hrn. v. Bradke (?) den ich lieben würde, wenn er es verlangte. Ich umarme sie hertzlich und bin Ihr getreuester Gleim.

Halberstadt, den 22. Januar 1749.

Haben sie von Ponikau keine Briefe? Er ist mir auf einen Brief Antwort schuldig, den er mir absolut hätte beantworten müssen, wenn er vergnügt wäre. Ich besorge daher, daß er sich in unangenehmen Umständen befindet, welches mir hertzlich nahe geht. Schreiben sie mir doch, was sie von ihm wissen. Warum haben sie schwartzes Lack?

Gleims Brief an Kleist vom 3. Februar 1750.

Den Augenblick besucht mich mein Bruder aus Aschersleben und verhindert mich nebst zweyen Fremden, die er bey sich hat, mit ihm (Ihnen) recht auszuplaudern, und wenn ich heut nicht schreibe, so kan ich in 8 Tagen nicht weil ich morgen auf die Aemter reisen werde.

Ich habe angefangen einige Anmerkungen über den Noah aufzuschreiben, aber meine faulen Herren laßen mir nicht so viel Zeit, nur das geringste zu Stande zu bringen. Vielleicht sind wir wegen der Satyren auf die itztlebenden Nationen, Laster, Religionskriege, und Verfolgungen die darin vorkommen, verschiedener Meinung. Denn mich dünkt, als ich sie flüchtig gelesen habe, habe ich darin eine wohlangebrachte Kunst des Dichters bemerkt, und sie haben mir vorzüglich gefallen. Ein Gleichniß am Anfange steht gar nicht am rechten Ort. Was für ein ohnfehlbares Omen für die Gedichte ohne Reime, sind der Frühling, der Messias, und Noah. Es ist recht lächerlich, was der Hamburger Correspondent heute davon schreibt, daß die deutsche Nation keinen Geschmack an dieser Poesie fände. Ist denn der Schöps**) die deutsche Nation?

Suppius dessen Inselsberg ihm, und mir zum Theil so wohl gefallen hat, hat mich oder meine Erwartung von ihm sehr betrogen. Er hat Oden und Lieder drucken lassen, die ich voll schönster Hoffnung was gutes zu lesen kommen ließ. Aber sie haben mir nur wegen des guten Hertzens des Verfassers gefallen.

Von der schönen Ode aus der Krauseschen Zeitung habe nur eine Strophe in einem Briefe gelesen. Diese war fürtrefflich und hatte ohnfehlbar Ramlern zum Verfasser, er mag leugnen wie er will. Sein Wohlklang verrieth ihn gar

*) Nicht der berühmte, aber der schon S. 185 erwähnte.
**) Gottsched.

zu sehr. Ich bin recht ungeduldig die gantze Ode zu lesen, und habe Sulzern gebeten sie mir zu verschaffen.

Wie gefallen ihnen unsere Freunde, die Critici? Ihre Nachrichten*) werden dem guten Geschmack in Berlin aufhelfen nachdem der dumme Krause ihn unterdrückt. Unser Ramler hält sich fürtrefflich. Er critisirt nicht so, daß sein Tadel sehr beleidigt, und heuchelt doch nicht zu viel. Wollen sie nicht auch einem Schöpse das Urtheil sprechen. Wenn ich Zeit hätte, wollte ich eine Nachricht einschicken, daß Gottsched nicht in Wien gewesen wäre, daß er das Gedicht, das elende Schöps-Gedicht auf die Kayserin nicht gemacht hätte, daß er so wenig als seine Kulmus**) von der Keyserin beschenkt worden. Wie konte Gottsched, der große Gottsched, ein so elendes Gedicht machen, und wie konte die große Keyserin es belohnen?

Meine Feder ist im Gleiß, liebster Freund, Entschuldigen sie mein Geschwätz ich habe zu wenig Zeit, etwas besseres zu schreiben.

Hallern und Uzen werden sie wohl selbst den Frülling schicken. Von den 8 Exemplaren werde ich eines mit an den Probst Jerusalem in Braunschweig schicken. Kan man sie in den Buchladen haben, oder haben sie nur wenige Exemplare drucken lassen. Wenn ich wüßte, daß sie Uzen keins geschickt hätten, so wollte ich eines an ihn beylegen, denn ich muß ihm absolut nächstens schreiben. Noch eins, mein liebster, von großer Wichtigkeit. Ich treffe letzt von ohngefähr einen Officier aus Minden Hrn. v. Böhme hier an, der Recruten hergebracht hatte. Er hörte, als er schon auf dem Pferde saß, um abzumarschiren, meinen Nahmen. Haben sie einen Bruder in Berlin, frug er, der beym Pr. Wilh. Secretair gewesen. Das bin ich selbst. Plötzlich stieg er wieder vom Pferde, ließ seine Leute vorausmarschiren, und ging mit mir, und siehe da war es ein Mann, der mir in einer Stunde das edelste Hertz, den besten Verstand, und die stärkste Neigung zu den Musen wieß, und, welches mir eben so angenehm war, welcher wußte, daß Kleist mein gütigster Freund ist. Leben sie vergnügt mein Theurester, ich bin ewig Ihr

Halb. d. 3ten Febr. 1750. getreuester Gleim.

Ihr Schreiben ist vom 22sten, ich habe es aber erst heute bekommen.

Haben sie auch dem General Stille den Früling gegeben? Ich bitte thun sie es doch ja. Oder wollen sie lieber daß ich es thue?

Gleims Brief an Kleist vom 8. Mai 1750.

Mein allertheurester Freund,

So groß mein Vergnügen in Leipzig war unter so vielen ehrlichen Leuten und witzigen Köpfen zu seyn, so war die Freude über das Schreiben meines theursten Kleists doch größer. Als ich es empfing, stand ich in der That wie ein Apoll mitten unter neun Musen, aber dieser Apoll hatte mit dem Wahren auch weiter nichts ähnliches als den Stand. Gellert, Rabner, der Spottgeist, Cramer, der Verfasser des Jünglings, Schlegel, der Verfasser des Unzufriedenen, Schmid, Klopstocks nächster Frennd, Rothe, der Uebersetzer des neuesten Stücks der vermischten

*) Friedrich der Große S. 218.

**) Seine erste Frau (eine geborene Kulmus).

Schriften, Plesmann, ein artiger Kopf, und zwey Musen auch dem Geschlecht nach, nämlich Schmids Schwester, die Klopstocks Daphne ist, allzu ernsthaft und allzu klug für mich, und endlich ihre Muhme Jungfer Weissen*) ein recht anakreontisches Mädchen, beyde aus Langensalza, diese alle standen um mich herum, und waren Bewunderer meines Kleists. Was für edles Herz muß er haben? sagte das kleine Mädchen. Die Stelle, wo er Sie und Doris aufführt, ist gar zu rührend für mich. Aber was ist doch da für eine Doris gemeint, fragte Daphne. Ich habe letzthin mich darüber gestritten, und den wiederlegt, der behauptete, daß des Freundes Doris damit gemeint sey. Mich dünkt, es wäre zu zärtlich, wenn es nicht des Dichters eignes Mädchen wäre. Es soll ihm ja die Thränen von den Wangen verwischen, das muß ja wohl sein eignes seyn. Eben als ihr Brief kam, bedauerte ich, daß ich kein Exemplar vom Frülling mehr hätte. Die meisten hatten ihn nur abgeschrieben. Wenigstens solte ich doch wohl für Klopstock mir noch eins ausbitten dürfen. Ich habe zwar mehreren Hoffnung gemacht, allein ich habe auch gleich dabey gesagt, daß ich zweiffelte, daß noch Exemplare da seyn würden. Sehen sie da, rief ich, einen Brief von meinem liebsten, meinem allerliebsten Kleist. Sind sie meine Freunde? fragte ich um mich herum. Nun, sagte ich, so werden sie alle von ihm gegrüßt. Im Getümmel der Freude wolte Jedermann ihre Hand zuerst sehen. — — — — — — Wir tranken, wir küßten, wir sangen ihre Gesundheit und wünschten tausendmahl sie bey uns zu sehen. Alle diese guten Menschen lassen sie von ihrer großen Hochachtung versichern, und ihnen für das Vergnügen, so ihnen ihr Frülling gemacht, so sehr danken, daß sie sich schmeicheln, ihr Dank werde zur Erschaffung der übrigen drey Jahreszeiten etwas beytragen. Ich solte einen jeden dieser neuen Freunde caracterisiren aber außer dem, daß ich kein guter Bürger (?) bin, so würde mein itziger Brief, da ich wie fast alles, bey so viel Arbeit, auf der Flucht schreibe, nicht hinreichen. Herr Giesecke und Hr. Klopstock waren nicht in Leipzig. Ersterer ist in Hannover und letzterer in Langensalza, Schmids und der beyden Mädchen Vaterstadt. Weil Hr. Klopstock aber nach Braunschweig komt, so wird er auf s. Durchreise mich besuchen. Wissen sie schon daß sein Messias mit einem Gesange vermehrt von neuem gedruckt und dem Prinzen v. Wallis der ein Freund deutscher Musen seyn soll, dedicirt wird? Ich bilde mir doch recht viel darauf ein, daß unser erster Homer mein Landsmann und aus dem Kleinen Ermsleben**) gebürthig ist. Ich möchte es bald in ein Lexicon setzen lassen, damit sich künftig um s. Vaterland nicht auch sieben Städte zanken. Sein Vater (?) u. s. gantze (?) Familie sollen eines solchen Sohns gar nicht würdig seyn.

Ich habe versprochen von ihnen zu erfahren, von wem die französische Uebersetzung des Messias ist, die sie dem Hrn. v. Maupertuis gegeben haben?***) Schreiben sie mir doch alles, was sie in ihrem l. Schreiben nicht haben Schreiben können, absonderlich auch vom Noah. Der Verfasser oder wer es gewesen (denn ich kenne weder Hand noch Petschaft) hat mir drey Exemplare von einem neuen Gesange geschickt. Es sind so viel Schönheiten und absonderlich so viel Gemälde der einfältigen Natur und der ersten unverdorbenen Welt darin, daß ich mir ihn

*) S. 179.

**) Dies war zwar Gleims Geburtsort, aber Klopstocks Geburtsort war Quedlinburg.

***) Friedrich der Große S. 125.

nicht müde lesen kan. Weil sie ihn auch schon haben werden, so will ich nichts daraus abschreiben. Kennen sie den Verfasser? In Leipzig gab man einen an, der es unmöglich seyn kan, den General Stille. Unsern Langen habe ich auch besucht. Er war auf die critischen Nachrichten, die seiner Meinung nach ihrem Frülinge ein allzu seichtes und wie er sich ausdrückte, ein hämisches Lob gegeben haben, recht sehr böse, und sie haben ihn veranlaßt, in seinen Geselligen*) ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Auf den ehrlichen Ramler brachte er mit einem Strome von falscher Beredsamkeit allen möglichen bösen Verdacht und alle Versicherung war nicht möglich ihm s. Wahn zu benehmen, und ihn zu überzeugen, daß er ihr Freund sey. Sein Geschmack wird in der That immer schlechter. In einem Blatte des Geselligen hat er die vier Bücher aesopischer Fabeln, worunter viele im niedrigsten Grade schlecht sind, über Gellert und Hagedorn gesetzt, welches man in Leipzig für einen Druckfehler angab, er aber mit größter Heftigkeit wieder mich behauptete. Er wartet auf ein Schreiben von ihnen, und glaubt, daß sie das Urtheil der critischen Nachrichten beleidigt haben müsse. Lassen sie doch ein Wort von unserm Ramler mit einfließen, damit er ihn nicht noch mehrer so übel caracterisirt und ihm vielmehr eine Ehren Erklärung thun müsse.

Noch ein Blätchen, mein liebster Freund, wie kan ich so leicht aufhören, mit ihnen zu plaudern!

Die leipziger Mädchen haben mein Herz nicht gefesselt. Eines habe ich zwar auf Empfehlung meines künftigen Beichtvaters Hrn. Sucros in ernsthafter Absicht in Augenschein genommen, aber (ich bin stolz genug es zu sagen) der Sieg schien mir gar zu leicht. Noch ein Tag, so lag das Hertz und 10000 Thlr. zu meinen Füßen. Ich glaube, Kupido spielt mir einen Possen, daß er die Mädchen sich mir so leicht ergeben läßt, weil er mich von der thörichten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben. Aber verrathen sie meine Leichtsinnigkeit ja Herrn Sucro nicht, wenn er etwa auf seiner Hierherreise sie besuchen sollte. Denn vielleicht verliebe ich mich noch in das Mädchen. Es ist ein so gutes einfältiges Ding, daß es mir wenigstens noch nicht recht mißfällt. Ueberdem sieht es noch recht gut aus, und es ist noch so jung, daß man noch hoffen kan, einmahl Gedanken in seine Seele zu bringen. Verlieb ich mich aber nicht bald, so geschieht es nimmermehre. Herrn Meyer in Halle fand ich so verliebt, wie einen Opernheld, mein Bruder schreibt mir so viel von seiner Liebe, und ist schon so lange ein Ehemann, meine Schwester liebt und küßt als Braut und ich sollte nicht lieben und küssen? Sollte es wohl nicht der Liebe der Mädchen hinderlich seyn, daß ich so viel Freunde so zärtlich liebe? Ich wüßte sonst nicht, worum ich nicht bin, wie andere Menschen; denen nichts leichter ist, als sich zu verlieben. Zumahl ich recht darauf aus bin, und schon nicht mehr glaube, daß mich das Schicksahl in meiner letzten Liebe vorsätzlich gestört hat.

Herr Schmid schreibt die Kunst zu lieben; er sollte nur für mich die Kunst

*) Da an dem Geselligen von Lange auch Herr von Stille arbeitete, so wäre es von der höchsten Wichtigkeit, über Langes journalistische Thätigkeit mehr zu erfahren. Herr Professor J. G. Droysen hatte die Güte, mich hierauf aufmerksam zu machen. In Folge dessen versprach der Gymnasialdirector Otto Nasemann mir mündlich, in Laublingen und Halle weitere Nachforschungen über Lange anzustellen. Vorläufig können wir nur auf die in den vorliegenden Briefauszügen vorkommenden Hindeutungen auf den Inhalt des Geselligen hinweisen. Vgl. S. 182. 184.

sich zu verlieben schreiben. Die Halberstädterinnen halten mich für einen Verschnittenen, oder Zwitter, weil sie mich ohne dies nicht für unempfindlich halten können. Lachen sie doch, liebster Freund, ich plaudre ihnen ja so viel tolles Zeug von mir vor, daß sie wohl bey sich selbst schon gedacht haben, der närrische Gleim! er ist und bleibt doch noch immer wie er war. (Vergl. S. 183.)

Ich hoffe, daß mich Ramler bald besuchen soll. Herr Sucro will ihn mitbringen. Ich würde mich recht hertzlich freuen und ihn so bald nicht von mir lassen. Ich darf es nicht mehr wagen, sie zu mir einzuladen. Aber welch ein Glück, wenn wir einmahl in meiner Zelle beysammen sein könnten. Nach Pfingsten werde ich zum Hrn. von Kannenberg reisen und etliche Wochen bey ihm seyn. Vielleicht verschiebe ich es noch bis nach Johanni, und vielleicht wird gar nichts draus. Folglich müssen sie nicht unterlassen mir zu schreiben, und sich mit dem Glauben von meiner Abwesenheit nicht entschuldigen. Was haben sie itzt dort für einen vorzüglichen Freund? Umarmen sie ihn für mich, ich küsse ihn, weil sie ihn anderen vorziehen. Schreiben sie mir doch ja bald und hübsch viel, und nur alles was ihnen einfällt, so wie ich. Mein Bruder hat sich was rechts eingebildet, daß sie sich seiner erinnert haben, und das ist schon ein groß Verdienst für einen Kaufmann, dessen Seele nur Gewinn und Verlust ist. Ich umarme sie mit großer Zärtlichkeit als Ihr

getreuester ergebenster
Gleim.

Halberstadt den 8. May 1750.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt den 16. Juni 1750.

Ebert schreibt mir: Der Frühling hat meine Erwartung noch übertroffen. Wenn sie wüßten, wie sehr ich den göttlichen Thomson bewundre, so würde es ihnen wichtig genug seyn, wenn ich Kleist noch bewundern kann. So unübersetzlich mir jener auch zu sein scheint, so glaube ich doch, Kleist könte es am ersten, wenn er das Englische so gut studirt hätte, als die Natur. Doch er kan ja noch was rühmliches thun, er kan ja selbst schreiben, er kan ein Original seyn, und folglich muß er das auch. Der Himmel gebe ihn nur Ruhe; animum sibi ipse parabit. Wird er nicht auch die andern Jahreszeiten besingen, insonderheit den Herbst, dem Thomson so gut ist, und dem er also auch, meiner Meinung nach, gut seyn muß. Schicken sie mir ja bald s. vermehrte Edition, sonst will ich nicht nur nicht an Sie schreiben sondern auch nicht mit ihnen sprechen, wenn sie herkommen. Empfehlen sie mich diesem großen Geiste, diesem zärtlichen Freunde. denn das muß er seyn, sonst wäre er ein solcher Dichter nicht, und sagen sie ihm, daß ich eben so gern mit ihm umgehen und ihn sprechen möchte, als ich ihn lese.

Aus Gleims Briefe an Kleist vom 10. September 1750.

Cramer ist nun in Quedlinburg angezogen und ich werde morgen vielleicht zu ihm reisen, um sein Mädchen zu sehen, und von meinem Kleist mit ihm zu plaudern. Sind ihnen die Oden und anderen Gedichte bekannt? Letzt laß ich in einer Zeitung, daß das Leben der Gottheit des fürtrefflichen Kleists, welches von einem großen Könige ins Französische übersetzt worden, von diesem Verfasser, weil

er das französische für ein Original gehalten, wieder ins Deutsche sei übersetzt worden. Es wurde dabey gesagt, es sey der Uebersetzung nachtheilig, daß man sie mit dem wahren Originale vergleichen könte. (Vgl. Fr. d. Gr. S. 234.)

In Halle sind scherzhafte Gedichte von einem Mädchen, oder einem Fräulein herausgekommen, die die Zeitungsschreiber loben, oder sich fürchten sie zu tadeln, weil das Mädchen eine heroischamazonische Scribentin seyn soll. Ich habe sie noch nicht gelesen.

Halberstadt den 19. September 1750.

Gleims Brief an Kleist. Halberstadt, den 24. October 1756.

In was für Sorgen lassen sie mich, mein lieber Kleist? Tausenderley Gerüchte, bald daß die Sachsen uns entwischet, bald, daß die Oestreicher Mittel gefunden ihnen zu Hülfe zu kommen, und könten den unsrigen eine große Niederlage anrichten, bald daß von der Vestung Königstein eine große Menge von unserer Armee wären niedergeschossen worden, kurtz allerley schlimme Nachrichten, mehrentheils über Leipzig, machen, daß ich nach einem Schreiben von ihnen unaufhörlich seufze. Denn bey so viel Lebensgefahr, der mein theuerester liebster Freund ausgesetzt ist, kan ich ohnmöglich ruhig seyn; wäre ich nicht mit so viel Geschäften überhäuft, oder hätten wir nur einen Syndicum, und müste ich nicht alle möglichen Arbeiten besorgen, so wäre ich gewiß und wahrhaftig schon bey Ihnen eines Tages gewesen. Der Herr Dohmdechant Spiegel hatte große Lust mit zu reisen. Aber es ist nicht möglich zu machen. Bleiben sie aber in der Nähe, oder nehmen Sie die Winterquatiere zu Dresden, so komme ich doch noch wohl zu Ihnen. Nehmen Sie doch ja sich, so viel, als nur immer möglich in Acht. Sind sie auch mit einem guten Pelz versehen, sonst will ich Ihnen den meinigen mit der Post senden? Wüste ich nur sichere Gelegenheit, ich habe ein gutes Glas Rothwein, und würde Ihnen gern eine Provision übersenden. Kan ich nicht etwa in Dresden eine Niederlage machen? Vor einigen Tagen ist ein Marquetender von hier zum Hülsen'schen Regiment abgegangen, das wäre eine so gute Gelegenheit gewesen, und ich habe nichts erfahren.

Schreiben Sie mir doch ja mit der ersten Post, damit ich ersehe, daß Sie noch leben, und wenn es möglich ist, so schreiben sie mir doch mit allen Posttagen. Denn ich schlafe fast keine Nacht ruhig, so oft träume ich von Ihnen, und so oft denke ich bei Tage an Sie.

In Ihrem letzten Schreiben hieß es, die Sachsen würden sich nicht lange mehr halten können, der Hunger würde Ihre (sic) Brustwehr bald übersteigen. Aber wie komt es, daß es so lange währt? Sie müßen die beiden Bestungen Königin und Sonnenstein vorher mit Proviant versehen haben. Es kan nicht anders seyn. Merken sie sich doch alle Umstände, so viel möglich. Denn es ist nun mit der Geschichte*) unsres Krieges ein rechter Ernst. Die Oestreicher eignen sich den Sieg der Schlacht bey Lowositz zu, und sie schreiben unverschämt, sie hätten das Feld behauptet, und auf dem Schlachtfelde die Nacht nach dem Treffen zugebracht. Ich glaube Ihre (sic) Generals machen es der Kaiserin weis. Auch

*) Daraus wurden später die Kriegslieder.

behaupten sie unsere Armee sey 50 bis 60tausend Mann stark gewesen. Aber darin irren sie sehr, sie war hundert dreißig tausend Mann stark:

Mit hundert dreyßig tausend Mann,
Griff Friedrich die Oestreicher an,
Denn Er allein ist hundert tausend Mann!

Bekommen Sie die Schriften zu lesen, die wir bekannt machen? die Neueste heißt: Das gerettete Betragen des Königs wieder die Sachsen. Dem Graf Brühl wird darin alle Schuld beygemessen, und es ist sehr scharf. Ein anderes: Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe avec les pièces justificatives qui en contiennent les preuves; habe ich noch nicht bekommen können. Soll ich Ihnen etwa davon was schicken. Ich umarme Sie, mein theuerster liebster Freund, Gott erhalte sie und führe Sie*) gesund in die Arme ihres lieben Gleims.

Empfehlen Sie mich Herrn Ewald.

Haben Sie schon die neue Ausgabe ihrer Gedichte? oder soll ich sie Ihnen schicken? Herr Beyer, der immer meine Freude über meinen Kleist und seine Freundschaft mit der seinigen über mich und meine Freundschaft gegen ihn vergleicht, läßt sich auf's allerbeste empfehlen und wird ihm mit erster Post schreiben.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt, den 6. Novbr. 1756.

Das ehemalige Sächsische Prinz Clementische Regiment ist heute hier eingerückt, aber es besteht nur in hundert etl. viertzig Mann, und soll es durch Desertion so geschmolzen seyn. Indeß sagt man, es werde hier in völligen Stand gesetzt werden. Ich habe es nicht gesehen, ich dachte es würde auf dem Dohmplatze aufmarschieren, und wartete darauf, aber sie hatten gleich vorm Thor die Wachen abgetheilt, und ich ward also betrogen. Indeß sollen es lauter schöne Leute seyn. Bliebe es bey uns in Garnison, so sollte billig Freundschaft und Heldenmuth in Streit gerathen, und erstere dahin über sie siegen, daß sie sich Mühe gäben Major oder Obristlieutenant bey demselben zu werden. Ich wäre dann der glücklichste Mensch auf der Welt, wenn mein Kleist hier wohnte!

Von Berlin schreibt man uns mit letzter Post, daß die Rußische Kayserin todt, Rußland gesperrt, und die Armee unter Commando des Feldmarschalls Aprarin von 20/m. Mann, welche in Curland bereits gestanden, beordert wäre, nach Rußland zurückzukehren. Wären alle diese Nachrichten wahr, so wäre der Himmel mit uns im Spiel, und wir würden mit den Oestreichern bald fertig werden.

Der Herr Feldmarschall von Braun läßt in allen Zeitungen ausposaunen, was für ein fürtreffl. Plan zur Befreyung der Sachsen ihm durch Schuld der letztern mißlungen sey! Er kommt mir vor wie ein Poet, der den schönsten Plan zu einem Heldengedicht schlecht ausführt; wenn er getadelt wird, so wirft er die Schuld auf die Sprache oder das Silbenmaaß! Weil dies zu Waßer gemachte Vorhaben vornehmlich zur Geschichte von Ergebung der Sachsen gehört, so schrei-

*) Die Schreibung des „Sie" in der Anrede schwankt wirklich 1756 noch so, wie dieser Brief und das Sie, sie in diesem Satze es zeigt. Doch schreibt Gleim um diese Zeit es in Anreden vielleicht noch öfter klein als groß, und groß vielleicht eben so oft, wenn es der 3. Person Pluralis als wenn es der 2. Person Singularis angehört.

den Sie mir doch die Wahren Umstände; ob nehmlich der Feldmarschall die Hülfs-Völker selbst anführt, was für einen Marsch dieselben genommen, mit wie viel Verlust sie zurückgetrieben worden.

Die Scene, bey der ich ein Zuseher hätte seyn mögen, ist die, als die Sächsischen Truppen vor dem Könige defiliret; Sie sind ohne Zweifel dabey gewesen? Wie sah unser Friedrich aus? Und wie der Graf Rutowsky, und der Chevalier de Saxe? Der König empfing sie gewiß nicht mit der Mine des Ueberwinders. In der Zeitung stehet, die beyden halben Königskinder hätten dem Könige den Rock küssen wollen, Er hätte aber gesagt: Von solchem Geblüth ließ er ihn nicht küßen!*) Vielleicht hat es im Französischen natürlicher geklungen! Ich umarme, ich küße Sie tausendmahl, denn Sie lassen sich doch küßen, wären Sie auch König, von

Ihrem

lieben treuen Gleim.

Halberstadt, den 6. November 1756.

Aus Gleims Briefe an Kleist vom 7. December 1756.

Das hiesige ehemalige Printz Clementische Regiment nimmt von Tage zu Tage zu. Der Obrist Lieutenant von Bilderbeck von Prinz Moritz bringt es in Ordnung; die neuen Brandenburger exerciren alle Tage in der größten Kälte. Es sind noch wenig Officiers dabey. Man sagt, es würde ein Printzlich Regiment werden, und giebt es meinem Printzen Friedrich — Aber nein, der muß ein altes haben, wovon jeder Soldat ein Held ist, und das ein Kleist commandirt, wie mein Kleist — Und ein solcher ist nicht — Ergo mein Kleist selbst.

Halberstadt, den 7. December 1756.

Gleims Brief an Kleist aus Halberstadt vom 29. Decbr. 1756.

Wie so lange, mein liebster Kleist, wie so sehr lange lassen sie mich auf ein Schreiben von Ihrer Hand warten. Hätten sie etwa keine Zeit, so solten Sie mir wenigstens nur eine Zeile, nur ein Briefcouvert schreiben, damit ich nur sähe, daß sie noch leben. Zwar haben die heutigen Altonaer Zeitungen mich einiger maaßen getröstet, da sie sagen, die bisherigen Nachrichten aus der Gegend von Zittau wären falsch, aber andere Gerüchte wiedersprechen gar zu sehr, und man glaubt aus verschiedenen Umständen, als z. E. daß ihr Prinz bey Ihnen sein soll, daß die Feinde eine Absicht auf die Laußnitz haben. Diesen Abend komt die Dresdner Post. Hätte ich doch nur eine Zeile von meinem liebsten Kleist! Wie werde ich mich freuen, wenn der Briefträger mich um Mitternacht aus dem Bette klopft; denn er weiß, was er mir mit ihren Brief für Freude macht, und er bringt mir keine lieber, als die mit der Dresdnischen Post. Ich habe seit Acht Tagen, das Zimmer hüten müssen, aber ich würde für Freuden gesund, wenn ich ein Schreiben von Ihnen bekäme.

Ich habe einen bösen Hals gehabt, und ein böser Schnupfen ist auf den Magen gefallen, aber seit gestern macht ein starker Ausschlag, daß ich mich ziem-

*) Diese Zeitungsnachricht, wenigstens die Antwort des Königs, wurde in der That als falsch bezeichnet. (Friedrich der Große S. 251).

In welchem Lobe der Gottheit ſolten ſie ſtehen? in dem, das ſie noch ausarbeiten wolten? und wo iſt es gedruckt, daß ſie Hr. Wasberg haben kan? Iſt etwas von ihnen, das ich nicht weis? Hr. Krauſe quält mich mit ſeiner muſikaliſchen Poeſie, welche er mit gantzer Gewalt künftige Oſtern drucken laſſen will. Er hat gar zu viel Wiederholungen, und Ueberflüſſiges, die Schreibart iſt allzu nachläſſig, und er will im gantzen Werk einen falſchen (Satz?) behaubten, und thut nichts weniger, nemlich daß ein Dichter unbeſchadet der Poeſie für die Muſik arbeiten könne. Er ſolte vielmehr beweiſen, daß er es würklich thun müſſe, welches er auch eigentlich beweiſt. Ich bedaure den Hrn. von Seydlitz*) von Hertzen. Ehe er nicht ſo keuſch wird, als ich, ehe wird er nicht geſund. Empfehlen ſie mich ihm, und dem Hrn. v. Bradke (?) den ich lieben würde, wenn er es verlangte. Ich umarme ſie hertzlich und bin Ihr getreueſter Gleim.

Halberſtadt, den 22. Januar 1749.

Haben ſie von Ponikau keine Briefe? Er iſt mir auf einen Brief Antwort ſchuldig, den er mir abſolut hätte beantworten müſſen, wenn er vergnügt wäre. Ich beſorge daher, daß er ſich in unangenehmen Umſtänden befindet, welches mir hertzlich nahe geht. Schreiben ſie mir doch, was ſie von ihm wiſſen. Warum haben ſie ſchwartzes Lack?

Gleims Brief an Kleiſt vom 3. Februar 1750.

Den Augenblick beſucht mich mein Bruder aus Aſchersleben und verhindert mich nebſt zweyen Fremden, die er bey ſich hat, mit ihm (Ihnen) recht auszuplaudern, und wenn ich heut nicht ſchreibe, ſo kan ich in 8 Tagen nicht weil ich morgen auf die Aemter reiſen werde.

Ich habe angefangen einige Anmerkungen über den Noah aufzuſchreiben, aber meine faulen Herren laßen mir nicht ſo viel Zeit, nur das geringſte zu Stande zu bringen. Vielleicht ſind wir wegen der Satyren auf die itztlebenden Nationen, Laſter, Religionskriege, und Verfolgungen die darin vorkommen, verſchiedener Meinung. Denn mich dünkt, als ich ſie flüchtig geleſen habe, habe ich darin eine wohlangebrachte Kunſt des Dichters bemerkt, und ſie haben mir vorzüglich gefallen. Ein Gleichniß am Anfange ſteht gar nicht am rechten Ort. Was für ein ohnfehlbares Omen für die Gedichte ohne Reime, ſind der Frühling, der Meſſias, und Noah. Es iſt recht lächerlich, was der Hamburger Correspondent heute davon ſchreibt, daß die deutſche Nation keinen Geſchmack an dieſer Poeſie fände. Iſt denn der Schöps**) die deutſche Nation?

Suppius deſſen Inſelsberg ihm, und mir zum Theil ſo wohl gefallen hat, hat mich oder meine Erwartung von ihm ſehr betrogen. Er hat Oden und Lieder drucken laſſen, die ich voll ſchönſter Hoffnung was gutes zu leſen kommen ließ. Aber ſie haben mir nur wegen des guten Hertzens des Verfaſſers gefallen.

Von der ſchönen Ode aus der Krauſeſchen Zeitung habe nur eine Strophe in einem Briefe geleſen. Dieſe war fürtrefflich und hatte ohnfehlbar Ramlern zum Verfaſſer, er mag leugnen wie er will. Sein Wohlklang verrieth ihn gar

*) Nicht der berühmte, aber der ſchon S. 185 erwähnte.
**) Gottſched.

zu sehr. Ich bin recht ungeduldig die gantze Ode zu lesen, und habe Sulzern gebeten sie mir zu verschaffen.

Wie gefallen ihnen unsere Freunde, die Critici? Ihre Nachrichten*) werden dem guten Geschmack in Berlin aufhelfen nachdem der dumme Krause ihn unterdrückt. Unser Ramler hält sich fürtrefflich. Er critisirt nicht so, daß sein Tadel sehr beleidigt, und heuchelt doch nicht zu viel. Wollen sie nicht auch einem Schöpse das Urtheil sprechen. Wenn ich Zeit hätte, wollte ich eine Nachricht einschicken, daß Gottsched nicht in Wien gewesen wäre, daß er das Gedicht, das elende Schöps-Gedicht auf die Kayserin nicht gemacht hätte, daß er so wenig als seine Kulmus**) von der Keyserin beschenkt worden. Wie konte Gottsched, der große Gottsched, ein so elendes Gedicht machen, und wie konte die große Keyserin es belohnen?

Meine Feder ist im Gleiß, liebster Freund, Entschuldigen sie mein Geschwätz ich habe zu wenig Zeit, etwas besseres zu schreiben.

Hallern und Uzen werden sie wohl selbst den Frülling schicken. Von den 8 Exemplaren werde ich eines mit an den Probst Jerusalem in Braunschweig schicken. Kan man sie in den Buchladen haben, oder haben sie nur wenige Exemplare drucken lassen. Wenn ich wüßte, daß sie Uzen keins geschickt hätten, so wollte ich eines an ihn beylegen, denn ich muß ihm absolut nächstens schreiben. Noch eins, mein liebster, von großer Wichtigkeit. Ich treffe letzt von ohngefähr einen Officier aus Minden Hrn. v. Böhme hier an, der Recruten hergebracht hatte. Er hörte, als er schon auf dem Pferde saß, um abzumarschiren, meinen Nahmen. Haben sie einen Bruder in Berlin, frug er, der beym Pr. Wilh. Secretair gewesen. Das bin ich selbst. Plötzlich stieg er wieder vom Pferde, ließ seine Leute vorausmarschiren, und ging mit mir, und siehe da war es ein Mann, der mir in einer Stunde das edelste Hertz, den besten Verstand, und die stärkste Neigung zu den Musen wieß, und, welches mir eben so angenehm war, welcher wußte, daß Kleist mein gütigster Freund ist. Leben sie vergnügt mein Theurester, ich bin ewig Ihr

Halb. d. 3ten Febr. 1750. getreuester Gleim.

Ihr Schreiben ist vom 22sten, ich habe es aber erst heute bekommen.

Haben sie auch dem General Stille den Frülling gegeben? Ich bitte thun sie es doch ja. Oder wollen sie lieber daß ich es thue?

Gleims Brief an Kleist vom 8. Mai 1750.

Mein allertheurester Freund,

So groß mein Vergnügen in Leipzig war unter so vielen ehrlichen Leuten und witzigen Köpfen zu seyn, so war die Freude über das Schreiben meines theursten Kleists doch größer. Als ich es empfing, stand ich in der That wie ein Apoll mitten unter neun Musen, aber dieser Apoll hatte mit dem Wahren auch weiter nichts ähnliches als den Stand. Gellert, Rabner, der Spottgeist, Cramer, der Verfasser des Jünglings, Schlegel, der Verfasser des Unzufriedenen, Schmid, Klopstocks nächster Frennd, Rothe, der Uebersetzer des neuesten Stücks der vermischten

*) Friedrich der Große S. 218.

**) Seine erste Frau (eine geborene Kulmus).

Schriften, Plesmann, ein artiger Kopf, und zwey Musen auch dem Geschlecht nach, nämlich Schmids Schwester, die Klopstocks Daphne ist, allzu ernsthaft und allzu klug für mich, und endlich ihre Muhme Jungfer Weissen*) ein recht anakreontisches Mädchen, beyde aus Langensalza, diese alle standen um mich herum, und waren Bewunderer meines Kleists. Was für edles Herz muß er haben? sagte das kleine Mädchen. Die Stelle, wo er Sie und Doris aufführt, ist gar zu rührend für mich. Aber was ist doch da für eine Doris gemeint, fragte Daphne. Ich habe letzthin mich darüber gestritten, und den wiederlegt, der behauptete, daß des Freundes Doris damit gemeint sey. Mich dünkt, es wäre zu zärtlich, wenn es nicht des Dichters eignes Mädchen wäre. Es soll ihm ja die Thränen von den Wangen verwischen, das muß ja wohl sein eignes seyn. Eben als ihr Brief kam, bedauerte ich, daß ich kein Exemplar vom Früling mehr hätte. Die meisten hatten ihn nur abgeschrieben. Wenigstens solte ich doch wohl für Klopstock mir noch eins ausbitten dürfen. Ich habe zwar mehreren Hoffnung gemacht, allein ich habe auch gleich dabey gesagt, daß ich zweiffelte, daß noch Exemplare da seyn würden. Sehen sie da, rief ich, einen Brief von meinem liebsten, meinem allerliebsten Kleist. Sind sie meine Freunde? fragte ich um mich herum. Nun, sagte ich, so werden sie alle von ihm gegrüßt. Im Getümmel der Freude wolte Jedermann ihre Hand zuerst sehen. — — — — — — Wir tranken, wir küßten, wir sangen ihre Gesundheit und wünschten tausendmahl sie bey uns zu sehen. Alle diese guten Menschen lassen sie von ihrer großen Hochachtung versichern, und ihnen für das Vergnügen, so ihnen ihr Früling gemacht, so sehr danken, daß sie sich schmeicheln, ihr Dank werde zur Erschaffung der übrigen drey Jahreszeiten etwas beytragen. Ich solte einen jeden dieser neuen Freunde caracterisiren aber außer dem, daß ich kein guter Bürger (?) bin, so würde mein itziger Brief, da ich wie fast alles, bey so viel Arbeit, auf der Flucht schreibe, nicht hinreichen. Herr Giesecke und Hr. Klopstock waren nicht in Leipzig. Ersterer ist in Hannover und letzterer in Langensalza, Schmids und der beyden Mädchen Vaterstadt. Weil Hr. Klopstock aber nach Braunschweig komt, so wird er auf s. Durchreise mich besuchen. Wissen sie schon daß sein Messias mit einem Gesange vermehrt von neuem gedruckt und dem Prinzen v. Wallis der ein Freund deutscher Musen seyn soll, dedicirt wird? Ich bilde mir doch recht viel darauf ein, daß unser erster Homer mein Landsmann und aus dem Kleinen Ermsleben**) gebürthig ist. Ich möchte es bald in ein Lexicon setzen lassen, damit sich künftig um s. Vaterland nicht auch sieben Städte zanken. Sein Vater (?) u. s. gantze (?) Familie sollen eines solchen Sohns gar nicht würdig seyn.

Ich habe versprochen von ihnen zu erfahren, von wem die französische Uebersetzung des Messias ist, die sie dem Hrn. v. Maupertuis gegeben haben?***) Schreiben sie mir doch alles, was sie in ihrem l. Schreiben nicht haben Schreiben können, absonderlich auch vom Noah. Der Verfasser oder wer es gewesen (denn ich kenne weder Hand noch Petschaft) hat mir drey Exemplare von einem neuen Gesange geschickt. Es sind so viel Schönheiten und absonderlich so viel Gemälde der einfältigen Natur und der ersten unverdorbenen Welt darin, daß ich mir ihn

*) S. 179.

**) Dies war zwar Gleims Geburtsort, aber Klopstocks Geburtsort war Quedlinburg.

***) Friedrich der Große S. 125.

nicht müde lesen kan. Weil sie ihn auch schon haben werden, so will ich nichts daraus abschreiben. Kennen sie den Verfasser? In Leipzig gab man einen an, der es unmöglich seyn kan, den General Stille. Unsern Langen habe ich auch besucht. Er war auf die critischen Nachrichten, die seiner Meinung nach ihrem Frülinge ein allzu seichtes und wie er sich ausdrückte, ein hämisches Lob gegeben haben, recht sehr böse, und sie haben ihn veranlaßt, in seinen Geselligen*) ihnen mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Auf den ehrlichen Ramler brachte er mit einem Strome von falscher Beredsamkeit allen möglichen bösen Verdacht und alle Versicherung war nicht möglich ihm s. Wahn zu benehmen, und ihn zu überzeugen, daß er ihr Freund sey. Sein Geschmack wird in der That immer schlechter. In einem Blatte des Geselligen hat er die vier Bücher aesopischer Fabeln, worunter viele im niedrigsten Grade schlecht sind, über Gellert und Hagedorn gesetzt, welches man in Leipzig für einen Druckfehler angab, er aber mit größter Heftigkeit wieder mich behauptete. Er wartet auf ein Schreiben von ihnen, und glaubt, daß sie das Urtheil der critischen Nachrichten beleidigt haben müsse. Lassen sie doch ein Wort von unserm Ramler mit einfließen, damit er ihn nicht noch mehrer so übel caracterisirt und ihm vielmehr eine Ehren Erklärung thun müsse.

Noch ein Blätchen, mein liebster Freund, wie kan ich so leicht aufhören, mit ihnen zu plaudern!

Die leipziger Mädchen haben mein Herz nicht gefesselt. Eines habe ich zwar auf Empfehlung meines künftigen Beichtvaters Hrn. Sucros in ernsthafter Absicht in Augenschein genommen, aber (ich bin stolz genug es zu sagen) der Sieg schien mir gar zu leicht. Noch ein Tag, so lag das Hertz und 10000 Thlr. zu meinen Füßen. Ich glaube, Kupido spielt mir einen Possen, daß er die Mädchen sich mir so leicht ergeben läßt, weil er mich von der thörichten Seite kennt, daß ich dann gleich aufhöre zu lieben. Aber verrathen sie meine Leichtsinnigkeit ja Herrn Sucro nicht, wenn er etwa auf seiner Hierherreise sie besuchen sollte. Denn vielleicht verliebe ich mich noch in das Mädchen. Es ist ein so gutes einfältiges Ding, daß es mir wenigstens noch nicht recht mißfällt. Ueberdem sieht es noch recht gut aus, und es ist noch so jung, daß man noch hoffen kan, einmahl Gedanken in seine Seele zu bringen. Verlieb ich mich aber nicht bald, so geschieht es nimmermehre. Herrn Meyer in Halle fand ich so verliebt, wie einen Opernheld, mein Bruder schreibt mir so viel von seiner Liebe, und ist schon so lange ein Ehemann, meine Schwester liebt und küßt als Braut und ich sollte nicht lieben und küssen? Sollte es wohl nicht der Liebe der Mädchen hinderlich seyn, daß ich so viel Freunde so zärtlich liebe? Ich wüßte sonst nicht, worum ich nicht bin, wie andere Menschen; denen nichts leichter ist, als sich zu verlieben. Zumahl ich recht darauf aus bin, und schon nicht mehr glaube, daß mich das Schicksahl in meiner letzten Liebe vorsätzlich gestört hat.

Herr Schmid schreibt die Kunst zu lieben; er sollte nur für mich die Kunst

*) Da an dem Geselligen von Lange auch Herr von Stille arbeitete, so wäre es von der höchsten Wichtigkeit, über Langes journalistische Thätigkeit mehr zu erfahren. Herr Professor J. G. Droysen hatte die Güte, mich hierauf aufmerksam zu machen. In Folge dessen versprach der Gymnasialdirector Otto Nasemann mir mündlich, in Laublingen und Halle weitere Nachforschungen über Lange anzustellen. Vorläufig können wir nur auf die in den vorliegenden Briefauszügen vorkommenden Hindeutungen auf den Inhalt des Geselligen hinweisen. Vgl. S. 182. 184.

sich zu verlieben schreiben. Die Halberstädterinnen halten mich für einen Verschnittenen, oder Zwitter, weil sie mich ohne dies nicht für unempfindlich halten können. Lachen sie doch, liebster Freund, ich plaudre ihnen ja so viel tolles Zeug von mir vor, daß sie wohl bey sich selbst schon gedacht haben, der närrische Gleim! er ist und bleibt doch noch immer wie er war. (Vergl. S. 183.)

Ich hoffe, daß mich Ramler bald besuchen soll. Herr Sucro will ihn mitbringen. Ich würde mich recht hertzlich freuen und ihn so bald nicht von mir lassen. Ich darf es nicht mehr wagen, sie zu mir einzuladen. Aber welch ein Glück, wenn wir einmahl in meiner Zelle beysammen sein könnten. Nach Pfingsten werde ich zum Hrn. von Kannenberg reisen und etliche Wochen bey ihm seyn. Vielleicht verschiebe ich es noch bis nach Johanni, und vielleicht wird gar nichts draus. Folglich müssen sie nicht unterlassen mir zu schreiben, und sich mit dem Glauben von meiner Abwesenheit nicht entschuldigen. Was haben sie itzt dort für einen vorzüglichen Freund? Umarmen sie ihn für mich, ich küsse ihn, weil sie ihn anderen vorziehen. Schreiben sie mir doch ja bald und hübsch viel, und nur alles was ihnen einfällt, so wie ich. Mein Bruder hat sich was rechts eingebildet, daß sie sich seiner erinnert haben, und das ist schon ein groß Verdienst für einen Kaufmann, dessen Seele nur Gewinn und Verlust ist. Ich umarme sie mit großer Zärtlichkeit als Ihr

getreuester ergebenster
Gleim.

Halberstadt den 8. May 1750.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt den 16. Juni 1750.

Ebert schreibt mir: Der Frühling hat meine Erwartung noch übertroffen. Wenn sie wüßten, wie sehr ich den göttlichen Thomson bewundre, so würde es ihnen wichtig genug seyn, wenn ich Kleist noch bewundern kann. So unübersetzlich mir jener auch zu sein scheint, so glaube ich doch, Kleist könte es am ersten, wenn er das Englische so gut studirt hätte, als die Natur. Doch er kan ja noch was rühmliches thun, er kan ja selbst schreiben, er kan ein Original seyn, und folglich muß er das auch. Der Himmel gebe ihn nur Ruhe; animum sibi ipse parabit. Wird er nicht auch die andern Jahreszeiten besingen, insonderheit den Herbst, dem Thomson so gut ist, und dem er also auch, meiner Meinung nach, gut seyn muß. Schicken sie mir ja bald s. vermehrte Edition, sonst will ich nicht nur nicht an Sie schreiben sondern auch nicht mit ihnen sprechen, wenn sie herkommen. Empfehlen sie mich diesem großen Geiste, diesem zärtlichen Freunde. denn das muß er seyn, sonst wäre er ein solcher Dichter nicht, und sagen sie ihm, daß ich eben so gern mit ihm umgehen und ihn sprechen möchte, als ich ihn lese.

Aus Gleims Briefe an Kleist vom 10. September 1750.

Cramer ist nun in Quedlinburg angezogen und ich werde morgen vielleicht zu ihm reisen, um sein Mädchen zu sehen, und von meinem Kleist mit ihm zu plaudern. Sind ihnen die Oden und anderen Gedichte bekannt? Letzt laß ich in einer Zeitung, daß das Leben der Gottheit des fürtrefflichen Kleists, welches von einem großen Könige ins Französische übersetzt worden, von diesem Verfasser, weil

er das französische für ein Original gehalten, wieder ins Deutsche sei übersetzt worden. Es wurde dabey gesagt, es sey der Uebersetzung nachtheilig, daß man sie mit dem wahren Originale vergleichen könte. (Vgl. Fr. d. Gr. S. 234.)

In Halle sind scherzhafte Gedichte von einem Mädchen, oder einem Fräulein herausgekommen, die die Zeitungsschreiber loben, oder sich fürchten sie zu tadeln, weil das Mädchen eine heroischamazonische Scribentin seyn soll. Ich habe sie noch nicht gelesen.

Halberstadt den 19. September 1750.

Gleims Brief an Kleist. Halberstadt, den 24. October 1756.

In was für Sorgen lassen sie mich, mein lieber Kleist? Tausenderley Gerüchte, bald daß die Sachsen uns entwischet, bald, daß die Oestreicher Mittel gefunden ihnen zu Hülfe zu kommen, und könten den unsrigen eine große Niederlage anrichten, bald daß von der Vestung Königstein eine große Menge von unserer Armee wären niedergeschossen worden, kurtz allerley schlimme Nachrichten, mehrentheils über Leipzig, machen, daß ich nach einem Schreiben von ihnen unaufhörlich seufze. Denn bey so viel Lebensgefahr, der mein theuerster liebster Freund ausgesetzt ist, kan ich ohnmöglich ruhig seyn; wäre ich nicht mit so viel Geschäften überhäuft, oder hätten wir nur einen Syndicum, und müste ich nicht alle möglichen Arbeiten besorgen, so wäre ich gewiß und wahrhaftig schon bey Ihnen eines Tages gewesen. Der Herr Dohmdechant Spiegel hatte große Lust mit zu reisen. Aber es ist nicht möglich zu machen. Bleiben sie aber in der Nähe, oder nehmen Sie die Winterquatiere zu Dresden, so komme ich doch noch wohl zu Ihnen. Nehmen Sie doch ja sich, so viel, als nur immer möglich in Acht. Sind sie auch mit einem guten Pelz versehen, sonst will ich Ihnen den meinigen mit der Post senden? Wüste ich nur sichere Gelegenheit, ich habe ein gutes Glas Rothwein, und würde Ihnen gern eine Provision übersenden. Kan ich nicht etwa in Dresden eine Niederlage machen? Vor einigen Tagen ist ein Marquetender von hier zum Hülsen'schen Regiment abgegangen, das wäre eine so gute Gelegenheit gewesen, und ich habe nichts erfahren.

Schreiben Sie mir doch ja mit der ersten Post, damit ich ersehe, daß Sie noch leben, und wenn es möglich ist, so schreiben sie mir doch mit allen Posttagen. Denn ich schlafe fast keine Nacht ruhig, so oft träume ich von Ihnen, und so oft denke ich bei Tage an Sie.

In Ihrem letzten Schreiben hieß es, die Sachsen würden sich nicht lange mehr halten können, der Hunger würde Ihre (sic) Brustwehr bald übersteigen. Aber wie komt es, daß es so lange währt? Sie müßen die beiden Vestungen Königin und Sonnenstein vorher mit Proviant versehen haben. Es kan nicht anders seyn. Merken sie sich doch alle Umstände, so viel möglich. Denn es ist nun mit der Geschichte*) unsres Krieges ein rechter Ernst. Die Oestreicher eignen sich den Sieg der Schlacht bey Lowositz zu, und sie schreiben unverschämt, sie hätten das Feld behauptet, und auf dem Schlachtfelde die Nacht nach dem Treffen zugebracht. Ich glaube Ihre (sic) Generals machen es der Kaiserin weis. Auch

*) Daraus wurden später die Kriegslieder.

behaupten sie unsere Armee sey 50 bis 60tausend Mann stark gewesen. Aber darin irren sie sehr, sie war hundert dreißig tausend Mann stark:

Mit hundert dreyßig tausend Mann,
Griff Friedrich die Oestreicher an,
Denn Er allein ist hundert tausend Mann!

Bekommen Sie die Schriften zu lesen, die wir bekannt machen? die Neueste heißt: Das gerettete Betragen des Königs wieder die Sachsen. Dem Graf Brühl wird darin alle Schuld beygemessen, und es ist sehr scharf. Ein anderes: Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe avec les pièces justificatives qui en contiennent les preuves; habe ich noch nicht bekommen können. Soll ich Ihnen etwa davon was schicken. Ich umarme Sie, mein theuerster liebster Freund, Gott erhalte sie und führe Sie*) gesund in die Arme ihres lieben Gleims.

Empfehlen Sie mich Herrn Ewald.

Haben Sie schon die neue Ausgabe ihrer Gedichte? oder soll ich sie Ihnen schicken? Herr Beyer, der immer meine Freude über meinen Kleist und seine Freundschaft mit der seinigen über mich und meine Freundschaft gegen ihn vergleicht, läßt sich auf's allerbeste empfehlen und wird ihm mit erster Post schreiben.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt, den 6. Novbr. 1756.

Das ehemalige Sächsische Prinz Clementische Regiment ist heute hier eingerückt, aber es besteht nur in hundert etl. viertzig Mann, und soll es durch Desertion so geschmolzen seyn. Indeß sagt man, es werde hier in völligen Stand gesetzt werden. Ich habe es nicht gesehen, ich dachte es würde auf dem Dohmplatze aufmarschieren, und wartete darauf, aber sie hatten gleich vorm Thor die Wachen abgetheilt, und ich ward also betrogen. Indeß sollen es lauter schöne Leute seyn. Bliebe es bey uns in Garnison, so sollte billig Freundschaft und Heldenmuth in Streit gerathen, und erstere dahin über sie siegen, daß sie sich Mühe gäben Major oder Obristlieutenant bey demselben zu werden. Ich wäre dann der glücklichste Mensch auf der Welt, wenn mein Kleist hier wohnte!

Von Berlin schreibt man uns mit letzter Post, daß die Rußische Kayserin tod, Rußland gesperrt, und die Armee unter Commando des Feldmarschalls Aprarin von 20/m. Mann, welche in Curland bereits gestanden, beordert wäre, nach Rußland zurückzukehren. Wären alle diese Nachrichten wahr, so wäre der Himmel mit uns im Spiel, und wir würden mit den Oestreichern bald fertig werden.

Der Herr Feldmarschall von Braun läßt in allen Zeitungen ausposaunen, was für ein fürtreffl. Plan zur Befreyung der Sachsen ihm durch Schuld der letztern mißlungen sey! Er kommt mir vor wie ein Poet, der den schönsten Plan zu einem Heldengedicht schlecht ausführt; wenn er getadelt wird, so wirft er die Schuld auf die Sprache oder das Silbenmaaß! Weil dies zu Waßer gemachte Vorhaben vornehmlich zur Geschichte von Ergebung der Sachsen gehört, so schrei-

*) Die Schreibung des „Sie" in der Anrede schwankt wirklich 1756 noch so, wie dieser Brief und das Sie, sie in diesem Satze es zeigt. Doch schreibt Gleim um diese Zeit es in Anreden vielleicht noch öfter klein als groß, und groß vielleicht eben so oft, wenn es der 3. Person Pluralis als wenn es der 2. Person Singularis angehört.

den Sie mir doch die Wahren Umstände; ob nehmlich der Feldmarschall die Hülfs-Völker selbst anführt, was für einen Marsch dieselben genommen, mit wie viel Verlust sie zurückgetrieben worden.

Die Scene, bey der ich ein Zuseher hätte seyn mögen, ist die, als die Sächsischen Truppen vor dem Könige defiliret; Sie sind ohne Zweifel dabey gewesen? Wie sah unser Friedrich aus? Und wie der Graf Rutowsky, und der Chevalier de Saxe? Der König empfing sie gewiß nicht mit der Mine des Ueberwinders. In der Zeitung stehet, die beyden halben Königskinder hätten dem Könige den Rock küssen wollen, Er hätte aber gesagt: Von solchem Geblüth ließ er ihn nicht küßen!*) Vielleicht hat es im Französischen natürlicher geklungen! Ich umarme, ich küße Sie tausendmahl, denn Sie lassen sich doch küßen, wären Sie auch König, von

Ihrem

lieben treuen Gleim.

Halberstadt, den 6. November 1756.

Aus Gleims Briefe an Kleist vom 7. December 1756.

Das hiesige ehemalige Printz Clementische Regiment nimmt von Tage zu Tage zu. Der Obrist Lieutenant von Bilderbeck von Prinz Moritz bringt es in Ordnung; die neuen Brandenburger exerciren alle Tage in der größten Kälte. Es sind noch wenig Officiers dabey. Man sagt, es würde ein Printzlich Regiment werden, und giebt es meinem Printzen Friedrich — Aber nein, der muß ein altes haben, wovon jeder Soldat ein Held ist, und das ein Kleist commandirt, wie mein Kleist — Und ein solcher ist nicht — Ergo mein Kleist selbst.

Halberstadt, den 7. December 1756.

Gleims Brief an Kleist aus Halberstadt vom 29. Decbr. 1756.

Wie so lange, mein liebster Kleist, wie so sehr lange lassen sie mich auf ein Schreiben von Ihrer Hand warten. Hätten sie etwa keine Zeit, so solten Sie mir wenigstens nur eine Zeile, nur ein Briefcouvert schreiben, damit ich nur sähe, daß sie noch leben. Zwar haben die heutigen Altonaer Zeitungen mich einiger maaßen getröstet, da sie sagen, die bisherigen Nachrichten aus der Gegend von Zittau wären falsch, aber andere Gerüchte wiedersprechen gar zu sehr, und man glaubt aus verschiedenen Umständen, als z. E. daß ihr Prinz bey Ihnen sein soll, daß die Feinde eine Absicht auf die Laußnitz haben. Diesen Abend komt die Dresdner Post. Hätte ich doch nur eine Zeile von meinem liebsten Kleist! Wie werde ich mich freuen, wenn der Briefträger mich um Mitternacht aus dem Bette klopft; denn er weiß, was er mir mit ihren Brief für Freude macht, und er bringt mir keine lieber, als die mit der Dresdnischen Post. Ich habe seit Acht Tagen, das Zimmer hüten müssen, aber ich würde für Freuden gesund, wenn ich ein Schreiben von Ihnen bekäme.

Ich habe einen bösen Hals gehabt, und ein böser Schnupfen ist auf den Magen gefallen, aber seit gestern macht ein starker Ausschlag, daß ich mich ziem-

*) Diese Zeitungsnachricht, wenigstens die Antwort des Königs, wurde in der That als falsch bezeichnet. (Friedrich der Große S. 251).

lich besser befinde. Da ich indeß oft allein und ohne Geschäfte bin, so bitte ich nun desto öfterer für sie den Himmel:

Reddas incolumem, precor
Et serves animae dimidium meae.

Wie Horaz zu dem Schiff sagte, das seinen lieben Virgil trug. Und wenn der Himmel mein Gebet erhört, und den Völckern den Frieden, mir aber meinen Kleist, wieder giebt, alsdenn mein Liebster, müßen sie ihren Gleim auch gewiß besuchen. Ich denke oft nicht ohne Gram daran, daß wir bisher so selten zusammen gekommen sind. Ich habe einen kleinen Garten gekauft, den will ich für sie zurecht machen, ich will Rasen für sie darin zu sanften Polstern wachsen lassen, damit wir uns darauf lagern, und den Nachtigallen zuhören können, die häufig kommen werden, meinem Kleist etwas zu singen. Kommen Sie zu mir!

Longaque fessum militia latus
Depone sub lauru mea. nec
Parce cadis tibi destinatis.

Ich will den besten Wein anschaffen und wir, die wir von Wein und Liebe gesungen, aber wenig getrunken und wenig geliebt haben, wir wollen dann wenigstens einmahl dem Bachus ein Opfer bringen und Freudenbecher leeren!

Mit allen Posthörnern, und es gehen alle Stunden Couriere und Stafetten bey uns durch, erwarten wir wichtige Nachrichten, wo nicht aus Dresden, so doch aus dem Fränkischen. Denn es will jemand mit voriger Post daher zuverläßige Nachricht haben, wir wären mit 55/m Mann in Franken eingerückt. Lesen sie doch in den heutigen Schreiben die abscheuliche Declaration des Königs von Pohlen wieder seine Generalität! Zwei Drittheile seiner Armee hätten sich ohne den geringsten Nutzen sollen erschießen laßen, so hätte er doch die Ehre davon! sagt der König, der auf dem Königstein sitzt, und — plutôt je verrai périr moi et mon armée, das kan nur ein Friedrich sagen, der sich der Lebensgefahr mehr aussetzt, als einen seiner Soldaten p. Aber ich muß schließen. Ich umarme Sie tausendmahl und bin ewig Ihr getreuer Gleim.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt, den 11. Mai 1757.

Aus Westphalen bekam ich gestern von einem guten Freunde einen lustigen Brief. Die Franzosen scheinen es so böse mit uns nicht im Sinne zu haben Wenigstens sagen die Fischerschen Räuber, denn sie leben von Raub, sie wären von den Preußen keine Feinde. Doch soll es mit der Belagerung Gelderns ein Ernst seyn. Der französische Minister Follard ist nicht mehr in Cassel. Erst nach seiner Abreise sind einige Caßelsche Regimenter zu der Alliirten Armee aufgebrochen, woraus erhellet, daß er beym Landgrafen nichts ausgerichtet.

Aus Gleims Briefe an Kleist in Leipzig.
Halberstadt, den 10. Juni 1757.

Herr Leßing ist also noch bei Ihnen? — Ich habe seinetwegen an Herrn Sulzer geschrieben — Er hat mir auch schon geantwortet, einandermahl will ich ihnen sagen, was. Denn ich habe sein Schreiben nicht bei der Hand. Ich wolte mich wahrhaftig herzlich freuen, wenn Neuburg stürbe und Leßing würde, was er

war. Grüßen sie ihn tausendmal und auch Herr Gellert — Wie schreibt man an Hr. Ewald nach London? Wo ist die Adresse?

Die Mad. Weiß (S. 179, 190, 191) ist sehr glücklich, daß sie meines Kleists Beyfall hat. Ich könnte sie blos darum zur Frau nehmen, wenn ich es nicht für das größte Unglück hielte, eine Frau zu haben, so lange mein Kleist keine hat — Schreiben sie mir doch bald wieder, mein lieber theurer alter Kleist, ich herze und küße sie Millionen mahle und bin ewig

Ihr
alter Gleim.

Nachschrift zu Gleims Briefe vom 10. Juni 1757.

Was macht Herr Leßing? Ist sein Oden Scelet, wie er es nennet, mit Fleisch und Haut umgeben? — Ich möchte, daß er nach Berlin ginge, fast nur deswegen, damit eine rechtschaffene Ode auf unsern Friedrich gemacht würde. Es ist schändlich, mit was für Zeuge man die großen Thaten beschimpft.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt, den 25. Juli 1757.

Das Corps, welches der Duc D'orleans (sic) commandirt, hat sich in's Heßische und auf Caßel gezogen; Göttingen ist besetzt, und die französischen Officiere sollen sich mit den dortigen Musensöhnen, gar wohl vertragen, noch beßer mit den Mädchen! Aber sie fodern unermeßliche Contributionen allenthalben, wo sie hinkommen, und zwar auf zwiefache Weise. Die ordentlichen Landesabgaben für die Oestreicher, die außerordentlichen, oder, die man sonst Brandschatzungen nent, für sich selbst; diese letzteren übertreffen aber die ersten weit, z. E. von der kleinen Stadt Minden 165/m Thlr. und weil sie klug genug sind dafür zu sorgen, daß die außerordentlichen Abgaben ehe bezahlt werden, als die ordentlichen, so entstehen daher viele Klagen der Oestreicher, welche unter Gottes Beystand schon noch das Reich unter sich ureins machen werden. Ist es indeß nicht schändlich, daß das heil. Römische Reich deutscher Nation so viel hungrige Franzosen bereichert, und ihren witzigen Betrug so theuer bezahlt? War es nicht genug, daß sie unsern Witz Hohn gesprochen, so sehr, daß sich Gottsched bald darüber zu Tode geärgert hat; musten sie auch unserer Tapferkeit trotzen? Wird nicht ein künftiger Bonhours die Frage nntersuchen: Ob ein Deutscher auch tapfer sein kann? — Aber genug. Sie sehen indeß, was für ein deutscher Patriot ich bin, und daß ich fast darüber vergeße, ein Weltbürger zu seyn, der von allen Nationen diejenigen liebt, die rechtschaffen sind, und unter der französischen Armee sollen mehr liebenswürdige Officiers seyn, als unter mancher deutschen. Ein gewißer guter Freund in Osnabrück spricht mit so vielem Lobe von den Bekanntschaften, die er gemacht hat, daß man beynahe wünschen sollte, sie näher kennen zu lernen.

Nach heutigen Briefen aus Böhmen sollen wir in drey Corps getheilt seyn; der König mit 70/m Mann jenseits der Elbe bei Leitmeritz, der Oestreichischen großen Armee gegenüber; alles soll wieder in Ordnung gebracht, und die Armee so voll Muth seyn, wie jemahls; gegen Schlesien sollen zwey Armeen jede von 30/m Mann stehen, die eine unter dem Prinz von Preußen, die andere unter Prinz v. Bevern, aber die Gegenden sind mir nicht genannt. Nach ihren ver-

sprochenen Nachrichten, worunter die Aufsätze derer Herren von Schulenburg und von Colom (?) vornemlich mit gehören, verlanget mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kan, um deren baldige Mittheilung zu bitten.*)

Gleim an Kleist aus Halberstadt den 19. September 1757.**)

Nun raset Mars mit voller Wuth bey uns. Gottlob, daß die Unsrigen die Sieger sind! Heut ist die ganze Stadt ganz ausgelassen. Sie haben mir oft genug die Thaten unserer Helden erzählt, mein lieber Selin; ich eile deshalb, mitten im größten Tumult, ein Gleiches zu thun. Die Herren Franzosen hatten sich im ganzen Fürstenthum (Halberstadt) ausgebreitet, alle Pässe besetzt. Das Fischersche Corps war so dreist, weil kein einziger Soldat Widerstand that, daß es bis unter die Kanonen von Magdeburg streifte, und dem armen Landmann sein Korn aus der Scheuer holte und ihn nöthigte, dasselbe drei Meilen von hier nach Osterwiek***) zu fahren. Noch gestern früh sahen wir an hundert Wagen in der Stadt, welche diese Helden im Triumphe fortführten. Aber gestern haben die Unsrigen angefangen sich ihnen furchtbar zu machen, denn wir haben sie oft mit nicht gehöriger Achtung von dem Muth der Preußen sprechen hören. Ein kleines Corps Freiwilliger vom Herzog Ferdinand (von Braunschweig), und eine Schwadron Seidlitz'scher Husaren haben den Grafen Lusignan, der ein Cürassirregiment als Obrister commandirt, nebst ohngefähr 300 Mann Infanterie in Egeln, 3 Meilen von hier auf der Straße nach Magdeburg, eben als die Leute aus der Kirche gekommen sind und in einem vor der Stadt gelegenen Kloster acht Stabsofficiere haben zur Tafel gehen wollen, dergestalt plötzlich überfallen, daß nicht allein die Officiere, sondern alle übrige Cavallerie und Infanterie zu Gefangenen gemacht worden sind; die Husaren haben unvergleichliche Beute gemacht. Der Herr Graf Lusignan hat sehr schönes Silberzeug und unter andern zwei große Terinen gehabt und gleiche schöne Pferde und Maulthiere 14 Stück. Daß er nicht todt, sondern nur gefangen, ist mir recht lieb. Von allen Franzosen, die wir bei uns gehabt, hatte er das ehrlichste Gesicht und wo er mit seinem Regimente in Quartier gelegen, ist nicht die geringste Klage gewesen. Man sagt, die Gefangenen wären nach Aschersleben gebracht und würden nach Leipzig gebracht werden. Wäre das, so hätten Sie

*) Hier schließt sich nun in diesem Briefe noch das an, was ich in Friedrich der Große und die deutsche Literatur S. 226 u. 227 über die Schlacht bei Colin nach einer Abschrift bei Kleists Briefen an Gleim mittheilte. In Gleims Briefe ist diese Mittheilung über die Schlacht von Colin von diesem unterschrieben. Bei der wohl von Gleim selbst herrührenden Abschrift hat dieser einige Aenderungen, fast nur im Ausdrucke vorgenommen. In der 3. Zeile der gedruckten Briefstelle steht ergänzen für: vermehren. Ueber der 1. Zeile auf S. 227 ist einzuschieben: der König ist im heftigsten Kartätschenfeuer gewesen. In der 11. Zeile auf S. 227 ist nach würde einzuschieben: nachdem die feindliche Rechte in der Flanke geschlagen wäre. Vier Zeilen weiter lies: versichern einmüthig. Eine Zeile weiter: Canonen und Batterien.

**) Dieser Brief ist bereits gedruckt in „Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben. Von Wilhelm Körte. Halberstadt, Bureau für Literatur und Kunst. 1811." S. 87—89. Da indessen die nachfolgenden Kriegsbegebenheiten in Halberstadt nicht vollkommen zu verstehen sein würden, ohne daß man ihn bei Körte nachgelesen hätte, so möge wenigstens dieser wichtige Brief hier wiederholt gedruckt werden, wobei wir die von dem fast niemals ganz getreuen Körte ausgelassenen Stellen nach dem halberstädter Manuscripte hinzufügen.

***) Städtchen an der Ilse eine Stunde westlich von der Straße zwischen Halberstadt und Braunschweig, zugleich etwa 3 Stunden nördlich vom Brocken.

vielleicht Gelegenheit, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, er scheint es zu verdienen; und wäre es auch nur, weil er aus der Familie der Lusignans ist, die einmal Könige von Jerusalem gewesen *).

In was für ausschweifender Furcht die Feinde sind, beweist unter andern folgende Geschichte: Ein einziger preußischer Husar, welcher sich vor dem Thor etwas verspätet hatte, trifft auf fünf Cavalleristen vom Fischerschen Corps, welche recognoscirt hatten, macht sie alle fünf mit dem drohenden Säbel zu Gefangenen, und bringt sie auf den Domplatz (in Halberstadt), wo ich sie selber gesehen. Alles kleine Geld, das der Husar Beute gemacht hatte, warf er unter die Leute und sagte: „Was soll ich mit dem Dreck? er drückt mir nur das Hemd entzwei."

Gleims Brief aus Halberstadt den 17. October 1757**).

Ich soll das Epigramm auf Gellerts Tod***) niemand zeigen? Warum nicht? Ich will es ihm selbst schicken. Es ist so schön, daß Herr Gellert, wenn er noch krank ist, davon gesund werden muß. Denn erschrecken kan man ihn unmöglich damit. Er muß sterben, und als Hypochondriacus, sieht er alle Tage seinen Tod vor Augen, ob er gleich vielleicht noch nicht nahe ist, welches ich von ganzen Herzen wünsche. Sie, mein liebster Kleist, sind ein ganz unvergleichlicher Mann! Und wenn ich ihnen das etwa schon zum tausendsten mahl sagte, so muß ich es doch thun. Ihr voriges liebstes Schreiben ist noch unbeantwortet, und sie erfreuen mich diesen Augenblick mit einen andern. Tausendmahl umarme ich sie dafür. Denn in der That solche Freunde sind nöthig, wenn man im Tumult des Thraciers, der sich bey uns recht eigentlich niedergelaßen hat, einiger maaßen bey Verstande bleiben soll. O wäre ich doch jetzt bei dem Lappländer****), dem sie das fürtreffliche Lied nachgesungen haben, und sähe den Jammer nicht, den der Krieg verbreitet und hörte nicht die Millionen Klagen des armen Landmann, der mit dem letzten Brot in der Hand die Wüste sucht. Laßen Sie uns mit ihm gehn, liebster Freund! Vielleicht finden wir nach langer Wanderschaft, im künftigen May eine Gegend, wo ich zu Ihnen sagen kann:

Ha, diesen Winkel
Freund, laß uns wählen
Und Hütten bauen!

Wie lieblich sprudelt
Die Kleine Quelle!

Welch einen Balsam
Haucht dieser Winkel
Von tausend Linden!
Welch eine Stille
Herrscht hier im Thale!
Hier wohnt der Friede!

Ich muß noch einmahl von dem Epigramme auf Herrn Gellerts Tod ein Wort reden. Es gefiel mir so wohl, daß ich sagte: Ich will den Hrn. v. Kleist

*) Guido von Lusignan heirathete die Tochter des Königs Amalrich von Jerusalem, und wurde in Folge dessen 1182 Stellvertreter seines erblindeten Schwagers Balduin IV. von Jerusalem. Im Kampfe gegen Saladin bewährte er sich nicht, schloß ein Bündniß mit den Muhamedanern, wandte sich aber 1187 gegen Saladin und wurde von ihm geschlagen. Zuletzt vertauschte er Jerusalem an Richard Löwenherz gegen Cypern und hier bestand ein christliches Königreich unter den Nachkommen seines Bruders bis 1473 fort. Ein General Lusignan kämpfte gerade 40 Jahre nach Abfassung dieses Briefes von Gleim gegen Oestreich in Italien. Der letzte Lusignan-Cypern-Armenien (Leo) starb 1876.

**) Dieser hier vollständig mitgetheilte Brief findet sich nur in einem ungenügenden Auszuge in Gleims Leben von Körte S. 92—94.

***) „Als man ihn todt sagte." Kleists Werke von Körte. II. 1803. S. 38.

****) A. a. O. S. 58, 59 „Lied eines Lappländers. Leipzig im October 1757."

bitten, daß er auf meinen Tod auch eins macht! Oder, damit er in die dazu nöthige Gemüthsverfaßung geſetzt werde, will ich Herr Beyern bitten, ich ſei plötzlich geſtorben! — Aber als ich bedachte, in was für Gram ich meinen Kleiſt durch dieſen Betrug verſetzen würde, da verwieß ich mir ſo gar den Gedanken daran. Wie aber, mein liebſter Kleiſt, wenn ſie meine Grabſchrift dennoch machten? Ich ſchwere ihnen, daß ich deshalb nicht einen Augenblick ehe ſterben will. Sie ſind jetzo recht im Zuge etwas zu machen, worüber ich mich nicht genug verwundern kann. Aber es geht Ihnen, wie mir. Wenn ich gute Tage habe, mache ich nichts. Itzo, da ich in der That auf tauſendfache Weiſe, ein geplagter Menſch bin, itzt habe ich die Thorheit meine ſcherzhaften Lieder zu Corrigiren! Was meinen ſie, wenn ich obiges kleine Ding an die Stelle des Wortreichen: Wie lieblich ſprudelt dieſe Quelle! p. ſetze? Ich will geſchwinde ein paar Correcturen abſchreiben laßen. Sagen ſie mir doch, wie ſie ihnen gefallen, und fragen ſie Herrn Leßing darum, deßen vier neuen Bänden ich mit großer Ungeduld entgegenſehe. Er hat nicht unrecht, daß er mit ſeinen Arbeiten ſo geheim iſt! Denn in der That, es hilft nichts, daß man viel Criticos zu rathe zieht. Jeder Perſonalcharakter hat ſeinen ihm eigenen Ausdruck, an dem jeder anderer etwas auszuſetzen finden wird, wiewohl ich dem unbeſtimmten Geſchmack damit nicht das Wort reden will. Denn jenen Perſonal Charakter hat kein ſchlechter Scribent, und den unbeſtimmten Geſchmack findet man nur bey dieſen. In meinen ſcherzh. Liedern findet ſich ſo viel ſchlechtes, ſo viel überflüßiges, und überhaupt ſo wenig vollkomnes im Geiſt Anacreons, daß ich es wohl nur ganz allein, dem unbeſtimmten Geſchmack, der der Herrſchende in Deutſchland iſt, zu danken habe, daß man Sie (sic) ſchön gefunden und nachgeahmt hat. Doch ſind die meiſten Nachahmungen in der That noch erbärmlicher! Geſtern laß ich einige in den bremiſchen Beyträgen, die nicht außzuſtehn waren! Nirgends iſt die edle Einfalt Anacreons, nicht allein des Ausdrucks, ſondern auch des Plans, darin*) zu finden! — Halten Sie mir dieſe Ausſchweifung zu gute; ſie iſt in die Feder gefloſſen, weil mir noch im Sinn lag, was für Lehren die ſcherzhafte Muſe, die zu mir zurück gekehret iſt, mich in dem itzigen Trübſal zu tröſten, mir geſtern Abend gab, als ſie den Beſuch des Fr.**) von dem ich Ihnen neulich geſagt habe, abwechſelte, und mich wieder zu mir ſelbſt brachte. Jener Fremde machte mir Bekantſchaft mit Msr. le Comte d'Allegrin, der mir das Alterthum ſeines Geſchlechts, in der Histoire de France du President Henault bewies und ein guter Mann zu ſein ſchien. Heute Nachmittag will er einen berühmten Autor zu mir führen, Msr. de la Chassaigne, der viel theatraliſche Stücke, und die memoires du Comte de Benneston, gemacht haben ſoll. Da ich Ihnen von unſern andern Umſtänden nichts ſchreiben darf, ſo muß ich Ihnen wenigſtens dergleichen Kleinigkeiten ſchreiben! — Jene ſcherzhafte Muſe tröſtet mich noch beſtändig damit, daß unſer Held die ganze Laſt ſeiner Feinde überwinden werde. Von ſ.***) Auffenthalt wiſſen wir nichts. Ja von allem, was um und neben uns vorgeht, erfahren wir weit weniger, als ehedem, da die Scene des Krieges von uns entfernter war. Die Urſach iſt, weil man zu furchtſam iſt, ſich einander davon zu erzählen. Doch hört man von unſern

*) Durchſtrichen iſt und ſtand früher ſtatt darin „recht".
**) Franzoſen.
***) Seinem.

Fremden, daß Er mit s. kleinen Armee, denn sie soll in der That sehr klein seyn, dem Pr. S. und Herzog v. H. sehr viel zu thun macht. Prinz Ferdinand heißt es, stehe mit seiner ebenfalls kleinen Armee, noch immer bey Wansleben*), vier Meilen von hier, und habe Heimersleben**) zwei Meilen von hier auf dem Wege nach Magdeburg besetzt. Wir, ehe wir von der erstaunlichen Menge Generale, und Officiers, auf eine große Armee schließen können nicht begreifen, wie es möglich ist, das im Angesicht desselben zu thun, und nehmen es als ein gutes omen des Friedens auf. Wiewohl ich selbst andere Gedanken davon habe. Die Utrechter Zeitung ist hier nicht zu haben. Daher mich, wegen der Rußen, gedulden muß, biß andere Zeitungen, mir die Ursach des Rückmarsches sagen. — Ich umarme Sie, theuerster liebster Freund, und wenn Herr Leßing bey Ihnen ist, so umarmen sie Ihn in meinem Nahmen. Ich bin gantz der Ihrige

Leander (Gleim).

Naschrift 1 zu dem Briefe Gleims an Kleist vom 17. Oct. 1757. Sagen Sie nicht, daß eine Zeile von Ihnen bey mir verlohren werde! Ich hebe alles sorgfältiger als Gold auf. Schicken sie mir nur fein viel; plündert man, so will ich es allein zu retten suchen. Von wem darf ich meines Klopstocks Porträt wiederfodern? Ich sehe in den Zeitungen, daß der Kupferstich fertig ist.

Nachschrift 2. Die Schilderungen aus der Natur und Sittenlehre habe noch nicht gesehen.

Brief Gleims an Kleist (Halberstadt) den 7. Nov. 1757.***)

Auf einmahl haben uns unsere Gäste verlaßen. Gestern früh brach der Duc de R. (Richelieu) und das ganze Hauptquartier auf, diesen Morgen um 9 Uhr erfuhren wir mit Ankunft der leipziger Post, daß unser großer Friedrich am 5. Nachmittags seine Feinde geschlagen, aber Umstände wißen wir noch nicht. Ich bitte Sie darum, liebster Freund, geben sie mir doch mit erster Post Nachricht. Prinz Heinrich, sagt man, sey in die Schulter verwundet, und General Seydlitz todt, sonst aber sey unser Verlust geringe; der König habe tausend Krieges listen nöthig gehabt, den Herren Hildburgh und Herrn Soubise, zum Entschluß einer Schlacht zu bringen; seine Infanterie habe er hinter die Cavallerie versteckt, und weil man sich für Bierfach überlegen gehalten, so habe man endlich Muth bekommen; Nach Magdeburg hätten 30 Postillons den Sieg geblasen. Wir haben also unsere Befreyung diesem Siege zu danken, doch sind wir noch nicht ganz frey, sondern erst diesen Mittag ist das fischersche Corps bey uns eingerückt, hält sich aber ganz stille. Meine Freude ist um so größer, liebster Freund, da mir meine Sorgen für meinen Kleist zugleich mit den Franzosen verjagt sind — Apollo weiß seinen Dichter schon zu beschützen. Ehe er ihn in Gefahr kommen ließe, läßt er seinen Friederich eine Schlacht gewinnen — denn in der That Apollo mag zu dem Gewinne dieser Schlacht so viel gethan haben als Mars. Wäre ich der Gre-

*) Wanzleben (mit Station Blumberg an der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn).

**) Hadmersleben. S. über diese jetzige Eisenbahnstation zwischen Oschersleben und Wandsleben meine Feldgarben S. 295—299.

***) Auch von diesem hier vollständig mitgetheilten Briefe Gleims befindet sich ein kurzer ganz ungenügender Auszug in Gleims Leben von Körte S. 94, 95.

nabier, der die Siegeslieder singt, so würde ich den Apoll gewiß mit ins Spiel bringen.*)

Am 16. (October 1757) ist der König bei Ihnen (in Leipzig) gewesen, er hat einige Professores zu sich kommen laßen, unter andern den großen Gottsched, er hat mit ihm von den Poeten der Deutschen gesprochen — Ihre Maj. haben wohl meinen Cato nicht gelesen, und meine Uebersetzung der Iphigenie! — Der Iphigenie? Ja. Ey! Herr Professor hol er sie doch, wir wollen sehen, wie er sie übersetzt hat.

Der weitgespaltne Herr erreichte bald sein Zimmer,
Er komt zurück, und bringt Text und Ueber-

setzung. Der König list — Ma fille — Herr Gottsched ließt die Uebersetzung, Mein Kind Mein Kind? fragt der König — und giebt ihm das Buch zurück; das ist schlecht, sie verstehn die Sprache der Könige nicht — Schreiben sie mir doch, ob dies Gespräch des Königs mit Gottsched wahr oder erdichtet ist — Man sagt auch der König hätte wollen Bücher kaufen, aber der Buchhändler hätte den Laden nicht öfnen wollen, weil es Sonntag gewesen wäre — das muß wohl dem König gefallen haben, daß die Leipziger Kaufleute so wenig interessirt sind! — Mit dem Professor Böhm soll er sich lange unterhalten haben — Warum aber nicht mit Gellert und Leßing?

Ich habe in den letzten vierzehn Tagen noch mit vielen Franz. (Franzosen) Bekanntschaft gemacht, ein Chevalier de Redmond, der in Paris wegen seines Mahlerey-Cabinets berühmt ist, und eine große Bücherkenntniß verrieth, brachte mich kurz vor der Abreise noch um 4 meiner Lieblingsbücher, besonders um des Rolli Traduzzione d'Anacreonte, die mir vielleicht Herr Weiß wieder schaffen kan — Adieu, mein theuerster, liebster Fr. Grüßen Sie den lieben Leßing, dem ich mit nächster Post schreiben werde, und erfreuen Sie bald durch ein Schreiben Ihren Damon (Gleim.)

Nachschrift zu dem Briefe vom 7. Nov. 1757. Die Franz. haben 3 Geißeln mitgenommen, wegen der 200/m Thlr., die wir geben sollen. Ihr Hierseyn hat uns ohne Vergrößerung 2 Millionen gekostet. Denn sie haben uns alles Getreyde genommen, daß wir verhungern müßen, wenn sich unsere Nachbaren nicht über uns erbarmen, und so viel Geld, daß wir keine tausend Thlr. mehr aufbringen können.

Aus Gleims Briefe an Kleist, Halberstadt 10. Nov. 1757.

Die Folgen des großen Sieges (bei Roßbach) haben Sich schon biß zu uns erstreckt. In der Nacht vom 5. bis zum 6. kamen Couriere über Couriere. Am 6. früh brach schon alles auf, und des Abends hörten wir von unsern Feinden daß etwas wichtiges vorgefallen sey, und merckten, daß es zu unserm Vortheil seyn müße. Am 7. früh brachte die hallische Post uns die erste Zeitung, und seit dem sehen wir der umständlichen Nachricht mit größtem Verlangen entgegen. Indeß

*) Dies ist gewissermaßen geschehen. Vergl. den Schluß des Siegesliedes auf die Schlacht bei Roßbach in der Ausgabe der preussischen Kriegslieder von 1756 und 1757, Berlin 1778, S. 61, 62:

Wenn er im Schooß des Friedens ruht
Mit Lorbeern vollem Haupt

bis zu Ende.

wurden wir ehegestern alle unsere Gäste loß — und nur der ohnmächtige Steinklumpen, der Regenstein genannt, soll noch besetzt sein.

Nachschrift zu Gleims Briefe an Kleist vom 10. Nov. 1757.

Wegen der Klopstock'schen geistlichen Lieder haben sie vollkommen recht. Er kan sie ohnmöglich gemacht haben, und unser Herr Gott kan sie ohnmöglich erhören! Ich habe mir rechte Mühe gegeben, Geschmack daran zu finden, aber es ist nicht möglich gewesen.

Aus Gleims Briefe an Kleist, Halberstadt den 14. Nov. 1757.

Unser großer Friederich ist wieder bey Ihnen zu Leipzig gewesen. Den Augenblick lese ein Schreiben von dem Grenadier*), der die Siegeslieder gesungen hat — Er ist lauter Muth, lauter Dithyrambus — Wir ruhen nicht, sagt er, die Fr. (Franzosen) müssen fort, oder sie sollen alle auf dem Bajonette tanzen. Zwölf Mann hoch lagen sie, wir stampften über sie her, sie lagen auf den Bäuchen, und baten Pardon**); wir gaben ihn, du magst leben, du Hund! aber ehre die Preußen — Der Teufel soll die Hunde holen Wenn sie noch einmahl meine Scheune plündern — In solchen Thon lautet sein Schreiben von einem ganzen Bogen — Wenn es wahr ist, was er sagt, so müssen nicht Eintausend Todte, sondern Zehn tausend auf dem Platz geblieben, und zwanzig tausend gefangen seyn.

Die meisten Flüchtigen sollen den Weg über Nordhausen durch die Grafschaft Hohenstein 6 à 7 Meilen von uns genommen haben, und man glaubt, daß sie sich bey Göttingen setzen werden. — Unser Schicksahl ist bey alle dem noch nicht entschieden, denn erst heute sind Fr. (Franzosen) bey uns gewesen und haben uns mit 40/m M. bedroht, wiewohl ich nicht glauben kan, daß sie Lust haben werden, noch einmal Schläge zu holen.

Gleims Brief an Kleist aus Halberstadt vom 3. Dec. 1757.***)

Morgens 4 Uhr.

Theuerster liebster Freund,

Indeß daß mein Kleist einen
Schlaf schläft, leicht wie der Aether!

Tausendmahl bitte ich Sie um Vergebung, daß ich ihren liebsten Brief vom

---

*) Gleim hielt die Fiction, daß ein wirklicher Grenadier die Kriegslieder geschrieben habe, scherzhaft auch im Briefwechsel mit Lessing und Kleist fest, welche für ihn die Herausgabe dieser Lieder besorgten.

**) Auf ihrem Bauche lagen sie,
Und baten Leben. Ha!

Roßbacher Siegeslied in den Kriegsliedern, Berlin 1778, S. 60. Obiges macht recht klar, wie die von Lessing herausgegebenen Kriegslieder Gleims von diesem geschrieben wurden, und obgleich Gleim sich gewiß kein Gewissen daraus gemacht haben würde, einmal ein fremdes Gedicht unter die seinen aufzunehmen, widerlegt es doch die sonderbare Behauptung, daß Gleim nicht der Verfasser der älteren Kriegslieder sei. Wenn er wirklich das in diesem Auszuge aus seinem Briefe vom 14. Nov. 1757 erwähnte Schreiben eines Grenadiers erhalten hatte, so lieferte ihm dasselbe zum guten Theil die Materialien zum roßbacher Siegesliede und dient daher als allgemeiner Beleg zu dem, was schon „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 59 und 226 über die Entstehungsweise der Grenadierlieder gesagt ist. In der Handschrift seines Briefes an Kleist vom 6. Jan. 1758 bezeugt übrigens Gleim ausdrücklich: „das Siegeslied nach der Schlacht bey Roßbach ist in der That nichts anderes als der Brief eines Grenadiers in Verse gebracht."

***) Dieser hier vollständig mitgetheilte, für die Geschichte von Halberstadt so wichtige Brief ist in Gleims Leben von Körte ganz unberücksichtigt geblieben.

20. November so spät beantworte. Die Unruhen, in welchen wir uns bisher befunden, sind Schuld daran. Man hat nicht einen Augenblick zu sich selbst kommen können. Nun, da unsere lieben Preußen wieder bey uns sind, nun lebt man wieder auf. Am Montage verließen uns die Turpinschen Husaren, vermuthlich weil sie von der Ankunft der unsrigen Nachricht hatten. Den Dienstag stellte sich ein Commando von Ihnen (sic) wieder ein, und bemächtigte sich zweener Kriegsräthe, die es mit fortschleppen wollte. Kaum aber waren Sie (sic) vor dem Thor, als unsere rothen Husaren zum Vorschein kamen; Wir wußten von ihrer Ankunft nicht das geringste. Es ward ein entsetzl. Lärmen. Man hörte Schuß auf Schuß. Ich selbst lief auf den Thurm und sah 12 rothe Husaren mit etlichen Vierzig blauen im Handgemenge. Die Kriegesräthe befanden sich lange Zeit in der Mitte beyder Partheyen, endlich kamen sie den unsrigen nahe und entwischten. Die rothen Helden verfolgten aber die blauen, einer war so verwegen, daß er in die geschlagenen Vierzig mit dem Säbel in der Faust einhieb, mit dem Pferde so gleich wieder einen Satz zurück that, aber zum Glück stürzte. — Die blauen wolten sich des Pferdes bemächtigen, aber die Cameraden des rothen jugen*) auf sie ein, befreyten ihn und sein Pferd, machten fünf Gefangenene, bekamen 4 Pferde und hatten weiter keinen Verlust, als daß 1 Pferd blessirt wurde. Die fünf Gefangene wurden von tausend Menschen in die Stadt geführt, und ach! Wie viel Siegeslieder sang der Pöbel! — Sie müssen mir nicht übel nehmen, mein liebster Kleist, daß ich von so kleinem Kriege, so viel Wesens mache — und fast darüber vergesse, an die neue breßlauische Schlacht zu gedenken, wovon Sie mir in Ihrem letzten Nachricht geben. Mit größter Ungeduld warten wir auf die Bestätigung, da wir verschiedene widersprechende Nachrichten erhalten haben. Die Neuesten sind unter'm 29. Nov. von Berlin. Es heißt da, die Oestreicher wären vom 22ten bis 26ten 13 mahl von den unsrigen repoussirt, und an diesem letzten Tage gänzlich zerstreuet, und ein völliger Sieg von uns erfochten worden. 8000 Feinde wären auf dem Platz geblieben. Von unserer Seite wären die Generale**) . . . , Kleist und . . . tod, welche beyden letzten mir sehr nahe gehen würden, der eine wegen seines Nahmens, der andere, weil ich so viel Vergnügen in seinem Hause gehabt habe. Aber zu gleicher Zeit schreibt der Hr. von Kannenberg***), Oberhofmeister der Königin, nichts davon, sondern bricht vielmehr, wieder seine Gewohnheit, in den christlichen Seufzer aus: Gott gebe bald beßere Nachrichten aus Schlesien! Nimmermehr will ich hoffen, daß Bevern eine Collinsche Tragedie wird gespielt haben. Nein, das will ich nicht hoffen. — Wieder diesen Cannenbergischen Seufzer sind auch so viel zuverläßige Nachrichten. Unser General Hülsen hat aus Wittenberg positiv geschrieben, die Oestreicher wären totaliter geschlagen. Ich muß abbrechen, mein Liebster, ich reise diesen Morgen 5 Uhr mit dem Herrn Dohmdechant nach Blanckenburg****) zu dortigen braunschweigischen Herrschaften. Ich umarme Sie tausendmahl und bin ewig Ihr

lieber Gleim.

---

*) Sprachforscher wollen dies starke Imperfektum nicht übersehen.

**) Zwei der hier folgenden Namen sind unleserlich.

***) Wohl derselbe, dem sich Klopstock, wie es scheint, zu nähern suchte. Friedrich der Große und die deutsche Literatur S. 145.

****) Blankenburg war neutral und Aufenthaltsort des braunschweigischen Hofes. Näheres bei Archenholz-Potthast 7. Aufl. S. 89.

Nachschrift zu Gleims Briefe vom 3. Dec. 1757.

Schreiben Sie mir ja bald wieder liebster Freund. Dem Hrn. von Brand und Hrn. Leßing bitte mich bestens zu empfehlen. Herr Leßing, ganz gewiß kein anderer, hat mir eine fürtreffliche Gärtner-Idylle geschickt, die keinen andern als ihn oder meinen Kleist zum Verfasser hat. Ich bin recht böse, daß ich nicht noch einen Augenblick Zeit habe ihm zu sagen, wie fürtrefflich sie ist; aber ich will es versparen, bis ich ihm das lustige Siegeslied schicken kan, daß er von dem Grenadier verlangt hat, fertig ist es, er (der Grenadier) hat mir schon dreyßig Strophen davon (von dem Roßbacher Siegesliede) überschickt.

Aus Gleims Briefe an Kleist, Halberstadt d. 19. Dec. 1757.

Ich bin Ihnen für die Nachricht wegen des Befehls an unsern General sehr verbunden. Er hat gute Würckung gehabt, und ich habe meine Wette gewonnen. Nach den Erzählungen von den großen Begebenheiten in Schlesien, würde es nicht wohl abstechen, wenn ich Ihnen erzählen wolte, daß unsere hiesigen Helden, unter Anführung — — (ich weiß den Obersten nicht — aber der Graf Henckel, den Sie ohne Zweifel sehr gut kennen, ist babey gewesen) den französ. Partisan le Negre mit 150 Mann zu Dedeleben*) gefangen genommen, ohne Schuß, und Schwerdschlag. —

Aus Gleims Briefe an Kleist, Halberstadt 23 Dec. 1757.

Das Roßbachsche Siegesl. habe ihnen nicht gedruckt schicken können Mich dünkt ich habe Ihnen schon gesagt, daß der hallische Druck nicht vor sich gegangen. Der Buchhändler solte dem Grenadier hundert Exemplare geben, das wolte er nicht, vermuthlich weil Herr Prof. Meyer nicht viel Wesens von dem Liede gemacht hat, wie ich aus sein. Brief gemerkt habe — Laßen sie es also so oft drucken als sie wollen. Es hier zu thun, hatte ich einige Bedenken. Sonst war ich willens einen Spaß zu machen und an alle Regimenter, die bey der Schlacht gewesen, für jeden Capitain ein Exemplar zu schicken! Welches sind alle Regimenter, die bey Roßbach gewesen, und wie heißen ihre Chefs? Vielleicht kann ich von dem Druck für baare Bezahlnng ein paar Exemplare bekommen? Der junge Klopstock ist ein Brandenburger und darf ja wohl die Exemplare debitiren. Mich verlangt zu sehen, wie sie den Feldm. Keith an die Stelle des Pr. Heinrich hineingebracht haben!**) Es ist wahr! die Zweideutigkeit hat nicht den geringsten Grund, aber man muß sie doch auch dummen Auslegern nicht preisgeben. Wenn es noch Zeit ist, liebster Freund, so lassen sie doch die Zeilen: Zu schlagen einen andern Feind so drucken: Zu schlagen unsern großen Feind. In dem ersten Aufsatz stand so, und ich finde es jetzo daß es besser ist als jenes. Auch wäre mir lieb, wenn ein Tag des Druckes, vor den letzten Schlachten, als den 12. November 1757, und ein Druckort in der Gegend von Roßbach z. E. Merseburg auf dem Titel bemerkt würde.

---

*) Dedeleben liegt im halberstädtischen hinter dem Huy unweit des Kiebitzdammes im oschersleber Bruche. Eisenbahnstation Jerrheim.

**) Vergl. Fr. d. Gr. u. d. d. L. S. 68, 69, wo es noch zweifelhaft bleiben mußte, für welchen Namen der Name Keith eingesetzt war. Es hatte also Heinrich da gestanden.

Schicken sie doch auch, etwa unter Herrn Leßings Couvert dem Grafen Henckel hieher ein Exemplar vom roßbacher Siegesliede. Ich möchte gern ein unverdächtiges Urtheil von ihm darüber hören! Er scheint viel französische Lectüre zu haben, von Deutschen aber nur Haller zu kennen, doch hat er mir auch Gellert genannt und Rabenern und Rosten. Bey unsern Helden, den Prinzen Wilhelm und Heinrich muß er in großem Ansehn stehn, er soll mir hernach ein Exemplar an den Prinzen Wilhelm schicken, von dem ich kürzlich ein paar Briefe gelesen habe, die Cicero nicht beßer hätte schreiben können, nicht Sevigné!

Aus Gleims Briefe an Kleist vom 26. December 1757.*)

In dem Bericht, den man mir von Berlin geschickt hat, über die Belagerung und Uebergabe von Breslau steht ein Zug, der unserm Friedrich Ehre macht, wie alles was er thut. Die Generals nemlich, stellen ihm vor, daß kein ander Mittel sey, als Breslau mit Gewalt anzugreiien. Er weigert sich lange, endlich giebt er sein Fiat, reist aber Augenblicks ab, um dem Trauerspiel nicht mit zu zusehen, nachdem er noch alle mögliche Verschonung ausdrücklich befohlen. Schweidnitz und Lignitz, wo noch starke Garnisonen seyn sollen, sind bloquirt, und Ziethen steht als Verfolger der Flüchtlinge in Mähren, Moritz ist Feldmarschall. Wenn die Helden sich noch einmal so schlachten, wie am 22ten und 5ten, so werde ich bald in den Zeitungen lesen — Kleist, Gleims Freund ist Feldmarschall!

Sagen Sie mir doch bald, wie Ihnen jenes lobositzische Lied gefällt, und wie es unserm Leßing nicht gefallen hat! Der Grenadier singt seine Lieder, dunckt mich mehr für Kleist und Leßing, als für alle Helden, die er besingt. Denn wenige, oder Keiner, wird ihn lesen oder verstehen, wie sie. Was für ein Siegeslied, wenn es der Schlacht bey Lissa würdig seyn soll!

Stolz wie der Ungar, der gestohn
Bescheiden, wie er flieht.

Stolz aber minder stolz, als er,
Beym Glück, in seinem Krieg
Fürtrefflich, nicht fürtrefflicher
Als der erfochtne Sieg!

Hoch wie des Adlers Sonnenflug
Voll Gotteswunder, hoch!
Stark, wie der Krieger, welcher schlug,
Sanft, wie der Friede, doch.

Wahr, daß selbst Feind den Sänger preißt
Gott dankend wie ein Christ
Erhaben, wie des Helden Geist
Der Ueberwinder ist.

Kühn, wie der Löwe von sich schaut
In Königlichem Gang
Wie kriegrische Trompete laut
Erschalle mein Gesang!**)

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt, den 20. Jan. 1758.

Geben sie mir doch von Ihre nnd Herrn Lessings Muse wieder etwas zu lesen, damit mein Aerger***) unterbrochen werde. Fragen Sie doch Hertn Leßing

*) Eine andere Stelle draus in Körtes Leben Gleims S. 99.

**) Hier bricht zwar nicht der Brief, aber in demselben das Gedicht auf die Schlacht bei Lissa (5. December 1757) ab. Man vergleiche den Anfang desselben in dieser Fassung mit dem Anfange desselben in den preussischen Kriegsliedern. Ausgabe von 1778 S. 65.

***) Es ist dieses der bei Körte S. 105—109 zwar nicht genau, aber doch, so weit er die Plünderung von Halberstadt im Jahre 1758 erzählt, ziemlich vollständig mitgetheilte Brief. Körte datirt ihn gleich vom 30. Januar, um aus den nächsten Briefen noch einiges nachtragen zu können. Der

wer der Verfaſſer von dem Recueil de quelques poesies nouvelles iſt? Er ſoll ein Preuße ſeyn, und iſt wehrt einer zu ſeyn. Leſen ſie es gleich, wenn ſie es noch nicht kennen. Die Ekloge: Les fleuves hat mir inſonders gefallen.

Aus Gleims Briefe an Kleiſt. Halberſtadt vom 23. Januar 1858.*)

— Die Frage aber: Was macht der ehrliche G. J. (General Juncken)? Warum läßt er durch ſeine Reiterei nicht vorher recognosciren, ehe er ſich zurückzieht? laßen Sie ſich durch den Graf H. (Henkel) beantworten. Denn er iſt allerdings hier geweſen. Er war Abends vor dem fatalen Eilften bis acht Uhr bey mir, Wir ſprachen noch viel miteinander, ich ſagte, die franzöſiſche Infanterie iſt wohl die ſchlechteſte in Europa, mich wundert, daß der Marſchall von Sachſen, deßen rêveries ich eben geleſen hatte, ſo große Dinge damit gethan hat. Wir ſprachen von unſern Umſtänden, er ſagte, Wir haben doch nun tauſend Pferde! (Das Leib Regiment Cuiraßier nemlich, die Meineckſchen Dragoner, und an 100 grüne und rothe Huſaren) Wir hatten das ganze Junckenſche Regiment, und ein Batallion von Salmuth ſtand 2 kleine Meilen von hier zu Quedlinburg — Machen Sie nun ſelbſt den Ueberſchlag, ob wir nur 1200 Mann gehabt haben. Der geringſte Bürger bey uns wird aus den Umſtänden, die er weiß, demonſtriren daß — doch, liebſter Freund, ich habe mich ſchon genug geärgert! Was für Freude für einen Patrioten, wenn, welches ſo leicht war, unſere Preußen Ueberwinder geweſen wären, was für verlohrene Freude! Ich möchte den, der daran Schuld iſt, in einem Liede ſchlagen! Der Graf H. (Henkel) muß nicht haben durchdringen können. Oder muß ſich geſcheuet haben, die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, im Falle etwas unglücklich abgelaufen wäre, welches er nicht nöthig gehabt hätte, zu befürchten, da Er auf zehn Eiskalte Fr. (Franzoſen) gar wohl einen warmen erſt aus dem Bette gekrochenen Pr. (Preußen) rechnen konte. Man ſpricht allerley über den Unwillen einiger Officiers über den G. J. (General Juncken) vornemlich auch des Gr. H. (Grafen Henckel, welcher den Prinz H. (Heinrich) einen Bericht nach der Wahrheit abgeſtattet haben ſoll. Iſt es an dem, ſo wird es ſich bald zeigen.

Gleim an Kleiſt. Halberſtadt, den 25. Januar 1758.

In ihrem letzten Schreiben, l. Fr., ſagten Sie, man müſte nun wieder Satyren auf Gottſcheb machen, Sehn ſie hier**) ein halbes Dutzend die von Braunſchweig hieher angekommen ſind! Vielleicht hat ſie Zachariä gemacht; wiewohl ſie könten noch wohl etwas beßer gerathen ſeyn, wenn ſie von ihm wären. Ich weiß nicht, ob ich mich jemals werde überwinden können, den Stümper, der meinen Nahmen auf eine ſo ſchändliche Weiſe, im abſcheulichſten Verſe, in des Königs Ohr hat tönen und knarren laßen, (weil man von Gottſchebs Verſen nicht ſagen

„Aerger" Gleims bezieht ſich auf das ſchlechte Benehmen des preuſſiſchen Generals Juncken in Halberſtadt. Ausgelaſſen hat Körte die Stelle „Mich verlangt ſehr den Grafen H. (Henkel) zu ſprechen. Er war den Abend vor der Tragedie bis um 8 Uhr bey mir, wuſte aber noch von nichts. Des Nachts um 12 Uhr ward ich die erſte Bewegung der Garniſon gewahr!"

*) Vergl. die vorige Anmerkung.

**) Den Briefen Gleims an Kleiſt nicht beigebunden.

kan, daß sie tönen) der Satyre würdig zu schätzen, und wenn er auch zehn mahl das Glück hätte mit dem großen Friedrich zu sprechen.

Nicht Friedrich, nicht Apoll giebt ihm Vernunft
Duns bleibet Duns, in seiner Schöpfen Zunft.*)

Mit diesem Zeuge, muß ich Abschied nehmen, liebster Freund. Es schlägt achte, und dann müßen die Briefe auf der Post seyn. Ich umarme Sie und bin ewig

Ihr Freund
Selim.

Abschrift aus der Magdeburgischen privelegirte Zeitung Anno 1758 vom 14. Februarius. Dienstag No. 19.

Magdeburg 14/2.

Soeben erhält man die zuverlässige Nachricht, daß der Regenstein sich ehegestern um 12 Uhr Mittag ergeben habe, ohne daß von beiden Seiten ein Schuß geschehen; die auf demselben befindliche Mannschaft à 86 Köpfe sind zu Kriegsgefangenen gemacht worden, und hat bestanden in:

1 Obristlieutenant	9 Unterofficiere
1 Capitain	2 Tambours
2 Lieutenants	68 Gemeine
2 Commissairs des vivres	1 Feldbäcker.

Dabei ist uns zur Beute geworden: 9 Kanonen, 6 Feldschlangen nebst vielen Kugeln, Pulverfässer und anderen Sachen wovon man die specifica Liste nächstens gewärtig ist. Nachdem die Franzosen Halberstadt verlassen, so hatten unsere Truppen in der Gegend von Aschersleben eine Art von cordon gezogen. Doch diese waren nur Zurüstungen zu einem dessein, das der Herr Oberst von Tauenzien so geschickt ausgeführt hat. Es bestand nämlich darin, die Franzosen in Hornburg und da herum zu überfallen und sich hernach in Halberstadt festzusetzen. 2 Detachements Husaren von Seidlitz und Szeculi, das Leibregiment, einige Eskadrons Dragoner von Meinicke und 5 Batallions Infanterie zogen sich auf der Seite der Huyberge neben Halberstadt weg. Ein Batallion von Anhalt Dessau aber ging den 31. Januar auf Halberstadt. Die Husaren trafen zuerst und zwar noch in der Nacht um 12 Uhr zu Velten**) eine Patrouille feindlicher Husaren von Turpin an, nämlich 1 Offizier und 6 Gemeine. Diese wurden aufgehoben; folglich konnte die Garnison zu Hornburg von unseren Anmarsch nicht avertirt werden. Als unsere Truppen darauf den 1. Februar des Morgens frühe zu Hornburg ankamen, so umgab unsere Cavallerie und Husaren die Stadt, und die Infanterie drang an 2 Orten hinein; auf der einen Seite ging sie durch einen Kirchhof und auf der andern Seite erstieg sie die Mauern mit Sturmleitern. Dieses ging so schleunig und so still zu, daß selbst die Garnison in der Stadt nichts merkte. Die Meisten lagen im Bette und die ganze Garnison von 300 Mann, theils Turpinsche Husaren, theils Infanterie von Royal-Barière wurde ohne einen

*) Dieses Epigramm, das übrigens später durchstrichen wurde, ist ohne Zweifel von Gleim.
**) Veltheim, 6 Stunden von Halberstadt am Fallstein.

Schuß zu thun zu Gefangenen gemacht. Darauf rückten unsere Husaren nach Schladen.*) Allein, da allbereits in einigen Garnisonen Lärm war, so konnten sie darauf nichts unternehmen, zumal der Ort an sich einige Vertheidigung hat. Unsere Husaren konnten deutlich sehen, wie allbereits verschiedene Regimenter, die den Anmarsch der preußischen Regimenter vernommen hatten, nach Wolfenbüttel zogen. Unterdessen kam ein Detachement Turpinscher Husaren von Vienenburg*) so von dem, was zu Hornburg vorgegangen war, nicht wußten und daselbst ein Detachement ablösen wollten. Als sie aber mit Kanonen begrüßt wurden, suchten sie schleunig ihren Rückweg; doch unsere von Schladen zurückkommenden Husaren trafen sie noch auf dem Wege und begleiteten sie, nachdem sie viele niedergehauen und die übrigen blutig nach Hause geschickt hatten. Darauf zog unsere Infanterie nach berichteter Expedition aus Hornburg. Der Rest des Turpinschen Husarenregiments machte Miene uns zu verfolgen und postirte sich auf einem Berge in 8 verschiedene troups. Unsere Husaren, die ihnen in dieser Position nichts anhaben konnten, indem ein defilé dazwischen war, stellten sich, als ob sie vor ihnen wichen, bis sie die feindlichen Husaren über das defilé und eine kleine Brücke gelockt hatten. Darauf wendeten sich unsere Husaren auf einmal, theilten sich in 2 troups und hieben von 2 Seiten ein. Hier nun kamen die Feindlichen sehr ins Gedränge, indem sie sich bei der Brücke stopften. Die grünen Husaren hieben von der rechten Seite, die rothen hingegen von der linken und die Dragoner hinten in der Mitte auf sie ein, so daß wohl 50 theils todtgehauen theils hart blessirt wurden. Hernach zogen sie sich wieder zur Infanterie und so nach Halberstadt. Den 1. Februar Mittags brachte man die zu Velten aufgehobenen 11 Mann und des Abends die zu Hornburg gefangenen 300 Mann nebst einigen Wagen feindlicher Blessirten zu Halberstadt ein. Den 2. wurden sie hierher transportirt. Wir haben bei dieser Expedition wenig und fast nichts gelitten. Nachmittags rückten die 6 Bataillone Infanterie in Halberstadt ein.

Magdeburger Zeitung No. 25 vom 28. Februar 1758.

Magdeburg 28. Februar. Dienstag.

Zuverlässige Nachrichten aus dem Halberstädtischen melden, daß den 24. Dieses, des Morgens in aller Frühe unsere tapferen Husaren und Dragoner abermals einen großen Schwarm Husaren von dem Fischerischen Corps in Schladen überrumpelt haben. Viele sind vom Feinde niedergehauen und Folgende zu Kriegsgefangenen gemacht, welche gestern allhier eingebracht worden, als: 1 Lieutenant, 2 Wachtmeister, 1 Trompeter, 19 Gemeine, Summa 23 Mann. Ueberdem sind unsern Husaren und Dragonern 17 Pferde mit völliger Equipage zur Beute geworden.

Unsererseits ist kein Mann geblieben oder verwundet worden.

---

*) Jetzt Eisenbahnstation zwischen Wolfenbüttel und Harzburg.

Magdeburger Zeitung No. 30 vom 11. März 1758.

Halberstadt vom 4. März.

Nachdem in der Nacht vom 23. Februar die zu Schladen im Hildesheimschen gelegenen Fischerschen Husaren von unsern Dragonern unter Commando des Herrn Majors von Bork überfallen, außer einigen Todten und Blessirten 1 Lieutenant und 23 Gemeine gefangen und das übrige zerstreut worden, so hat der Feind des folgenden Tages bereits angefangen alle Vorkehrungen zu einer schleunigen Retraite aus den zunächst belegenen Orten und Städten und selbsten in den Festungen Wolfenbüttel und Braunschweig zu machen. Auf die deshalb eingelaufenen Nachrichten laßen des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit sofort die Truppen bis an die Ocker fortrücken und am 25. Dieses wurde Vienenburg und Wiedela im Hildesheimschen von dem Freibatallion von Wunsch besetzt u. s. w. [Nach gütiger Mittheilung des Hrn. Professor Buschmann hat Prinz Heinrich in einem Hause zu Harzburg, dem Soolbade Juliushall gegenüber, gewohnt.]

Schreiben des Fürsten Dietrich zu Anhalt an Kleist aus Dessau 14. März 1758.

Hochwohlgebohrner Herr Obrist Wachtmeister! *)

Ew. Hochwohlgeb. werthes Schreiben von heutigen Dato habe wohl erhalten und dessen Inhalt ersehen.

Wie ich nun die 200 Mann bereit halten werde, um solche in wenig Tagen an Ew. hochwohlgeb. oder das von Denenselben abzuschickende Commando abliefern zu können; Also ersuche auch Ew. Hochwohlgeb., so bald Sie von den Hrn. Obristen v. Tauenzien Antwort erhalten, mir davon Nachricht zu geben. Uebrigens verharre mit aller Hochachtung

Deßau, den 14. Martii 1758.

Ew. Hochwohlgeb.

(Das Folgende eigenhändig.) Dienstwilligster
Freund und Diener
Dietrich F. Z. Anhalt.

Aus Gleims Briefe an Kleist. Halberstadt den 12. Dcbr. 1759**).

Daß Ponikau***) bey Collin geblieben ist, habe noch nicht gewust! Wie mag es seiner armen Frau gehn? Und, wo mag sie seyn? Vielleicht könte man ihr einigen Dienst erweisen, wenn man es wüste. Ich habe seit 4 Jahren nichts

*) Dieser Brief hängt wohl noch mit der tauenzienschen Angelegenheit zusammen. Körtes Leben Kleists scheint ihn nicht aufzuklären.

**) Wenn wir das Interesse, das diese Briefe namentlich mit Rücksicht auf den bisher ganz unbekannt gewesenen Streifzug Tauenziens gewähren, der noch in dem vorhergehenden Briefe (aus Dessau) mit Kleist in enger Verbindung erscheint, sogleich hätten ganz übersehen können, als wir den oben erwähnten Manuskriptband gleimscher Briefe noch zur Hand hatten, so würden wir noch einzelne Briefe und auch diesen vollständig kopirt haben. Da dies unterblieb, so müssen wir auch zu obigem Briefe bemerken, daß einige andere Stellen daraus hier deshalb weggelassen sind, weil sie schon in Gleims Leben von Körte S. 97—99 stehen.

***) Man sehe den Anfang dieser Briefauszüge, die seit 14. September 1745 von dem Leben dieses wenig bekannten, mit Kleist und Gleim befreundeten preussischen Officiers ein Hochachtung und Theilnahme erweckendes Bild geben.

von ihm gehört. Der junge Manteufel ist nicht geblieben. Er lebt, weil sie ihn lieben. Und der junge Plötz*) muß auch leben!

C. Ueber Lessings Fabeln.

Angeregt wurde er zu ihnen durch Richardson, dessen Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Fabeln er damals übersetzte. Die entstandenen Fabeln sandte er Freunden zu. So Mendelssohn. Auch am 18. August 1757 schrieb er ihm, er möge ja nicht denken, daß er eine einzige wolle drucken lassen, die nicht seinen vollen Beifall habe. Eine eben solche Sendung von einigen Fabeln, mit äußerster Sorgfalt von Lessings Hand geschrieben, geradezu als kalligraphisches Meisterstück, ging an Gleim ab, der für diese Dichtungen ein um so größeres Interesse haben mußte, als die ersten Bücher seiner Fabeln soeben erschienen waren (1757 und 1758). Kurz nach Lessings Tode ließ Gleim die ihm übersandten Fabeln in Pergament einbinden. Die berühmte Fabel „Zeus und das Pferd" hat nur in diesem Manuskript folgenden Schluß: „Noch jetzt schaudert das Pferd, so oft es diese bestellte Verbindung seiner thörichten Wünsche sieht." Ganz, oder doch wenigstens bei Lachmann und Maltzahn ungedruckt ist die Fabel „Der Naturalist". Sie lautet in dem Manuskript zu Halberstadt wie folgt: „Der Naturalist. Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze und jedes dieser Pflanze eigene Insekt zu nennen wußte, der den ganzen Tag Steine aufles, Schmetterlingen nachlief und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte; so ein Mann, ein Naturalist — — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt) durchjagte den Wald und verweilte sich endlich bei einem Ameisenhaufen. Er fing an darin zu wühlen, durchsuchte ihren angesammelten Vorrath, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter seine Mikroskope legte und richtete, mit einem Worte, in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht eine nicht geringe Verwüstung an. Unterdessen wagte es eine Ameise ihn anzureden: Bist Du nicht etwa gar, sprach sie, einer von den Faulen, die Salomo zu uns schickt, daß sie unsere Weise sehn und Fleiß und Arbeit lernen sollen? Die alberne Ameise; einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen!"

Unter den wenigen an Gleim gesandten Fabeln ist diese die unbedeutendste, keineswegs aber unter Lessings Fabeln überhaupt. Möglicherweise ist sie wegen einer zu persönlichen Beziehung von Lessing unterdrückt. Vielleicht geht sie sogar auf Mylius, der eine Zeit lang „Den Naturforscher" herausgab und das Pasquill auf Lessings Vater gemacht hatte.

Vergl. Perschmann in Masius Jahrbüchern, 1871 S. 39. 40. Ueber Jacob Grimms Einwendung gegen Lessings Auffassung der Fabel s. Löbell S. 78—85.

D. Ueber Lessings Minna von Barnhelm in Berlin. (Aus den ungedruckten Briefen der Karschin an Gleim.)

Am 28. Oktober 1761 war die Karschin zu Magdeburg im Theater, wo sich auch die Prinzessin Amalia, die bekannte Schwester Friedrichs des Großen und

*) Wohl Kleists Neffe.

Aebtissin von Quedlinburg, befand. Madame Schuch gefiel der deutschen Sappho in einem ernsten Stücke nicht sonderlich. Sie traute ihr nicht zu, daß sie die Miß Sara Sampson natürlich würde geben können. Aber auch das Interesse des Publikums für ernste Stücke war gering, die Officiere lachten bei dem Auftritte, in welchem die Schuch der Karschin „eine halbe Thräne" entlockte. Diese erzählt weiter*): „Endlich kam eine Nachkomödie zur Befriedigung dieser Leute. Ein Kerl war in Hans Wursts seine Frau verliebt, er lockte ihn mit einem Billet fort und besuchte sie alsdann." Nun folgt die Beschreibung einer Scene von unglaublicher Gemeinheit. Die Karschin schreibt weiter: „ich ging vom Händeklatschen betäubt davon, die Prinzessin verließ den Schauplatz."

Aus Berlin den 20. November 1767 meldete die Karschin, daß „Weise"**) ihr sein ganzes Theater geschickt habe. Sein Romeo sei das schönste Trauerspiel, was jemals ein Deutscher gemacht habe. Zwar habe „Weise" den Briten zum Vorgänger gehabt. Aber schwerlich werde dessen Julie die Sprache des liebenden Herzens so süß, so unbeschreiblich süß geredet haben, als dieser. Dann fährt die Karschin fort: „Man redet zu Berlin immer von einer neuen Komediantenbande, die der Akteur Deblin***) aufrichten will, ich freue mich nicht darüber, denn meine Revenuen erlauben mir keinerlei Ausgaben, die nicht zur Bedürfniß gehören, und einen Mann von der Art, wie Deblin ist, verbindlich zu sein, werde ich mich hüten. — — — Wenn Schuch wieder nach Berlin käme, alsdann wäre es was anders. Jene Leute waren leichtsinnig, eitel und sich selbst schädlich, aber sie waren auch eben so gefällig, so freundlich, so gutherzig."

Am 26. Januar 1768 schreibt die Karschin an Gleims Nichte Gleminde, daß sie mit der Frau des Hauptmanns von Knobloch vom Sitze der Officiersdamen aus, woselbst man sich dem Theater gerade gegenüber befinde und alles mit Einem Blicke übersehen könne, in Berlin das italienische Singspiel Iphigenie gehört habe. „So göttlichschön (meldete die Karschin), als auch immer die Musik ist, so verdrießt mich es doch, die Singstimme in einer Sprache zu hören, wovon ich kein Wort verstehe. Ich gebe kaum Achtung auf die Recitative der italienischen Halbmänner, es sei denn, daß Purpurini auftritt, der in seinem Ton und in seiner Stellung verräth, daß er ein Abkömmling der alten Römer ist, es war als ob Agamemnon selbst zugegen gewesen wäre. Aber wenn der junge Achillis (sic) seinen Zorn ausdrücken wollte und dies mit einer so weibischen Art that, dann ärgerte ich mich und ward nicht eher gut bis er die Arie sang. Ueberhaupt mag ich lieber ein schönes Trauerspiel hören, als eine Oper, die mir fremde bleibt, ob ich sie gleich aus der Uebersetzung kennen lernen sollte. Nunmehr ist alles vorbei. Der große Heinrich gab dem Volke den gewöhnlichen Tanz auf den Geburtstag des Königes. Ich dachte sehr oft daran, daß es besser sein möchte, die dazu bestimmte Summe den Armen zu geben, die ohne Pfühl und Decke in kalten Kammern schlafen müssen. Aber dies Geld ist einmal dazu gewidmet und bleibt so lange der König lebt, welcher diesmal nicht geneigt war, die Glückwünsche an seinem Geburtstage zu hören. Er hat eine Vermählung gestiftet zwischen seinem Lieblinge,

*) Ich modernisire bei der Karschin die Schreibung, behalte aber die Worte bis auf die Sprachfehler bei: sie setzt für den Akkusativ „Sie" stets „Ihnen".

**) Christian Felix Weiße.

***) Döbbelin.

dem Obersten Anhalt und der Tochter des alten Generals von Wedel, und giebt der Nichte des verstorbenen Zinnert einen Jahrgehalt von dreihundert Thalern. Den Dichtern giebt er nichts, obschon der jüngere Lessing zum neuen Jahre sang, daß die schüchternen Musen des ganzen Europa hier einen Zufluchtswinkel gefunden hätten. Sein eigener Bruder dient zum Beweis, wie wahr oder unwahr sein Ausruf gewesen ist."

Aus Berlin, 29. März 1768 schrieb die Karschin an Gleim: „Heute, mein liebster Freund, wird das Soldatenglück*) zum achten mahl vorgestellt und es war gestern zum Erstaunen, was sich die Berlinische Welt hinzudrängte. Die Galerie, die Logen, das Paterre, alles wird voll, ich mußte mich begnügen, einen Platz auf dem Theater zu finden, denn auch das war auf beiden Seiten besetzt, ein außerordentlicher Zusatz zur Ehre des Herrn Leßings**), denn vor ihm hat's (sic!) noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte. Der erste Auftritt scheint uns widrig zu sein, wenn man ihn liest, und ebenso schlecht dünken uns zwanzig andere kleine Züge, die sich auf dem Theater alle gut ausnehmen, der Bediente, der Wachmeister, die Kammerjungfer machen ihre Rolle so sehr nach der Natur, daß man sich einbildet, die Sache gehe wirklich vor, und auch die Minna weiß durch das lebhafte ihrer Fröhlichkeit, indem Tellheim gefunden wird, alle Herzen zu rühren. Dreimal hab' ich sie gesehen, und dreimahl mußte ich weinen. Sie fängt erst an, sich recht zum Theater zu bilden, und man kann von ihr hoffen, daß sie der Vollkommenheit nahe kommen wird. Ihr Mann ist Direktor der Gesellschaft und macht den ehrlichen Werner, dessen Rechtschaffenheit des Herzens die Zuschauer entzückt, ebenso wie seine ernsthafte Art im Scherzen zu lachen macht. Er beschließt das Stück und sein Abgang mit dem Frauenzimmerchen erfüllet alles mit so viel Zufriedenheit, daß in dem Augenblicke, wenn er nicht mehr Wachtmeister, sondern Döblin ist, und nun ein anderes Stück ankündigen will, funfzig Stimmen auf einmal: Minna! rufen. Ich will doch sehen, wie oft dies Zurufen wiederholt werden wird. Der Herr Major ist ein ziemlicher Akteur, aber seine pfälzische Mundart, sein allzutrockener und durch die Zähne schleifender Ton macht ihn weniger angenehm, als er sein würde, wenn er so gut wie seine Frau die Muttersprache verleugnen könnte. Sie stellt die Wittwe des Rittmeisters Marloff vor, und man scheint eine wahrhaftige Wittwe zu hören. Der Wirth ist keiner von den schlechtesten zu dieser Rolle." (S. 315)

Nach dem Soldatenglück sollte die Aufführung des Romeo von Christian Felix Weiße an die Reihe kommen. Die in Bezug auf ihn so verblendete Karschin zweifelte nur deshalb an einem gleichen Erfolge des Romeo, weil sie Deutschland

*) Minna von Barnhelm.

**) Diejenigen, welche unsere Klassiker aus dem vorigen Jahrhundert nur in den Drucken des jetzigen lesen, denken nicht daran, daß selbst die Schreibung der Autornamen damals eine andere war als jetzt. So hat sich das ß, mit welchem sich G. E. Lessing schrieb, in das beliebte ſſ verwandeln müssen, nach der in der Geschichte der ältern deutschen Sprache durch nichts begründeten Regel: in der Mitte der Wörter schreibt man ß nur nach langen Vokalen, nach kurzen aber ſſ, ß dagegen schreibt man nur am Schlusse der Wörter. Danach schreiben wir denn auch Preußen und Kompromiß, obgleich beides keine deutschen Wörter sind. Um aber auf die Autornamen zurückzukommen, so schrieb sich Leisewitz wohl nie anders als Leyſewitz, obgleich hierbei das i den Vorzug vor dem y wirklich verdient.

für die höchsten Leistungen auf dem Gebiete der Tragödie noch nicht hinlänglich vorbereitet glaubte. Sie erkannte aber doch, daß es nicht bloß die ehemaligen Anhänger Hanswursts waren, welche dem Soldatenglück den ungeheuern Erfolg in Berlin verschafften. Sie berichtete weiter: „Ich kenne den jungen Lessing*) nur von Ansehen. Er ist Zeitungsschreiber in der Vossischen Buchhandlung, weiter nichts so viel ich weiß. Er hat dieses Jahr die Verse gemacht die in der „Vossischen Zeilung" standen auf Neues Jahr und auf den Geburtstag des Königs. Sie waren etwas schwülstig. Der junge Dichter selbst ist klein und schlank von Person, weniger schön gebildet als sein Bruder, aber eben so flüchtig und eben so wenig einschmeichelnd bei denen, mit welchen er spricht, oder besser gesagt, eben so wenig geneigt, Freundschaft zu suchen. Er gefiel mir indessen doch mit der flatternden Freude, die er über das Glück der Minna bezeugte. — — — Am dritten Feiertage ward Minna zum zehnten Male aufgeführt. Meine gute Freundin, Madame Haubenstrickerin, hatte sich überreden lassen, der Dichter bekomme 1000 Dukaten zum Preisgeschenk von der Akademie zu Berlin, wofern Minna zum eilften Male gefordert würde. Sie fuhr hin, kam wieder, und erzählte, daß ihr recht ängstlich gewesen wäre, da Döblin hintrat, das morgende Stück anzukündigen. Ich kenne den Kerl nicht, schrie sie nach ihrer freien Weise, aber ich konnte nicht aufhören, zu wünschen und zu zittern, bis man wieder Minna rief, denn ich gönnte ihm doch gar zu gern die tausend Dukaten, man rief also Minna und sie ward zum eilften Male vorgestellt. Die gute Haubenstrickerin wird demohnerachtet ihre eifrige Wünsche umsonst gethan haben, denn woher nähme doch die Akademie der Wissenschaften so viel Gold, Lessing tausend Dukaten davon zum Prämium zu geben, ob er sie gleichwohl verdient hätte."

Um es kurz zu sagen, so stellen sich die dramaturgischen Verhältnisse damaliger Zeit in den Briefen der Karschin folgendermaßen dar. Während G. E. Lessing bereits an der großartigen Neugestaltung der deutschen Bühne in Hamburg theilnahm, trat auch in Berlin ein theatralischer Wendepunkt ein. Er beschränkte sich hier aber auf das Lustspiel, wenn auch so, daß G. E. Lessing als Dichter der Minna auch zu Berlin in den Vordergrund der Bühnenbewegung trat. In Bezug auf das ernsthafte Drama traten Schwankungen im Schooße des Publikums ein. Weiße's Romeo und Gerstenbergs Ugolino hatten auf diesem Gebiete die feurigsten Verehrer. Auch hier mußte Lessing erst läuternd in die Verwirrung eingreifen. Es gelang ihm zuletzt wenigstens als freundlichem und besonnenem Kritiker den Beifall für Weiße zu mäßigen. Gerstenberg aber sollte nach Klopstocks Plane mit Lessing als Dramaturg nach Wien gehen. Ueber den Ugolino schrieb die Karschin am 9. Juni 1769: Döbbelin habe sich ein Fest durch die Aufführung gegeben. Er selbst mit seiner Familie habe die schreckliche Geschichte vorgestellt. „Prinz Friedrich von Braunschweig war der erste der Zuschauer. Ich hab' ihn schaudern gesehen" u. s. w.

E. Lessing in Wien.

Sehr fleißige Mittheilungen über dieses Thema findet man besonders I S. 187—223 der „Geistesströmungen von H. M. Richter. Berlin 1875." Als den

*) Karl Lessing. Vergl. S. 5. 173.

Mittelpunkt des ganzen Buches darf man wohl das bezeichnen, was Richter über den Plan mittheilt, nach welchem „eine Akademie in Wien die Leitung der Literatur in die Hand nehmen, über literarische Leistungen entscheiden, Schriftsteller belohnen, nach jungen Talenten ausspähen und sie ermuntern" sollte. „Die Deutsche Bühne sollte zum kaiserlichen Nationaltheater erhoben werden, welches ohne Rücksichtnahme auf das Belieben des Publikums den Geschmack bilden und in Lessing und Gerstenberg zwei Dramaturgen erhalten sollte." Graf Wellsperg, der kaiserliche Geschäftsträger in Kopenhagen, empfing die Ausarbeitung eines Planes aus Klopstocks Händen und nahm sie mit nach Wien. Klopstocks Entwurf führte den seltsamen Titel: „Fragment aus einem Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts." Klopstock erzählt in diesem dem Kaiser überreichten Entwurfe, wie der Kaiser im 18. Jahrhundert die Gelegenheit ergriffen habe, die deutsche Literatur zu fördern. „Der Kaiser (sagt Klopstock in dem für Joseph II. bestimmten Aufsatze) sah die Bewegung, in der die Nation war, und daß er in einer Periode lebte, die seine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiser, der den Geist Karls V. in sich fühlte, ergriff den Augenblick und entschloß sich zu sein, was er, weil er vaterländisch dachte, zu sein verdiente." Im Archive des Grafen Wellsperg zu Primör (Primiero) in Südtirol fand Prof. Richter Klopstocks hierauf bezügliche Briefe vom Jahre 1768. Er veröffentlicht sie in dem Werke, dessen Perle diese Korrespondenz Klopstocks ist. Von Sonnenfels, der Lessings spätere sogenannte zweite Berufung nach Wien mit hintertrieben haben dürfte, und dem Hermann Rollett kürzlich in Wien eine eigene Rettungsschrift gewidmet hat, theilt Richter einen ziemlich bedeutenden Brief aus dem Jahre 1814 mit. Derselbe enthält das offene Eingeständniß, daß die wiener Akademie unter seiner eigenen Leitung bis 1814 nicht das geringste erreicht hatte. Die Anklagen, die er deshalb erhebt, fallen hauptsächlich auf ihn und die übrigen Vertreter der deutschen Sache in Oesterreich zurück, welche aus Eitelkeit die Berufung der kräftigeren und geschickteren Männer nach Oesterreich verhindert hatten. Vergl. S. 37.

F. Ein Trinklied von Lessing.

Während seines Aufenthaltes in Wien 1775 improvisirte Lessing in heiterer Gesellschaft ein Trinklied. Nach seinem Tode wurde es den 23. November 1783 im „Wiener Blättchen" veröffentlicht. Aber auch in einer Zeitschrift, die 1796 unter dem Titel „Voigtländisches Mancherlei, schriebs Gottlob Hacke" nochmals ausgegeben zu sein scheint, erschien das Gedicht abweichend mit der Ueberschrift „Eine Gesundheit" im 13. Stück 1788 Dienstag den 1. Juli 1788 S. 112. Hieraus nahm es Alfred Schöne S. 521 auf und scheidet mit Recht S. 522 vor „zu Boden" das Wort „berauscht" aus, welches sich bei Hacke, aber in der That nicht im Blättchen findet. H. M. Richter kennt weder das Buch von Heinemann noch das von Schöne, welches letztere besonders als willkommene Ergänzung der Ausgabe von Maltzahn betrachtet werden muß, da dieser, leider! der 13. Band, die Briefe an Lessing, wieder fehlen, die, wie man sagt, auch zu Lachmanns Ausgabe nur vor fremder Hand als 13. Band hinzugefügt sein sollen. In den Geistesströmungen S. 215 wiederholt Richter daher das „Trinklied", ohne

vom Abdruck bei Hacke und Schöne zu wissen, nach dem ersten Abdrucke von 1873. Wir lassen es hier nach Richter folgen. Das echt lessingsche „auf" fügen wir hinzu, um es metrisch korrekt zu machen, wie es Lessing gesprochen haben wird:

Trinklied.

Auf, Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden sinken,
Doch bittet auch dabei, daß Könige nicht trinken.
Denn da sie unberauscht die halbe Welt verkehren,
Was würden sie nicht thun, wenn sie betrunken wären?

Mit diesem kecken Gedichtchen, welches im Frühling 1875 gerade hundert Jahre alt war, vergleiche man das neuere hausbackene in „Friedrich Rückerts gesammelten poetischen Werken in 12 Bänden. 8. Band. Frankfurt, Sauerländer. 1868. Weisheit des Brahmanen. Kampf" Nr. 37 S. 148:

Die Jugend und die Macht berauschen schon allein;
Ein jugendlicher Fürst vermeide nur den Wein.
Schwer ist Besonnenheit in jener beiden Mitte;
Wie erst, wenn ihnen sich der Rausch gesellt, der Dritte?

G. Aktenstücke zu Lessings Tode.

Wir lassen eine Reihe von Briefen folgen, von denen einige zum ersten male näheres über Lessings Tod bringen. Die Todesanzeige erhielt Gleim durch folgenden, zum Theil gedruckten Brief mit schwarzem Trauerrande unfrankirt:

Wohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Canonicus.

In der äußersten Bestürzung über den unersetzlichen Verlust meines geliebtesten Stiefvaters, des Herrn Hofraths und Bibliothekars, Gotthold Ephraim Lessing, der am 15. Februar, Abends zwischen acht und neun Uhr, im 53. Lebensjahre der Welt durch einen Steckfluß entrissen wurde, ertheile ich Ew. Wohlgeb. die traurige Nachricht von diesem, gewiß auch Ihnen schmerzhaften Todesfall, mit der festen Erwartung eines Beileids, welches die Allgemeinheit und Größe dieses Verlustes schon sehr lebhaft erwecken, und die nähere Verbindung, worin Ew. Wohlgeb. mit meinem unvergeßlichen Vater standen, noch lebhafter und herzlicher machen muß. Mit vollkommenster Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein (das Folgende handschriftlich)

Ew. Wohlgeb.

Ergebenste Dienerin

Amalie König.

Braunschweig, den 16. Februar 1781.

(Handschriftlich.) Die Antwort wird verbeten.

Als fliegendes Blatt erschien folgender Dithyrambus:

„Frey und erlöset ist Lessing von den Banden der Erde —
Sein scharfes Auge sah hienieden schon nie gesehene Dinge —
Flügel hatte Sein Geist.
Der zum Leben Ihn leitende Engel erhielt auch keine der Fragen, die sonst Herüberreisende führen.
Ergebung in Allem und stilles Warten des Weisen — war dem Führer Erstaunen!

So war auch, Du ewig Beglückter! Dein Wandel hienieden.
Dein Herz war Liebe — und Wahrheit und That der Hellglanz des denkenden Kopfes.
Wolfenbüttel, den 20. Februar 1781. L. *)

Aus Halberstadt, den 25. Februar 1781, schrieb Gleim an Eschenburg:

„Den 15. starb er! Wir haben den 25. und noch nicht einer von meinen Freunden sagte mir: Wir haben Ihn verlohren —

Ihnen klag' ichs mein theurer Eschenburg! Machts der Schmerz, daß Ihr verstummt? oder, was ist's? Ich bitte, mein Bester, mir alles, was sie wissen, zu sagen, von seinen letzten Stunden — und wie er begraben ist.

Mehr als er wußte, dort zu lernen
Ging er ins Grab.

Er wandelt unter Sternen!
Und sieht herab!

Ihr

Gleim." **)

Bald ging auch folgender Brief ab:

„Halberstadt, den 28. Februar 1781.

Ists denn wahr, mein bester Eschenburg, daß unser nun bey Kleist seyende liebe Lessing zu Braunschweig gehaßt gewesen ist, von allen Menschen, von hohen und niedrigen, gelehrten und ungelehrten? daß er sicher auf der Straße nicht hat gehen können?

Ich habe mich entsetzt, als ichs hörte gestern Abend von einem jungen Kaufmann, der ein gebohrner Braunschweiger war, und aus Braunschweig kam. Mit der Frage, was ich hielte von Lessings Fragmenten, fing er an, und als ich zur Antwort gab, daß Lessing keine Fragmente geschrieben, sondern nur herausgegeben hätte, da meinte der übel unterrichtete junge Mann, daß das einerley wäre, die ganze Welt hielt ihn für einen Feind der Religion, es wäre nicht unwahrscheinlich, daß er, als ein solcher, aus der Welt gebracht wäre, denn es hätte viele seiner Feinde gegeben, die's gewünscht hätten, daß man das Ungeheuer wegschafte, wie denn er selbst solches gehört hätte vor Kurzem von einem Soldaten, der ein Freymaurer wäre. Dieser hätte geschrieben wider Lessing. Der junge Kaufmann heißt Masch, ist itzt in Diensten bei meinem Neffen, dem Kaufmann Gleim in Bremen, den Nahmen des Soldaten und Freymaurers wust' er nicht, hat nur gehört, daß er gegen Lessing etwas vermuthlich elendes geschrieben hätte! Gott wenns wahr wäre, was dieser Kaufmann muthmaßet, welch' ein Ungeheuer wärs, der so was nur gedacht, nicht einmal ausgeführt hätte. Sie wissen, meine Theuren, wie sehr ich ihn liebte, den Forscher der Wahrheit, dem's Pflicht schien, die Lehrer unter den Christen aus ihrem Schlafe zu wecken, zur Vertheidigung dessen, was sie lehren, und ins Licht zu setzen, was in Finsterniß von ihnen gesetzt war. Ich bitte, geben Sie doch von Allem, was Sie wissen, mir Nachricht; die Patriarchen

*) Vielleicht Dr. Topp? (ein noch jetzt in der Ockergegend bekannter Namen). Dieser war Lessings Arzt in letzter Zeit. Vgl. Schöne 547. Den Namen bei Schöne 519 lese ich Tettenborn oder Tegetmeier, da Lessing mit einem dieses Namens (oder mit einem von jedem dieser Namen) verkehrte, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht. Vielleicht ist dies Gedicht von Tettenborn.

**) Hier nach Gleims Entwurf oder zurückbehaltener Abschrift, aber ebenso bei Heinemann S. 99. 100.

dürften tanzen auf dem todten Löwen, unsere Pflicht ist, den großen unsterblichen Mann in Schutz zu nehmen gegen ihre Verlästerungen. Wir haben ihn gekannt, wir wissen, daß es ihm zu thun war um Licht und Wahrheit unter den Menschen. — Empfehlen Sie mich dem lieben Vater Schmid, seinen und ihren lieben Angehörigen, unsern Freunden als den Ihrigsten. Gleim."

Auf der letzten Seite dieses Briefes*) an Eschenburg stehen folgende Verse von Gleim mit der Ueberschrift „An Lessing im Elysium":

Von meinem edlen Kleist und beiden Raphaelen
Gehst Du begleitet dort im Lande guter Seelen
Und siehst, was Wahrheit ist und Schein,
Mein Lessing, o wie wohl wird Dir bei ihnen sein.

Eschenburgs Antwort lautete:

„Braunschweig, den 2. März 1781.

Mein, mein verehrungswürdigster, bester Gleim, so verkannt war unser Lessing hier doch nicht, wie der auf alle Weise schlecht unterrichtete junge Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologischen Dunse und der blinden Namenchristen nicht wenige geben mußte, die seine letzten Schriften, theologischen Inhalts, verwerflich fanden, seine Absicht verkannten, seinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom ersten Range, die, weil ihnen Lessing nie den Hof machte, nicht viel besser von ihm dachten und urtheilten. Aber in persönliche Kränkungen ist dieser böse Leumund nie ausgebrochen; vielmehr genoß er überall der seinen Verdiensten gebührenden Achtung und Unterscheidung; und hätte der Beweise davon noch öftere und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen als nachgejagt wäre. Noch vier Tage vor seiner Krankheit speiste er an der Tafel des regirenden Hofes, und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während seiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs**), der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinand***) unabläßig. Ich muß das alles, so unwesentlich es an sich ist, Ihnen zum Beweise anführen, daß er nicht von Hohen und Nieberen gehaßt ist. Unter der Klasse der letzteren liebten und schätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt hatten, seine edle Art zu denken und zu handeln, in der Nähe kennen zu lernen. Die wolfenbüttel'schen Armen erkennen den Verlust eines der willigsten Geber, der im Verborgenen so oft und so gern wohlthat. — Auch der Argwohn seiner Todesart beunruhigt mich keinen Augenblick und muß auch Sie nicht beunruhigen. Der Soldat und Freimaurer ist gewiß kein anderer als ein schwärmerischer Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre — der vor einem Jahr ein brüderliches Sendschreiben an L. und ein anderes an die Freimaurer zu Hamburg drucken ließ; — armselige Wische. In dem Briefe an L. gestand er selbst, er habe ihm bei seiner Durchreise durch Wolfenbüttel ein Viaticum gegeben, desto mehr aber fände er sich gedrungen, ihm sein Unrecht vorzuhalten, und an seiner Bekehrung zu arbeiten. Der Mensch soll neulich wieder hier gewesen sein; aber er ist, so viel ich von ihm weiß, zu sehr Tropf und Pietist, um mörderischen Verdacht zu

*) Auch er nebst dem angehängten Reime schon bei Heinemann S. 100. 101. Es fehlt dort Eschenburgs Antwort vom 2. März 1781, steht aber bei Guhrauer.

**) Karl Wilhelm Ferdinand, der 1806 fiel, Neffe Ferdinands.

***) Der Sieger von Minden, der auch den Herzogstitel führte.

erregen. Auch wird die Nachricht von der Leichenöffnung, die ich Ihnen neulich gab,*) diesem Verdachte weiter keinen Raum geben. Hier ist, so viel ich weiß, noch kein Mensch darauf gefallen.

Ihre Verse an L. in Elysium sind sehr glücklich. Ich lege Ihnen andere von dem Rector Heusinger in Wolfenb. bey, die für die hiesige Zeitung bestimmt waren, aber da man bedenklich darüber that,**) nun wohl nächstens in die Hamburgische kommen werden. Mich dünkt, die Anwendung der Stelle aus der Duplik ist sehr gut. Ich schlug gestern Lessing's Nathan auf, und traf gleich S. 129 auf eine Stelle, die mein volles Herz auf ihn selbst anwandte:

Er wird — Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
Mir ewig werth, wir ewig werther, als — Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Mein Leben bleiben; wenn auch schon mein Puls — Geschwinder, stärker schlägt. — —

Vater Schmidt und meine liebe Frau, die bald wieder ihre Niederkunft erwartet, empfehlen sich Ihnen bestens.

Ganz der Ihrige
Eschenburg."

Das Gedicht von Heusinger auf Lessings Tod ist folgendes:

„Wenn Du mir alle Wahrheit, ew'ger Got — Der Wahrheit ist ja doch für dich allein."
In Deiner Rechten eingeschlossen läßt, — So sprach Er***) — Wahrlich weise! Denn ersah,
Und in der linken Hand den regen Trieb — Wie groß sein Gott, wie klein er selber war.
Der Wahrheit unverdrossen nachzugehn; — Die ew'ge Weisheit aber sprach: Du irrst,
Gesetzt, ich ginge lebenslang bey ihr — Die reine Wahrheit ist für mich; doch die,
Vorüber! und Du sprächest: Nimm! — so fiel' — Die so wie Du sie suchen, finden sie
Ich Dir mit Demuth in die linke Hand, — Bey mir; und, Dich zu überführen, komm."
Und sagte: Vater, — gieb! — Das reine Licht

Es folgte die Antwort aus Halberstadt, 12. März 1781: „Ich danke Ihnen, mein Theurer, für ihren vortrefflichen Brief. Er hat mich beruhigt. Die Nachricht des jungen Kaufmanns ist falsch. — Unter dem gemeinen Mann, dem Pöbel, zu welchem mancher vornehme Mann mitgehöret, mag unser Lessing solche Feinde, wie der Kaufmann beschrieb, gehabt haben; gehaßt aber von Jedermann ist er nicht gewesen; auch mag der Freymauer und Soldat sein Gift und seinen Dolch aus einer Tragedie mitgebracht, und es so böse damit nicht gemeint haben. Wir wollen also still sein, mein bester Eschenburg, wollen nicht die mindeste Nachfrage halten, wegen der Rede des dummen Menschen. Und hätte der Patriarch ****), man komt auch gleich auf böse Gedanken, den dummen Menschen auch würklich gebraucht zu seinem Zweck, was könnts uns helfen, wenn wirs heraus bekämen? — Wir entdeckten, machten der Menschheit Schande, brächten das dumme Volk noch mehr auf, bekämen unsern Lessing nicht wieder. — In den letzten dreyen Jahren haben wir unsre größten Männer verlohren Hugedorn, Sulzer, Mengs, Lessing, bey seinem Hierseyn im vorigen Sommer befand er sich so wohl, daß ich

*) Diese Nachricht findet sich nicht in dem handschriftlichen Briefwechsel. Doch theilte übe die Leichenöffnung schon Karl Lessing in der Biographie seines Bruders das nöthige mit.

**) Der Herzog verbot den Abdruck nach Heinemann S. 145.

***) S. Lessing's Duplik.

****) Unter dem Patriarchen ist wohl der Hauptpastor Götze in Hamburg zu verstehen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß wir an Lessings Ermordung durch den Ungar, der zum zweiten male von Hamburg aus nach Braunschweig gekommen zu sein scheint, nicht glauben.

glaubte wir würden einen Bodmer einſt haben an ihm, einen Greiß von Drey und achtzig Jahren, und noch ſo munter, daß er erſt vor ein par Jahren den Apollonius überſetzt, und im vorigen Jahre noch Laban gedichtet hat, zwar ſchlief er bey Tiſche, bis aber hielt ich für Geſundheit; weil ich damalen nicht ſchlafen konte, ſo kont ich leicht in ſolchen Irrthum verfallen; dieſes Frühjar wollte er mich beſuchen in Geſellſchaft ſeiner Tochter; von der ich höre, daß ſie beym Herrn von Döring zu Wolfenbüttel ſich aufhalten ſoll.

Nehmen Sie doch, mein beſter Eſchenburg, des guten Kindes ſich mit an. Zwar traue ich ihr zu, daß Sie ſelbſt ſtark genug ſeyn wird, im Streit mit ihren Feinden; der Sieg aber wird durch Hülfe derer, die es gut meinen mit ihr, aus Liebe zu Ihr und Ihrem würdigen Stiefvater, der ſie liebte, wie ſeine rechte Tochter, ihr leichter werden.

Ganz Berlin, ſchreibt man mir ſo eben, wär in Trauer wegen unſers Leſſings! Ganz Berlin iſt nicht möglich — die Cranzens*) Chronik und Moritzens ſechs Gedichte**) für Werke halten würdig von Jeruſalem dem König vorgeleſen zu werden, davon iſt ein großer Haufe zu Berlin! Ein Kläglicher elender herrſchender Geſchmack — Man möchte wünſchen bey Leſſing zu ſeyn!

Gott ſegne den Herzog, der in ihm Tugend und Weisheit geehrt hat. Ich umarme meinen lieben Eſchenburg und meinem lieben alten Schmid von ganzen Herzen.

Gleim."***)

Wir theilen noch den folgenden ziemlich pikanten Brief von Gleim an Eſchenburg über Leſſings Stieftochter Amalia König (vergl. S. 58) mit:

„Halberſtadt, den 3. September 1781.

Wegen der Dem. König, mein beſter Freund, iſt bey uns auch nicht die mindeſte gute Gelegenheit ausfindig zu machen geweſen, ich bin deswegen in nicht geringer Verlegenheit, das gute Kind hat zu mir Vertrauen und ich möchte ſo gern deſſelben mich würdig machen, möchte ſo gern mich beweiſen als ein Freund unſeres großen Leſſings, der ſchon vergeſſen wird. Wie denn ſag ich's der Dem. König? Möchte ſich die Frau von Döring doch des guten verlaſſenen Kindes annehmen. In dem Hauſe, wo ſie jetzt wohnt, möchte ſie nicht bleiben. Ein junges Mädchen muß äußerſt beſorgt ſein um ihren guten Nahmen, ſie muß den Schein meiden, muß, zumahl ein junges Mädchen, das keine Mutter hat, muß allen Umgang meiden, der zu Geſprächen, obwohl ungegründeten, Anlaß geben kann. Auch wünſchte ich, daß die Dem. König beſcheidener ſich kleidete, man ſagte mir, ſie hätte von Madame Daviſon****) zu dem freyen Weſen in Sitten und Bekleidung ſich verleiten laßen — hätt' ich noch einen halben Tag das Vergnügen gehabt, bey Ihr zu ſeyn, ſo hätt ich mir die Freiheit genommen, ihr manches darüber in recht herzlicher guter Abſicht zu ſagen. — Bey Gelegenheit, mein beſter Freund, bitt ich der Dem. König das Nöthige wiſſen zu laßen, oder zu ſagen,

*) Aug. Fr. Cranz, geb. 1737 zu Marwitz, † 1801 in Berlin, ſchrieb unter anderem: „Beytrag zur Chronika von Berlin in beliebtem altteutſchem Romanzenton mit untermiſchten erbaulichen Lob- und Bußliedern. Berlin 1781". 8. 3 Stück mit Suppl. S. Gödeke's Grundriß I S. 1145.

**) Vergl. Ferd. Meyer S. 10.

***) Auch dieſes nach dem wirklich abgegangenen Briefe ſchon bei Heinemann S. 101—103.

****) Vergl. Alfred Schöne beſonders S. 528.

221/262

denn ich möchte so bald nicht schreiben können an die Frau von Döring, weil ich ein paar kleine Reisen vorhabe, nach Magdeburg und vielleicht nach Dessau, wohin man mich eingeladen hat.

Wenn sie's nur lesen können, was ich dahin schwudle!

Wir wollten in diesem Jahr uns noch einmal sehen, Sie waren so gütig mir Hoffnung zu machen, in Gesellschaft unseres lieben Vaters Schmidts mich auf ein paar Tage zu besuchen. — Im November nach unserem Generalcapitul, dächt ich, wär's noch möglich zu machen. Es giebt dann noch die schönsten Herbsttage. Leben Sie so wohl, wie ich Sie sah, noch hundert Jahr, den Musen, den Kindern, und

Ihrem Gleim."

Amalie König heirathete einen Herrn Henneberg und trat dadurch in eine der angesehensten und reichsten Postmeister- und Oberamtmannsfamilien am Harze ein, in deren Händen sich noch jetzt die Pachtung des alten berühmten Klostergutes Wasserleben am Fuße des Brockens befindet. Vergl. über diesen Ort meine Harzsagen I S. 99—106.

Zu Wieland.

A. Aus dem Briefwechsel von Wieland und Gleim.

Von Wieland erschienen folgende Briefwechsel:

1) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland. Zwei Bände. Wien 1815, Gerold und

2) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde. Vier Bände. Zürich 1815—1816, Gessner.

Die Mittheilungen, welche sich zunächst auf Sophie La Roche und den Buchhändler Reich beziehen, übergehen wir. Von der Bondeli war S. 68 die Rede.

Unter den beiden aufgeführten Briefwechseln enthält nur Nr. 2, die züricher Ausgabe, Briefe Wielands an Gleim. Alle Briefe Gleims an Wieland fehlen. Außerdem sind in vielen Briefen Wielands an Gleim ganze Stellen ausgelassen.

Die folgenden Mittheilungen aus Briefen Wielands ergänzen unseren Aufsatz über ihn und sind gleich dem Material jenes Aufsatzes vorwiegend aus dem genommen, was in dem oben unter Nr. 2 aufgeführten Buche fehlt. Einige Briefe fehlen in Nr. 2 ganz. Bei den ersten Briefen Wielands an Gleim ist das allerdings nicht der Fall. Wir theilen sie aber aus den halberstädter Manuskripten, aus denen wir den Briefwechsel ergänzen, deshalb mit, weil unsere Leser doch den

Ursprung dieser Correspondenz kennen lernen müssen, um unsere Mittheilung auch ohne die züricher Sammlung verstehen zu können.

Wieland an Gleim.*) Zürich, den 21. Januar 1755.

Hochzuehrender Herr.

Der gütige Gruß, welchen mir mein vortrefflicher Freund von Winterthur, Hr. Künzly, der Sie im vor letzten Sommer zu sehen die Ehre gehabt hat, von Ihnen gebracht hat, hätte mich verbinden sollen, Ihnen schon eher meine Erkenntlichkeit und zugleich meine schon lange für Sie gehegte Hochachtung zu bezeugen. Ich erfreue mich also desto mehr, daß mich Hr. Geßner, oder wie ich ihn lieber nenne der liebenswürdige Verfasser des Daphnis, veranlasset hat, diese angenehme Pflicht abzutragen, da er auf den glücklichen Gedanken gekommen, Sie zum Pflegevater an ein paar critischen Stücken zu erbitten, welche wir aus verschiednen Ursachen lieber in Deutschland als hier gedruckt haben möchten. Wir nehmen beide die Freiheit Ihnen den Anfang von einem derselben zu übersenden, welches, wie Sie bald sehen werden, zum wenigsten eine gute Sache vertheidiget. Es ist mir so unangenehm, zu sehen, daß die Schönen Geister in Deutschland bei den manchfaltigen Bemühungen der Blokbergianer so ruhig schlummern können, daß ich manchmal lieber alle Schuld auf unsre allzugroße Entfernung werfe, welche die Nachricht von dem was im Hertzen Deutschlands vorgeht, erst spät oder gar nicht zu uns gelangen läßt. Denn obgleich eine Art von Spaltung unter den witzigen guten Scribenten geschehen zu seyn scheint, so kan ich mir doch nicht einbilden, daß sie so kurtzsichtig seyn sollten nicht zu sehen, daß die Liebhaber des guten Geschmacks eine gemeine Sache haben, und daß alle schöne Schriften, von was für Art sie seyn mögen, darunter leiden, wenn Hr. Gottsched Dictator und die Hermannias die erste Epopee der Deutschen ist. Sie, mein Herr, wissen ohne Zweifel noch besser als wir, wie Hr. Gottsched den Kamm wieder emporhebt, da er doch vor wenigen Jahren so bemüthig am Boden lag. Der Hr. v. Schönaich hat ihm Muth gemacht, und er ist nachdem er die Hermannias gesehen hat, so übermüthig beherzt, wie der Ritter von Mancha, nachdem er den Helm des Manbrins erobert hatte. Seine gewaltsamen Bemühungen, die Schelmereien, die zum Theil sehr übel angebrachten Versuche (unter welche ich auch die ästhetische Nuß rechne) alle diese Maschinen, die er gegen die Poesie und die Scribenten die nicht mit ihm sympathisiren spielen läßt, sind zugleich Beweise seiner Unverschämtheit und der Trägheit der Deutschen. Ist es möglich daß die Gedichte des Hrn. Hallers, das verlohrne Paradies, der Messias, so kaltsinnige Liebhaber haben können? Ich weiß wohl daß es gewissermaßen eine ungeschmakte Arbeit ist wider Dunsen zu schreiben; aber muß man sie denn eben unterweisen? Sind sie nicht schon genug gelehret worden? Es ist wieder Zeit über sie zu spotten, und sie sind völlig reif zur Züchtigung. Ueberdem dünkt es mich, es sei daran gelegen, daß man die Gelegenheit nicht entschlüpfen lasse, welche zur Ueberwältigung dieser hölzernen Ritter nie bequemer gewesen zu sein scheint. Die Deutschen auf der einen Seite sind

*) Schon in Wielands Briefen an Freunde in der züricher Sammlung I S. 151—157. — Die Stelle über Lessing ist in der züricher Sammlung nicht vollständig abgedruckt.

durch gute Schriften, sonderlich die Uebersetzungen aus dem Englischen, wirklich seiner geworden, auf der andern Seite giebt Hr. Gottsched immer mehr Blößen, und arbeitet, indem er uns zu schaden meynt, an seinem eignen Untergang. Itzo wäre es vielleicht um drei oder vier Streiche zu thun, so würde es um ihn geschehen seyn, und man könnte es noch dahin bringen, daß auch das Schilf Rohr flüstern würde: auriculas asini Mida rex habet. Haben nicht Pope und Swift es mit ihren obschon zum theil sehr ansehnlichen Dunsen dahingebracht?

Sie Sehen, Mein Herr, das wir jüngere Leute in Zürich gerne auch etwas zu dieser ehrenvollen That beytragen möchten. Aber man muß uns nicht allein lassen, zumal da, ohne unser Verschulden, durch ein sehr unbilliges Vorurtheil alles was von Zürich kommt, zum wenigsten der Helfte des Nutzens den es schaffen könnte beraubt wird. Wir übersenden Ihnen den Anfang von Edward Grandisons Aufenthalt in Görlitz. Es sind noch fünf Briefe übrig, deren einer die Geschichte des Rhapsodisten enthält, ein andrer Unterredungen über die sogenannte Friedfertigkeit der Leute, die im Streit zwischen Vernunft und Unsinn neutral bleiben, oder zwischen Parnaß und Blocksberg*) eine Vereinigung stiften wollen; in einem andern werden die Rechte der Critik erörtert und bei Untersuchung eines gewissen bekannten Vorurtheils gezeigt, daß die meisten Deutschen die nöthige Freimüthigkeit in Behauptung der Wahrheit von der Grobheit nicht zu unterscheiden wissen. Der merkwürdigste aber ist ein Brief von Hr. Grandison selbst, in welchem die Triebfedern der in den andern Briefen erscheinenden Phänomenen entdeckt, und der Charakter der deutschen Nation entworfen wird. Das ganze Werkchen enthält zusammengenommen eine ziemlich vollständige Aufklärung der meisten streitigen Puncte und greift viele Hindernisse des guten Geschmackes kühnlich an; und die Art der Einkleidung wird es, wie ich hoffe, auch solchen Lesern empfelen, die sonst über Streitschriften hinwegzusehen pflegen. Hr. Geßner wird Ihnen einen Vorschlag wegen Publication dieser Schriften zu thun die Freiheit genommen haben. Ich habe der Sache noch mehr nachgedacht, und finde daß es vielleicht nicht übel wäre, wenn Sie (dafern Sie keine besondere Einwendung dagegen haben) diese Schriften dem Hr. Lessing in Berlin übergäben, welcher wie mich dünkt eben kein Feind [!] der guten Sache ist, oder doch eben so leicht für Sie [sic] könnte in Bewegung gebracht werden. Es scheint ein rüstiger Mann zu seyn, und es sollte ihm wohl nicht viel zu schaffen machen, eine Parthei anzunehmen, bei der er seinen Vortheil finden, und seinen Witz am besten anwenden könnte. Vielleicht wäre einiger Gewinn, den er bei dem Verleger damit machen könnte, auch ein Motiv. Es wäre meines Erachtens nicht übel, wenn man diesen Mann, der seine guten partes hat, für die gute Parthei gewinnen könnte. Denn er hat alle Qualitäten zu einem Champion. Ich überlasse aber alles Ihrem Gutbefinden.

Vergeben Sie, daß ich gleich in meinem ersten Schreiben so freimüthig bin, Ihnen vier Seiten voll vorzuschmatzen. Ich läugne meinen Eifer für die Ausbreitung des Bon-Sens und Geschmaks gar nicht, und ich weiß, daß Sie ihn

*) Vgl. S. 222. 224. 74. 75. Die Bezeichnung „Blocksberg" wurde später auf den göttinger Dichterbund übertragen und so erhielt dieser Begriff eine neue Bedeutung für die deutsche Literatur bei dem ersten Auftreten der deutschthümelnden Richtung.

nicht mißbilligen. Hr. Bodmer, dem ich gesagt habe, daß ich mir die Ehre geben werde, an Sie zu schreiben, befiehlt mir, Ihnen seine ergebenste Empfehlung zu machen.

Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich unter Ihre aufrichtigsten Freunde zu zählen, und bin mit vollkommener Hochachtung,

Hochzuehrender Herr,

Dero

ergebenster und gehorsamster
Diener
Wieland.

Wieland gibt im 2. Briefe an Gleim aus Zürich vom 9. April 1755, abgedruckt in Wielands Briefen an Freunde I S. 166—170, Gleim Vollmacht, eine gegen Ramler, der ihn angegriffen hatte, im Grandison in Görlitz gerichtete Stelle auszustreichen. Grandison in Görlitz wäre nach diesem Briefe ganz von Wieland, während Karl Gödeke ihn Bodmer zuschreibt. Vielleicht arbeiteten ihn beide gemeinsam.

Nach Wielands erstem Briefe aus Zürich vom 21. Jan. 1755 sollte also Gleim, womöglich durch Lessing, den Anfang von „Grandison in Görlitz" drucken lassen. Gleim antwortet, 10. März 1755, daß mehrere geschickte Männer (vielleicht Lichtwer*) darunter) in Halberstadt ihn mit Feuer und Schwert verfolgen würden, wenn sie wüßten, wie er über Gottsched dächte. Lessing, der ihm sehr wohlgefalle, habe Muth und Geschicklichkeit. Er werde auch gewiß genöthigt sein, gegen Hrn. v. Schönaich zu Felde zu ziehen. Wielands Mskr. habe ihn jedoch nicht zu Berlin angetroffen. Um eine Schrift gegen Gottsched von Hrn. v. Schönaich zum Drucke zu befördern, würde aber vielleicht Zachariae in Braunschweig noch geeigneter sein. Zachariae habe Gottsched kürzlich den großen Duns genannt. Gottsched habe sich auf viele gelehrte Männer berufen, die alle sagten, daß er kein großer Duns sei. Er habe sich vor dem deutschen Fürstenthrone des Herzogs niedergeworfen und gebeten, den muthwilligen jungen Menschen, der sich an solchen Mann wage, zu züchtigen. Der Herzog solle selbst gesagt haben: Risum teneatis. Uebrigens sammle ein Freund Gleims**) zu einem Stammbuche für Herrn Professor Gottsched. Was alle Nationen von ihren Schöpsen übles gesagt hätten, das solle darin von Gottsched gesagt werden. Hr. Kästner solle von den meisten und besten Satiren dieser Sammlung der ungenannte und nicht geständige Autor sein. — Auf Uz hätten seine Freunde Einfluß. Zur Partei der Blocksbergianer könne er nicht gerechnet werden. — Gleim hat den keuschen Josua von einigen Domscholaren aufführen lassen, aber es sind allerlei „Verhindernisse" dazwischen gekommen.

---

*) In Betreff Magnus Gottfried Lichtwers vergl. meinen Aufsatz über Finkelthaus, Archiv für Literaturgesch. III S. 66. L. war geb. zu Wurzen in Sachsen 30. Jan. 1719 und wurde 1752 in Halberstadt preussischer Regierungsrath, Mitglied der Landesdeputation und Kanonikus an der Moritzkirche. Das Gedicht auf den Winter, wegen dessen Veröffentlichung Gottsched noch neuerdings durch Anführung einer allerdings etwas sonderbaren Strophe lächerlich gemacht wurde, ist von ihm. Doch lebt Lichtwer mehr wie Gleim und Lessing als Dichter für Kinder fort. Er starb zu Halberstadt 7. Juli 1783.

**) Ebenfalls Zachariae.

Stelle aus Grandisons Aufenthalt in Görlitz [Abschrift in Halberstadt genommen, den handschriftlichen Briefen Wielands an Gleim beigebunden].

Ehe es Jemand vermuthen durfte, erscheinen die ersten Gesänge der Messiade, eines Dichters, auf welchem Miltons Geist in vollem Maße ruhet. Die Olympischen Personen, welche Milton mit einiger Schüchternheit behandelt hat, werden hier, mit einer Kühnheit, die sich ihrer Kraft bewust ist, eingeführt. Das Werck ist in Hexametern geschrieben, einer Versart, die zu der deutschen Sprache, die lange und kurze Sylben hat, und in längliche Sätze läuft, ungemein gut passet. — Die Züricher erklärten sich für Evangelisten dieses Messias, da man in seiner Heimath noch ziemlich zweydeutig von ihm urtheilte.

Andere Stelle ebendaher.

In der That Klopstock Milton Bodmer haben verlohren wenn die mehresten Stimmen gelten. Sie müssen sich mit der kleinen Schaar derer behelfen, die mit Homer und Virgil bekannt sind, und über dieses sich in den poetischen Büchern der heil. Scribenten an den Morgenländischen Geschmack, und die hohe Denkart der ältesten Zeiten gewöhnt haben; und unter diese dürfen wir auch die nicht zählen, welche den Endzweck aller Poesie im Angenehmen suchen, und daher in jedem Gedicht sich allein nach seinem Witz umsehen, auch selten recht zufrieden sind, wenn man ihnen nicht mit sehr gedreheten Einfällen aufwartet. Für diese sind hohe Empfindungen der Gottesfurcht, Tugend, menschliche und patriotische Gesinnungen, philosophische und gottselige Wahrheiten, die zur Glückseeligkeit die wesentlichsten sind, darum nicht die Sachen, die sie in einem Gedicht aufmerksam machen und an sich ziehen. Es ist wahr, daß Hr. Gottsched sie ebensowenig zu seiner Parthey zählen kan; ihre Weise, der Wiz wird ihnen in den Werken seiner Schule allzukärglich und von zu alltäglichem Geschmack aufgetragen ꝛc.*)

Wieland an Gleim**). Erfurt, den 8. Dec. 1769.

Ihre mir diesen Morgen zugekommenen allerliebsten Briefchen, Mein unschätzbarer Freund, enthalten einige Puncte, welche einer schleunigen Beantwortung bedürfen. Ich setze mich also auf der Stelle hin, Ihnen zu schreiben, ungeachtet ich von Geschäften zu distrahirt bin, um etwas zu schreiben, daß würdig wäre, von Gleim gelesen zu werden.

1) Der rapporteur, der Ihnen gesagt hat „es gefalle mir hier so schlecht, daß ich meine itzige Stelle gegen die schlechteste in Halle vertauschte" hat Ihnen, M. Bester Gleim, eine insolente Unwahrheit gesagt. Ich begreiffe nicht woher solche Gerüchte kommen können und schreibe sie Leuten zu, welche der hiesigen Akademie so viel gutes gönnen — — —

Ich habe alle ersinnliche Ursache gerne hier zu seyn. Der Churfürst gibt mir alle Proben von Distinction und Vertrauen, die ich nur wünschen kan; sein erster Minister, der B. v. Grosschlag liebt mich, und schreibt Briefe, welche des Drucks

*) „Grandison in Görlitz" wurde bekanntlich von Lessing durch eine Recension empfohlen. Derselbe hat auch wohl schon bei der Veröffentlichung der Schrift noch die Hand im Spiele gehabt, da sie 1755 bei Voß in Berlin erschienen war.

**) Schon in Wielands Briefen an Freunde züricher Ausgabe II S. 334—342. Auch dieser Brief ist so orientirend, daß ich wenigstens von ihm, was ich davon aus dem Mskr. der Briefe abgeschrieben habe, ohne Rücksicht auf die züricher Ausgabe noch anreihe.

würdig sind. Unser Statthalter überhäuft mich mit Merkmalen von einer freundschaftlichen Gewogenheit. Ich lebe in der vollkommensten Freyheit, und was ich für die Akademie thue, wird mir mehr für ein Verdienst als für eine Schuldigkeit angerechnet. Ich genieße einen Gehalt von 550 Thlr. und habe neuerlich die positivste Churfürstl. Versicherung erhalten, daß selbiger baldmöglichst ansehnlich vermehrt werden solle. Ich bin erst vor wenig Wochen, ohne mein Gesuch, und in terminis maxime honorificis von S. Churfürstl. Gnaden zum Assessor Extraord. Concilii Academici bestellt worden, — mit einem Wort ich bin so zufrieden mit meinem Schicksal als man seyn kan, und habe noch nie daran gedacht Meine Stelle selbst gegen die beste an irgend einem andern Orte zu vertauschen.

Inzwischen danke ich Ihnen doch von Hertzen, Sie Liebster Freund, für das warme freundschaftliche Anerbieten Ihrer guten Dienste bei Ihrem Hofe in casum contrarii. Immer werd ich Ihnen verbunden seyn, wenn Sie mir Freunde verschaffen, deren man sich in der Zukunft bedienen könnte, wofern wider Verhoffen eine Veränderung zu M. [Mainz] vorfiele. Aber so lange uns der Himmel unsern vortreflichen Churfürsten erhält, habe ich nichts zu besorgen, und würde undankbar seyn, an eine Veränderung zu denken. — — — — — — — — — —

2) Mein letzter Brief an Sie war kaum 8 Tage abgegangen, als ich von drey unterschiedl. Buchhändlern, |: worunter einer zu Berlin ist :| demüthige Suppliquen bekam, Ihnen, Buchhändlern, von meiner Manufactur, |: denn die ehrlichen Leute glauben ich habe eine Fabrik :| zukommen zu lassen mit dem Anerbieten alles zu bezahlen was ich verlangte. Ich habe aber nicht Zeit diesen Sosiis zu antworten. Inzwischen bin ich mit Hrn. Reichen in L. [Leipzig] zufälliger Weise nicht nur bekannter worden, sondern der Freundschaftsknoten ist inzwischen so enge zwischen uns gezogen worden, daß ich an keinen andern Verleger mehr dencken kan. Reich hat sich bisher sehr edelmüthig gegen mich betragen. Als ich Ihnen letztmals schrieb, hatte ich ihm meinen Diogenes*) noch nicht offerirt. Bald darauf bot mir ein gewisser benachbarter Buchhändler, der sich hier etabliren will, 50 Ducaten für das Mscr. des Diogenes welches 12 Bogen ohne die Vorrede beträgt. Ich schrieb dieses Reichen, und sagte ihm, er habe das Zugrecht. Statt der Antwort schickte er mit dem nächsten Postwagen 50 Spec. Ducaten und so war das Mspt. sein. Es ist wirklich unter der Presse und wird so niedlich gedruckt als jemals etwas gedruckt worden ist. Oeser macht ganz delicieuse Vignetten dazu, wovon eine in meinen Augen alles übertrift, was ich in dieser Art noch gesehen habe — wälsche und französische nicht ausgenommen. In 4 Wochen werde ich das Vergnügen haben Ihnen und unserm allerliebsten Jacobi ein paar Exemplare davon zu schicken.

Meine Muse ruht diesen ganzen Winter aus: dafür arbeite ich desto fleißiger in Prosa: denn ich lebe fast gänzlich für mich selbst, und finde außer meinem kleinen museo kein Vergnügen nach meinem Geschmack — denn hier ist kein Gleim, kein Jacobi, keine Adelaide, keine Gräfin Max Stadion und keine Sophie — Ich werde also unvermerkt ein Vielschreiber — wofern Sie mir nicht bald entgegen ruffen, ohe! jam satis est — Ihre Kritiken, Mein theuerster, sie mögen nun Großigkeiten oder Kleinigkeiten betreffen, sind mir unendlich willkommen, und sollen mir

*) Vergl. S. 85. 228.

allemal zur Besserung, sowie Ihr gar zu gütiges Lob zur Ermunterung im Guten dienen.

Hier haben Sie den stärksten Beweis von Freundschaft und Vertrauen, den ich NB. Jemals einem Sterblichen gegeben habe — 6 Gesänge von meinem Amadis, in Mscrpt. — mit der ernstlichsten Bitte, sie keiner lebendigen Seele als Unserem Jacobi in die Hand zu geben, von dessen Integrität ich ebenso wie von der Ihrigen überzeugt bin. Vorlesen können Sie andern Freunden davon was Sie wollen, nur ersuche ich Sie das Mscrpt. nicht aus ihren Händen — und keine Abschriften weder im Ganzen noch Stückweise davon nehmen zu lassen — und das Mspt. selbst mir längstens in 14 Tagen wieder zurückzuschicken.

Daß Amadis*) ein Ding ist, daß nichts anderm gleichsieht, und nur nach seinen eigenen Regeln beurtheilt werden muß, brauche ich einem Gleim nicht zu sagen. Die Versart ist auch wie Sie sehen von meiner eignen Erfindung. Ich denke sie ist dem Sujet angemessen. Nach meiner Meynung sollten alle Versarten die nicht heroisch sind, etwas lyrisches haben: je mehr je besser. Ich hasse die Alexandriner und alle steissen, monotonischen Versarten in langen Gedichten tödtlich.

Orten und worden reimt man nur in ottave rime, wenn man muß. Aber Ihr Herren Niedersachsen reimt auch zuweilen, daß uns ehrlichen Schwaben die Ohren gellen — z. E. Geschmack und Tag; weil ihr Tack**) aussprecht — und wir Taag. Wer hat von uns recht, und wer soll in solchen Dingen zwischen Ober- und Niederdeutschen entscheiden?

— —

Was sagen Sie, mein Freund, zu dem schändlichen Bello omnium contra omnes, welches unter unsern modernen Gelehrten, Kritikern und anmaßlichen Beaux esprits herrschet? — I despise it — Ich werde nimmermehr Antheil an dergl. Händeln nehmen. Sogar an der hiesigen Zeitung hab ich keinen Theil — ungeachtet Riedel und ich so sehr Freunde sind, daß ich |: den einzigen Herel ***) ausgenommen :| sonst mit keinem andern hiesigen Gelehrten in einigem nexu stehe, als mit ihm. Aber in seine gelehrten Fehden werd' ich niemals mich einmengen, ich liebe die Ruhe und weiß wie wenig dergl. Federkriege nutzen. Daß sie am Ende die Literatur zusamt den Gelehrten verächtlich machen, ist alles, was man davon hat.

Für unseres Jacobi Apollo tausend Danksagung. Ich hatte ihn schon in einer Ztg. abgedruckt gelesen. Er ist wie alles was von Jacobi kommt, schön. Aber mehr Sommerreisen! mehr Sommerreisen!

Ich gedenke auch einmal eine Reise zu reisen — und wohin meynen Sie? Ins Land der Ideen. Der Plan davon spückt schon lange in meinem Kopfe, die Ausführung wartet auf Muse, Laune und Inspiration. Izt habe ich noch Jahr und Tag zu thun das Angefangene zu vollenden.

Geßner besorgt eine neue Auflage meiner jüngern Gedichte, wo Sie die Erzählungen und den Antiovid sehr verändert finden werden; auch die mor: Briefe.

— —

* * *

*) Vergl. S. 106.

**) Mundartlich Dag, mit kurzem a, keineswegs mit k. Wieland ist also hier im Irrthum.

***) Vergl. über ihn K. Goedekes Grundriß I. S. 373.

In dem Briefe vom 10. März 1770, welcher etwas verstümmelt in den Briefen an Freunde II S. 353—357 abgedruckt ist, bedankt sich Wieland von Erfurt aus bei Gleim für eine Schreibtafel, die er ihm geschenkt hat. „Ich weiß nicht (schreibt Wieland, welchem Gleim kurz vorher auch viel angenehmes über seinen Diogenes gesagt hatte), ob die Schreibtafel des Diogenes so niedlich war, und so viel kleine artige Bequemlichkeiten enthielt: aber das weiß ich, daß die Kinder meiner Kindeskinder diese Schreibtafel ihren Nachkommen als ein Heiligthum vermachen sollen, welches so lange jemand ist der meinen Nahmen trägt, oder so lange mein Nahme auf irgend eine Art dauern wird, ein Denkmal der Freundschaft bleiben soll, womit Gleim seinen Wieland beehrt hat. Ich werde mich zwar wohl hüten, alles das schmeichelhafte zu glauben, was ein kleiner Enthusiasmus, den ich auf Rechnung der Freundschaft schreibe, Sie mir sagen macht: aber doch bin ich gewiß, daß ich keine schlechte Sachen in meine Schreibtafel werde schreiben können, die mir von Gleim gegeben worden ist und in die er selbst so artige Sachen geschrieben hat. Sie werden doch nicht böse darüber, daß eines oder zwei dieser kleinen Stücke, sonderlich das erste das mir so viel Ehre macht, in Riedels Zeitung gedruckt erscheinen wird. Er hat mich darum gebeten, und meine Eitelkeit ist zu schwach gewesen, es ihm abzuschlagen." — Wieland ist einige Tage mehr stupid als unwol oder gar krank gewesen. Gleims Schreibtafel hat ihn gesund gemacht, „und wenn vollends noch die Zephyre kommen, welche Sie mir sobald als möglich zuschicken werden" .... — Er bedauert, daß Jacobi in der N. hamburgischen Ztg. auf eine lotterbübische Art gemißhandelt wird. Aber niemand soll darauf antworten, außer wenn Gleim einen Deum minorum gentium, vom Satyren Geschlecht, zur Hand hätte, welcher nicht zu gut wäre, um der canaille mit derselben Materie das Maul zu stopfen, mit welcher sie so gerne um sich schmeißen. „Aber wir (fährt er fort) wollen thun, als ob wir nichts davon wissen, wenn uns eine Fliege auf die Nase sch... und nie vergessen, daß es den Horazen und Virgilen, den Gays und Popen, und zehn andern von unsern alten und neuen Freunden nicht besser, wo nicht schlimmer ergangen ist." — Mit demselben Briefe schickt Wieland an Gleim den Anfang seiner „Rhapsodie über die Grazien". Dieses Mskr. und den Amadis sah dann Boie auf einer Reise bei Gleim. Darauf bezieht sich folgende Stelle in Wielands Briefe an Gleim vom 9. Mai 1770, gedruckt in Briefen an Freunde S. 365—367: „Gute Lust hätte ich, mich ein wenig mit Ihnen zu zanken. Kleiner Treuloser! Sie haben meinen Amadis in profane Hände kommen lassen. Erst vor etlichen Tagen hat sich ein solcher, ein Peter Meffert, ein homunculus der auf der Poeterey herumreist und poetisches Allmosen zu Gott weiß welchen Sammlungen, Musenallmanach und dergl. zusammenbettelt, — gerühmt hat er sich, daß er den Amadis bei Ihnen gesehen, gelesen, und, was das ärgste ist — (Ihres scharfen Verbots ungeachtet, sagt er) große Stellen daraus abcopirt habe." Der Schluß des Briefes lautet: „leben Sie wohl, mein allerliebster — aber die Grazien! die Grazien!" *)

* * *

Ueber eine Reise nach Leipzig berichtet Wieland aus Erfurt in einem (Briefe an Freunde II S. 378—381 gedruckten) Schreiben vom 23. Juli 1770, das am

*) Vergl. S. 83.

25. Juli 1770 in Gleims Hände gelangte: „Ich — — — — habe in Ihrem und meinem Weiße einen sehr liebenswürdigen Mann kennen gelernt, einen Mann, der zu denen gehört, mit welchen ich wünschte mein Leben zuzubringen. Clodius ist was man einen homme d'esprit nennt in einem hohen Grade, und der angenehmste Gesellschafter von der Welt; und Garve ein so philosophischer Kopf als ich je einen gekannt habe. Oeser ist ganz und gar ein Mahler und ein Mann nach meinem Herzen. Ich sage Ihnen nichts von Reichen, bey dem ich mich aufhielt, weil Sie ihn nicht sehr zu lieben scheinen: aber das bin ich der Wahrheit schuldig, daß er mir unendlich viel Achtung und Freundschaft erwiesen hat, und daß er überhaupt, so wie ich ihn kennen gelernt habe, ein edelmüthiger Mann ist. Er hat etwas brüskes in seinem Charakter und in seinen Manieren, das ihm, denk' ich, zuweilen schaden thut; aber der Grund seines Gemüths scheint mir sehr gut".

Calau sollte damals ein Bild Wielands von Grafs Gemälde copieren. Allein das Original wurde nicht gemalt, weil Graf nicht in Leipzig war.

In der Antwort vom 30. Juli mustert Gleim die Männer, welche Wieland kennen gelernt hat: Clodius, der einzige zu Leipzig, der mit griechischer Gelehrsamkeit den Musen Griechenlands nicht gefährlich ist, Garve, von dem Gleim meint, daß Alexander Baumgarten in ihm aufgelebt sei, Reich, dem er alles vergibt, was er wider Wieland durch Beobachtung gewisser Buchhändlermaximen gesündigt, wenn er das von Herzen ist, als was er Wieland erschienen. „Warum denn aber (fragt Gleim) kennen sie nicht auch Erneſti, der, wenn er nicht lieber ein Römer als ein Deutscher wäre, ganz zu uns gehörte, so ein guter ehrlicher Mann, und billiger theologus schien er mir immer zu seyn!"

Aus Braunschweig, wo Gleim drei ganze Tage gewesen ist, erzählt er: „Man verklagte sie bey mir, wegen eines nicht gehaltenen Versprechens; von ihrer veränderten Denkungsweise hätten sie der Welt Rechenschaft zu geben versprochen und es noch nicht gethan. Ich antwortete, diese Rechenschaft gäben sie den Weisen in allen ihren Schriften, den nichtweisen sie zu geben, hielt(e) ich für vollkommen überflüssig". Vergl. S. 231.

* * *

Die berühmte Vertheidigung Friedrichs, die Goethe in die Worte zusammengefaßt hat: „Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?" ist allbekannt. Aber schon vierzig Jahre früher hatte Gleim in einem ausgezeichneten Briefe eine keineswegs schlechtere und doch viel eingehendere Antwort ertheilt auf folgende Frage Wielands: „Warum ist Ihr König, den Sie (Gleim) unter uns gesagt, ein wenig mehr lieben, als er von deutschen Dichtern geliebet zu sein verdient, nicht Musaget genug, einen Poeten (Wieland), der am Ende doch wohl immer so gut ist, als ein französischer, ein Canonicat zu H. (Halberstadt) gratis zu geben?" Hierauf fertigte Gleim am 30. Juli 1770 die folgende bisher ungedruckte Antwort an Wieland nach Erfurt aus:

„Diese Frage, vortrefflicher Wieland, möcht ich in einem eigenen Briefe beantworten. Musaget ist er genug; was aber waren unsere Deutschen, als er an-

fing mit den Musen Bekanntschaft zu machen? Kayserling und Stille waren 1740 seine Freunde, beyde gute deutsche Patrioten, die sich alle Mühe gaben, für die deutschen Musen ihn einzunehmen, was aber hatten sie den Französischen entgegenzusetzen? Den einzigen Canitz, denn Opitz war zu alt, Haller zu rauh, Hagedorn hatte nur erst seine Trinklieder herausgegeben. Ueberdem war der König von deutschen Franzosen umgeben, alle geschworene Feinde der deutschen Muse, diese gaben ihm geflissentlich Ziegler's Briefe für das Meisterstück der deutschen Musen, wenn hernach ein Patriot es wagte, der deutschen Muse das Wort zu reden, dann deklamirte der König, aus der Banise: Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge ꝛc. Der Patriot, wie von dem Blitz gerührt, schwieg, er schwieg, mein lieber Wieland, und wagte selbst in einem Sulzer, der die schönste Gelegenheit hatte, nicht wieder der deutschen Muse das Wort zu reden. So ließen tausend Umstände sich anführen, die den König (den Wieland lieben würde wie Gleim, wenn er wie Gleim ihn kennete) wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die deutschen Musen wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen. Hätte zu meiner Zeit, als ich in Potsdam war, schon ein Wieland geschrieben, so hätte ich selbst mich unterstanden, für Sie den, von Franzosen umgebenen König einzunehmen. Immer ging ich damit um, aber ich verließ Potsdam zu früh, und weder Kleist, noch sonst einer von meinen Freunden war aufgeleget, in diesem patriotischen Unternehmen irgend etwas zu versuchen. Und es wäre, recht angefangen, so leicht gewesen, den König zu überzeugen, daß nur allein in der Sprache seines Volkes die Ausbreitung der Wissenschaften stattfinden könne. Zuverlässig fehlte es ihm nicht an dem besten Willen, und mehr war dazu nicht nöthig." Am 9. August 1770 fügte Gleim hinzu: „Als mein Wieland so bescheiden würdigern Dichtern der Nachwelt den Cyrus unserer Zeit überließ,*) damahlen, dünkt mich, war mein Friedrich noch der beste der Menschen und der Könige. Warum doch scheint er's ihm itzt nicht mehr zu seyn? Haben gewisse Lästerer sogar einen Wieland auf ihre Seite gebracht? Gern möcht ich, wie Wieland für Alexander, so für Friedrich eine Schutzschrift aufsetzen! Den Inhalt hätt' ich; es fehlt mir nur an Zeit und an meines Wieland's Feder, die, mit welcher er den Menschen mahlet, wie er ist."

Uebrigens ist meine Behauptung, daß Friedrich der Große als Bewunderer der deutschen Literatur gestorben sei, vollkommen gegründet gewesen. Suphan, der Bearbeiter der kritischen Ausgabe von Herder, hat dargethan, daß dem großen Könige durch eine französisch geschriebene Druckschrift gegen seine Abhandlung de la littérature allemande die Augen über den Werth unserer deutschen Dichtung — freilich zu spät! — vollständig geöffnet seien. Um so weniger ist ein Zweifel daran, daß ihn noch vor seinem Ende die Frage beschäftigt hat: ob Klopstock oder Wieland größer sei?

* * *

Am 31. Juli 1770 berichtet Gleim, daß Jacobi in der lutherischen Kirche zu Düsseldorf mit vielem Beifall eine Laienpredigt gehalten habe. Gleim ist geneigt sie drucken zu lassen.

Auf Wielands Vorwürfe in Betreff des Amadis erwidert Gleim aus Halber-

*) Durch Friedrichs Thaten angeregt, hatte Wieland ein sehr schwaches Heldengedicht „Cyrus" begonnen, welches unvollendet geblieben war. Vergl. oben S. 72, aber besonders Scherer a. a. O.

stadt am 1. August 1770: „Sie haben meinen Amadis in profane Hände kommen lassen! Ein Peter Meffert hat sich gerühmt, er habe den Amadis bey mir gesehen, gelesen, und was das ärgste ist, meines scharfen Verbothes ohngeachtet, wie er selbsten versichert, große Stellen daraus abcopiert.*) In profane Hände hab ich ihn nicht kommen lassen, versiegelt hab ich auf eine einzige Stunde nur ihn unserm Domherrn von Rochow anvertraut,**) von diesen bin ich, wie von mir selber versichert, daß er nichts damit gethan, als ihn gelesen hat. Ihn vorzulesen, hatte mein Wieland mir erlaubet. Eben als ich unserm Schlaberndorf ihn las, kam Herr Boie,***) den ich durch unsern Jacobi als einen jungen Mann, der für alles was schön ist eingenommen sey, kennen gelernet, von Berlin zurück und, wie mein Wieland selber sagt, in der Freude meines Hertzens erlaubte ich ihm, den Amadis mit anzuhören, in seine Hände bekam er ihn nicht, er wolte Wielands Handschrift nur sehen, er sahe sie allein in meiner Hand! Große Stellen hat er, und wenn er tausendmahl es selber sagt, nicht abcopiert, den Lesen [soll heißen: beim Lesen] aber bat er mich die eine und die andere Stelle zu wiederholen, ihrer Vortreflichkeit wegen, glaubte ich, man hat aber nachher mir versichert, er hätte so gutes Gedächtniß Vermögen, daß er zweene Oden,. die Ramler ihm nur einmahl vorgelesen hätte, aus dem Gedächtniß abgeschrieben. Welcher Sterblicher kan gegen solche Helden sich schützen? Und also kan es seyn, daß er große Stellen in's Gedächtniß aufgefasset hat. Macht er von solchen, aus dem Zusammenhange herausgenommenen Stellen Gebrauch, läßt er Fragmente vom Amadis drucken, so ist er der Meffert, der ihren Unwillen und meine Verachtung verdienet. So viel ich aber den Hrn. Boie kennen lernte, so darf ich desfalls nichts übles von ihm besorgen, denn er hatte von Jacobi kleine Stücke durch die dritte Hand bekommen, sagte mir aber, er hätte derselben ohne des Verfassers Erlaubniß zu seinen oder Käftners Almanach sich nicht bedienen wollen — ob er auf der berlinischen Hin- und Herreise die Grazien vorlesen gehört hat, darauf besinne ich mich nicht recht, doch dünkt es mich, in Jacobis Gegenwart."

Am 15. August 1770 schrieb Wieland aus Erfurt an Gleim****): „Die Braunschweiger, welche eine Apologie von mir fordern, sind, mit ihrer Erlaubnis, ein wenig wunderlich. Was für Zeichen soll man vor diesem Geschlechte thun? Sie mein liebster, haben Ihnen die rechte, die einzige Autwort gegeben, welche man geben soll. Apollo auf dem Dreyfuße hätte sie nicht besser geben können. Diogenes und die Beyträge, und Agathon selbst, enthalten meine vollständige Rechtfertigung. Wem daran nicht genüget, dem — kan und weiß ich, bey den Grazien! nicht zu helfen — als mit einem Karrnvoll Niesewurz, und meinem Segen!"

Am 8. März 1771 schrieb Wieland: „Ihr Alexis hat mich mit Ihrem Cr. Pr. . ausgesöhnt, unlängst sagte mir jemand von ihm, daß er — kaum etwas mehr als nichts sei; keinen Geist, noch Witz noch Geschmack noch irgend was habe, was ein pastor populorum haben soll. Es muß wohl nicht wahr sein — oder

*) Gleim pflegt, wenn er Briefe widerlegen will, öfter zuerst deren Inhalt in kurzen Worten zusammen zu fassen.

**) Dem bekannten pädagogischen Schriftsteller.

***) Vergl. S. 228. Vgl. auch Weinholds Boie S. 34. 150.

****) Dieser Brief ist zwar in Wielands Briefen an Freunde III S. 1—5 gedruckt. Doch steht dort Br. statt braunschweiger. Er ist also dort nicht zu verstehen. Vergl. S. 229.

wenigstens will ich hiefür eine gute Meynung von ihm haben, weil er meinen Gleim zu seiner Alexias zu begeistern fähig war."

Wielands Brief an Gleim aus Koblenz den 26. May 1771 ist in Briefen an Freunde III S. 50—52 abgedruckt, gegen das Ende hin aber verstümmelt. Wir lassen ihn daher ohne den Anfang hier folgen: „Morgen abends werde ich in Maynz sein, und dort den Dienstag über bleiben. Mittwoch früh gehe ich nach Höchst zu meinem Churfürsten; aber desselben Tags mit meinem Freunde dem Dechant Du Merz nach Frankfurt; Donnerstag früh nach Darmstadt zu Leuchsenring und der Landgräfin; und Freytags werde ich zu Dieburg auf einer bezauberten Villa unsers Großhofmeister Freyh. von Großschlag seyn, wo ich wenigstens 4 Tage bleibe. Dieses Dieburg liegt nur 6 Stunden von Frankfurt und 2 von Darmstadt — und dort, zu Dieburg nehmlich, gebe ich Ihnen rendezvous, wenn es Ihnen möglich ist. Großschlag würde die größeste Freude von der Welt haben, Meinen Gleim bey sich zu sehen, und auf dem ganzen Erdboden ist kein Winkel würdiger durch die erste Umarmung Gleims und Wielands berühmt zu werden als die Villa des liebenswürdigsten unter allen Baronen und Ministern, die je gewesen sind. Der Himmel gebe, daß nichts in der Welt meinen Gleim aufhalte diesen bezaubernden Vorschlag zu realisiren. Mercken Sie wohl, mein Liebster, Freytag, Sonnabend, Sonntag, Montag und Dienstag i. e. den 31. May, 1. 2. 3. und 4 Junii finden Sie mich zu Dieburg, einem kleinen artigen Städchen, von welchem die vorbesagte Villa nur etliche Hasensprünge entfernt ist, also und dergestalt, daß, wenn Ihnen auch Großschlag kein Zimmer in seinem Hause geben könnte, Sie nicht embarrassirt seyn werden, Nachtquartier in der Nähe zu finden. Auf meiner Rückreise könnten Sie bis Eisenach mit mir reisen; Ihr Weg und der meinige wäre bis Eisenach der nehmliche und ich habe einen Platz in meiner Chaise. Sophie, ihr Gemahl und unser Bruder Friz, der mich von Düsseldorf wieder hieher geführt hat, grüßen und küßen meinen Gleim mit dem heiligen Kuß der Freundschaft — den Sie in meinem Nahmen der liebenswürdigen Gleminde geben sollen. Unglücklich für mich ist es, daß Gleminde wohl nicht mit ihnen nach Dieburg ziehen kann noch wird, aber tröstlich hinwieder, daß ich Meinen Gleim, und seine liebe Nichte und alles was ihm in Halberstadt lieb ist, zu Halberstadt sehen werde ehe wir 1773 schreiben werden. Ich bin zu bewegt mehr zu schreiben. Heute ist der letzte Tag, den ich zu Koblenz lebe und den Boten will ich auch nicht aufhalten. Werden Sie dies Gekritzel auch lesen können? Voll von der süßen Hoffnung meinen Gleim in 5, 6 oder längstens 7 Tagen in Dieburg zu sehen, umarme ich ihn und flehe den Gracien und der alma mater rerum ihn gesund, stark und fröhlich in die Arme seines Wielands zu führen. Denn was wollen Sie, daß man zu Dieburg mit einem kranken Poeten anfangen sollte?" Gleim reiste in der That Wieland nach. Auf der Rückreise war er einige Tage in Göttingen.

Der nachfolgende Brief findet sich in Briefe an Freunde III S. 103—106, aber wesentlich verstümmelt, da z. B. die Stelle über Sulzer fehlt. Auch ist das Jahr 1771 für 1772 angegeben. Er möge daher hier noch einmal stehen: „E. [Erfurt] den 21. Januar 1772. Hier Mein Bester, Liebster Gleim, ist eine kleine Brochure von Ihrem Wieland, und seine sehr nachsichtliche aber gewiß nicht furchtsame Recension der Sulzerischen Theorie und seine Erklärung gegen den Elenden,

der ihn in der Braunschweiger Zeitung gelästert hat: — und hier, mein unschäzbarer Freund, ist ihr Gedichtchen an die Muse mit der wärmsten zärtlichsten Umarmung Ihres Wielands, der Ihnen, nicht beym Anubis, noch beim Hund, wie Sokrates, sondern bey Allem was Schön und Gut ist, und bei den Gracien — ohne welche, wie der göttliche Pindar sagt, kein Mann weder καλος nach σοφος seyn kan, — der bei den Gracien Ihnen schwört, daß unter allen sterblichen Männern mit denen er lebt, Gleim und die Brüder Jacobi diejenigen sind, die er am herzlichsten ehrt und liebt, und von denen er mit dem stärksten Gefühl der Gewißheit überzeugt ist, daß sie der Menschheit Ehre machen. Mit Ihrem Liede, Vater Gleim, bin ich vollkommen, über die maßen zufrieden — es ist schön und gut, es ist ein getreuer Abdruck Ihrer Seele, in welcher die Weisheit meines Sokrates mit der Fröhlichkeit und Empfindsamkeit Ihres Anakreons sich vereinigen; es ist ohne Schminke, ohne Zierrathen, einfach, edel und schön wie Alles seyn sollte was Menschen dencken und thun; der Ton, insonderheit, worin es gesungen ist, gefällt mir ungemein; es ist der eigene charakteristische Ton meines Gleims, der Ton, der noch im Jahr 2440 jede gefühlvolle Seele einer bessern Nachwelt bezaubern wird. O! warum kan ich Sie nicht für einige Strophen an mein Herz drücken! — Alle sind schön, aber die 6 letzten sind unvergleichlich. Dies ist auch die 1. 2. 5. 8. 10. Ich habe das Lied meines Gleims etlichemal mit aristarchischem Auge betrachtet, und mit gespitztem musikalischen Ohre behorcht — und finde nichts daran zu schelten; nichts als ein paar Kleinigkeiten, welche, alles wohl überlegt, vielleicht nur Eigensinnigkeiten meines Geschmackes sind: nemlich: in der 3. und 4. Strophe zu viele und. In der 9. Strophe scheint das in sie der 3. Zeile unbeutlich; man weiß nicht recht in was? — dem Zusammenhang mit der vorigen Strophe nach in die Abendröthe. Aber, da mit der 8. Strophe sich die Periode völlig schließt, so scheint diese Beziehung oder Elipse einige Dunkelheit zu verursachen, wiewohl in den Alten ähnliche Beispiele genug zu finden seyn möchten. In der letzten Strophe mich nöthigt Menschen hassen — anstatt zu hassen, ist eine Sprachunrichtigkeit, die ich meinem Gleim so wenig als mir selbst gern erlauben möchte; wiewohl ich besorge, daß ihr nicht anders als durch Aufopferung des Gedankens selbst wird geholfen werden können; denn ich sehe keine andre mögliche Veränderung als mich nöthigt ihn zu hassen, und dies ist es nicht, was Sie sagen wollten. Ich bin sehr begierig, Liebster Gleim, dieses kleine Gedicht gedruckt zu haben und bey dessen Ankündigung in unserer Zeitung einige heilsame Wahrheiten sagen zu können. Seitdem ich weiß, daß dieser Spalding, den ich für einen Mann Gottes hielt, nur ein Tartuffe, oder höchstens nur ein Abulfaouaris*) ist, ist mir's doppelt leid, daß ich Ihrem armen Michaelis um seinetwillen weh gethan habe, wiewohl ich dem ungeachtet den Pastor Amor**) nicht billigen kan, ohne gegen meinen Grundsatz, daß man mit den Gegenständen der landesgesetzmäßigen Religion (sie mag seyn welche sie will) nicht Spott treiben soll. Ich bitte Sie, mir ein Exemplar von Michaelis poetischen Briefen zu schicken und mich unter die Suberibenten zu notiren. Ich will sehen

*) Vgl. in Wielands Beiträgen zur geheimen Gesch. des menschl. Verstandes und Herzens I Leipzig 1770 besonders von S. 133 an den Roman: „Die Bekenntnisse des Abulfaouaris, gewesenen Priesters der Isis". Auch S. 94 der hier vorliegenden Schrift.

**) Von J. B. Michaelis.

ob ich nicht in Maynz einige Subscribenten werben kann. Unser neuer Prof. theol. Froriep ist ein so braver Mann als ein theologus, per naturam rei, sein kann, und dies ist genug. Er verehrt meinen Gleim, denckt gesund, besitzt wahre Gelehrsamkeit und verabscheuet die Feinde meines Gleims. Er ist entschlossen diesen Hierophanten die Maske abzuziehen, und er ist der Mann der es thun kann. Ich selbst gehe damit um, eine Reihe von Briefen an meinen Gleim aufzusetzen und drucken zu lassen unter den Titel über Pindars Gracien, worinn ich entwickeln will, warum Pindar sagt, daß man ohne Gracien kein Weiser noch tugendhafter Mann seyn könne. Aber noch müssen Sie mir Zeit dazu lassen, Mein Bester; erst müssen die Könige von Scheschian*) fertig sein. Sulzers Tücken sind mir nicht entgangen. Ich sehe sie alle und verachte sie; aber ich werde noch mehr thun: ich werde so bald als möglich einem gnädig-hochansehnlichen Publico zeigen, daß das Pferd dieses hypochondrischen Schweigers nur ein Esel ist. Umarmen Sie unsern allerliebsten Jacobi in meinem Nahmen je öfter je lieber; die Nachricht die Sie mir geben, daß der Geist der Musen sich seiner so gänzlich bemächtigt hat, ist mir unendlich angenehm. Ich muß mich von Ihnen losreißen Mein theuerster Freund, um noch an Sophie La Roche, an Fritz Jacobi, und an den Dechant Dumerz zu schreiben. Also nur noch diesen Kuß von Ihrem Wieland. Nachschrift. Wissen Sie mir keinen Kanal, wie ich die Galatee des Giov. della Casa bekommen könnte? Ich möchte dies Buch gar zu gern haben. Beygehende Brochure wurde schon im August vorigen Jahres aufgesetzt, und ist bloß gedruckt worden, weil Fritz Jacobi es so haben wollte. Sie kan für Sie und unsern Georg seyn, es wäre dann daß er es so haben wollte."

Am 7. April 1775 schreibt Wieland aus Weimar an Gleim bei einer Krankheit seiner Frau: „Wir hoffen daß dieser Zufall den Tag unserer Abreise nicht verändern soll, wiewohl sich gleichwohl vor der Hand hierüber nicht ganz gewisses sagen läßt; aber die Marschroute ist dadurch unabänderlich über Alstedt und Eisleben, als den angenehmsten, bequemsten und kürzesten Weg für Leutchen, wie wir sind, bestimmt worden. Auf solche Weise vermeiden wir die schlimmen Wege über das Gebirg, die einer noch schwachen Frau und einem Mädchen von Siebenthalb Jahren zu beschwerlich fallen möchten. Vermuthlich ist Ihnen dieser Weg nicht bekannt. Der Weg durch die goldne Aue ist eine Spazierfahrt durch ein Paradies; und zu Altstedt, wo man freylich einen Berg hinauf muß, werden wir durch eine der schönsten Aussichten, deren ein menschlich Auge froh werden kan, dafür entschädigt werden. Der folgende Abend bringt uns dann gerade zu unserm Gleim, zu unserer Gleminde, und was wollen wir dann mehr?" Vergl. S. 103.

Aus Weimar den 1. Mai 1775 schrieb er dann: „Die Marschroute hat Ihnen unser Bertuch letzthin geschrieben. Bleibt das Wetter gut, so reisen wir den 10ten unfehlbar bis Eisleben, und folgen dann Punct für Punct dem von unserm Gleim selbst uns vorgezeichneten Weg. Sollte aber, wider besser Hoffen, so starkes Regenwetter einfallen, das die liebe goldne Aue, durch die wir ziehen, unter Wasser gesetzt und es physisch unmöglich würde, den 1. Tag weiter als bis Alstedt zu kommen, so gehen wir den andern Tag von der nähern Route ab, reisen bis Quedlinburg, und kommen also erst den 12. bey guter Vormittagszeit bey unserm

*) Vergl. S. 90.

lieben gaſtfreundlichen Gleim und unſrer Gleminde an. Meine Frau wird zuſehends beſſer, ſo wie der Reiſetag näher kömmt; denn wiewohl die Liebe zwiſchen ihr und Gleim dato meines Wiſſens noch bloße Seelenliebe iſt, ſo möchte ſie doch nicht gern als eine bloße Seele, als eine animula nudula, vor Ihnen erſcheinen, und thut alſo ihr möglichſtes um ſich noch einige Unzen Fleiſch zu ihren kleinen Knöchelchen anzuſchaffen. Mich freut herzlich, Mein beſter Gleim, daß Sie der holden Seele gut ſind; und wirklich möcht' es gefährlich ſeyn, wenn Sie ihren ganzen Werth ſo kennten wie ich; und wenn ſie übrigens undiquaque doch ſo ausſähe, wie vor 10 Jahren, ſo möcht' es nicht deſto beſſer für mich armen ſeyn".

Aus Halberſtadt den 28. Mai ſchrieb Gleim an Wieland: „In dem Buchladen ſah ich auch eine ganz neue Ausgabe meiner Schriften von dieſem Jahr mit einem Bildniß, warlich, wie eins in unſerm Galgen auf dem Markte hangt. Könnten Sie doch, mein beſter Wieland, durch Ihren Merkur verhüten, daß keines Menſchen Kind das elende Gemengſel kauſte, — Druck und Papier iſt äußerſt elend, und alles iſt zuſammengerafft, was von irgend einem Schafkopf für ein Etwas meines Geiſtes und Hertzens ausgegeben iſt, Vieles nach den elendeſten Abſchriften." Gleim will nun wirklich ſelbſt eine Ausgabe machen.

Wieland an Gleim: „W. [Weimar] den 3. Juli 1775.

„Liebſter beſter Seelenbruder, Weinen möcht' ich helle Zähren, daß ich Meinem Gleim auf ſeinen lieben großen Brief von drey voll überſchriebenen Blättern nicht antworten kan; aber in der Crisi worin wir Weimaraner und Weimargenoſſen itzt ſind, iſt's unmöglich et libera nos a malo! — beten Sie alle Tage auch für Ihren Wieland. Libera nos, aber bald!

„Hier ſteht nun alles auf dem Kopf*). Graf Görtz iſt, wider aller Menſchen Vermuthen, plötzlich, wiewohl mit aller möglichen avantage von Seiten der Finanz, verabſchiedet. Er beſchuldigt auch mich, ihn minirt zu haben. Einiger Schein iſt wider mich, aber nur ein Schein, der Narren und Schwachköpfe blenden kan. Die edelſte That, die ich je gethan habe und thun werde, hab' ich heut vor 8 Tagen gethan. Ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, und wiewohl ich vielleicht mein und meiner Kinder Glück durch die Wahrheit zu rechter Zeit geſagt, vernichtet habe, ſey's! Dafür bin ich Daniſchmende, und

Gott iſt Gott, und Welt iſt Welt.

„Noch geb ich Karl Auguſten, wiewohl er von einem Menſchen, der der pendant zu Ihrem Prieſter iſt, ganz und gar umſponnen iſt, noch geb ich ihn nicht verlohren. Ich will aushalten, biß gar keine Hofnung mehr da iſt.

„Umſtändlicher kan ich Ihnen itzt unmöglich ſprechen, Mein beſter. Mein Kopf dampft mir von Briefſchreiben, und ich kan nicht mehr! Wohl mir, daß ich bei meinem Gleim geweſen bin und Kräfte geſammelt habe!

Ich umarme Sie beſter Mann, mit aller Inbrunſt meiner Seele. Sobald möglich ſollen Sie wieder einen Brief von mir haben. Möchten Sie indeſſen mit meiner leider à la hâte, aber doch aus vollem Herzen gefloſſenen Ankündigung des Hallabats zufrieden ſeyn. Alles was Ich iſt grüßt und ſegnet und küſſet unſern Gleim und unſre Gleminde. W. [Wieland.]"

*) Vergl. S. 101. Riemer II S. 30.

In dem Briefe vom 23. (nicht 22.) Februar 1776, der ungenau in den Briefen III S. 249—251 steht, schreibt Wieland aus Weimar: „In 14 Tagen längstens erwarten wir einen kleinen Gast; ob's ein Männlein oder Fräulein sein wird, weiß Gott, genug es wird Wilhelm oder Wilhelmine genannt werden, und Mein Gleim wird mit meinem Goethe, der auch der Seinige werden soll, muß und wird, die Stelle eines Vice-Vaters oder geistlichen Vaters, den Rechten des Natürlichen, fleischlichen oder wie ihr andern Moralisten es sonst nennen wollt, unbeschadet, bei dem armen kleinen Schelm vertreten, es sey nun was es wolle. Liebenswürdig wird es immer seyn, wenn seine Pathen es auch nur mit dem zehnten Theil der Seelenzauberey begaben werden, die in ihnen so reichlich wohnet. Von Goethe schreib ich Ihnen nichts, liebster Gleim. Komm und Siehe! Genug daß ich nichts besseres, edlers, herzlichers, liebers und größeres in der Menschheit kenne als ihn — so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zeitweilig ist oder scheint.*) Es ist eine häßliche Liederlichkeit von Bertuchen, daß er Euch eure Exemplare vom Merkur Nr. 1 noch nicht geschickt hat. Er soll in nächster Woche ganz gewiß kommen. Weil die Kindbetthistorien doch immer binnen sieben bis acht Wochen ein gänzliches Ende haben, und die Zeit edel ist, so dächt ich mein Gleim und seine liebe Nichte kämen auf Bertuchs Hochzeit zu ihrem Wieland und ihrer Wielandin, wo Sie das Haus mit Besemen gekehret und so viel ofne Herzen und Arme zu Ihrem Empfang bereit finden sollen, als Menschen und Menschlein sind, in denen Euer Wieland vervielfältiget ist. Ach! Gott mit Euch und uns, Ihr Lieben! Mein Haus grüßt Euch herzlich. Sophie hat große Freude über Ihren Brief und bedankt sich recht schön mit der Bitte vorlieb zu nehmen bis die Zeit wo sie ihr erstes Madrigal oder Liedchen an Vater Gleim machen wird. Ganz Euer Wieland."

Nach Wielands Briefe an Gleim aus Weimar vom 16. April 1776 gedachte Bertuch in möglichster Stille Hochzeit zu halten, weil seine Schwiegermutter erst „seit kurzem wieder vom Tode" aufstand.

Am 8. Mai 1776 schrieb Wieland aus Weimar: „Der Aufschub Eurer so erwünschten Zukunft und Gott gebe! langen Weilung bei Eurer Wielandsfamilie ist mir in so ferne lieb, weil unterdessen meine Kinder sich besser erhohlen, und wir alle in der schönern Jahrszeit einander besser genießen können. Meldet mir nur den Tag Eurer Ankunft einige Tage zuvor. Der alte Geh. Rath v. Kalb, der sich nun auf sein Gut Kalbsrieth ohnweit Altstädt zurückgezogen hat, wünscht daß Ihr Eure Marschroute über Altstadt zu ihm nehmen, und einen oder zwei Tage bei ihm rasten möchtet. Wir würden euch dorthin entgegenkommen. Er bittet sich aber auch gewisse Vorsagung des Tages aus, damit Ihr ihn zu Hause antreft." (Vergl. S. 90. 234. 238.)

Diese Reise kam jedoch nicht zu Stande. Man vertröstete sich zuletzt darauf, daß Gleim 1777 die Apfelbäume in Wielands Garten blühen sehen solle.

Folgenden Brief ohne Datum empfieng Gleim für seine Nichte Gleminde am 6. Sept. 1776 von Wielands Mutter aus Weimar [vergl. S. 239]:

„Wie Viel haben Wir unß erfreut, meine höchst schätzbare Freundin, auf Ihren aller Liebsten Besuch, und wie sehr bedaurten wir, die ohnbäßlichkeit des

*) Erst der Schluß des Briefes von hier an fehlt a. a. O.

Theuresten Herrn Onkels, die auch dazu bey getragen, daß nichts auß der Reiß worden ist. Die Hoffnung auf den Frühling soll uns den Winter verkürtzen. Mit dem Flachs meine Beste, sind wir völlig außkommen, wolten Sie so gütig seyn ye bälder ye lieber 2 oder höchstens 3 stein überschicken, den übrigen werden meine liebste Freundin wohl die Beschwerd haben ihn selbsten mit zu bringen, die Außlag bite ich auch zu berichten, meine Frau Tochter [Wielands Frau] erwartet den Flachs mit Verlangen, Sie hat Lust auch so schön weben zu lassen, wie ihre Freundin, wir haben öfters eine angenehme Unterhaltung in dem angedenken ihrer Vorzüglichkeiten, wir Empfehlen uns Ihnen, und dem höchst Wertheften Herrn Gevatter, ganz Ergebenst.

„Daß pathichin häten Sie sollen sehen, Sie häte gewiß Freude gemacht, Sie ist fett und starck, wan Sie so forth fährt, hoffen wir d. Sie dem Herrn pathe entgegen lauft. Gott woll d. wirs erleben. Dieses schreibt Dero Gehorsame Dienerin

Wieland Groß Mamma."

* * *

Wielands langer Brief vom 17. Januar 1777 ist III S. 271—273 insofern bis zur Sinnlosigkeit entstellt, als in dem Abdrucke weggelassen ist, daß es Wielands Schwager J. G. Hillebrand war, den nach seinem Wunsche Gleim nach Amerika schicken sollte. Wir verzichten jedoch darauf, diesen ausführlichen Brief noch einmal abdrucken zu lassen. Dagegen lassen wir den kurzen Brief hier folgen, den er schrieb, als Gleim auf seinen Vorschlag einging, und der, weil er sich nicht so entstellen ließ, daß Wielands Verhältniß zu dem unglücklichen auch aus diesem Briefe nicht zu erkennen war, in der Briefsammlung folgerecht ganz unterdrückt worden ist. Dieser letztere Brief lautet: „Liebster Herzensbruder, Gott vergelt Ihnen alle Ihre Güte für meinen Schwager! Ermüden Sie nicht in dem angefangenen Werk, und mögen Sie es glücklich zu stande bringen. Ich habe sogleich mit heutiger Post einen großen Brief nach Augsburg geschrieben, und remonstranda remonstrirt. Es ist aber vonnöthen, daß Hr. Johann Georg [Hillebrand] nun auch selbst sowohl an seine Mutter als an Hrn. Gommel auf's nachdrücklichste und manierlichste schreibe. Befehlen Sie ihm das schleunigst zu thun. Amerika ist ganz richtig der einzige Ausweg für einen Wildfang wie er. Es ist die halbe Welt. Platz zum herumtummeln wird er da genug haben. Liebster Gleim, ich habe heute einen schweren Posttag gehabt. Meine Augen können nicht mehr. Leben Sie wohl. Mein ganzes Haus liebt und seegnet Sie! Bester allerbester Mann! W(ieland). W(eimar) den 14. Februar 77."

Im Januar 1777 ging der ganze Debit des Mercurs durch das Postamt in Erfurt, das Adreßcontor in Hamburg und den Buchhändler Hofmann in Weimar. Seine ganze mercantilische Korrespondenz führte Wieland selbst. Er gebrauchte aber dazu das ganze Jahr zusammen keine drei Tage. Sein Rechnungsbuch war sehr einfach.

Durch die Post bezogen (so hatte er früher schon einmal erwähnt) koste der Mercur 4 mal mehr als er werth sei. Jedoch manche Exemplare ließen die Postbeamten ganz frei passiren.

1777 soll Gleim im Mai kommen und in Weimar bleiben, bis ihm eine von Wielands Töchtern die ersten Rosen aus dessen Garten bringt.

In Wielands Briefe an Gleim vom 30. Mai 1777*) heißt es: „Kommen Sie also, liebster Herzensbruder, je bälder je lieber — nur nehmen Sie einen andern Weg als über Kalbsried; denn dort ist, wegen ungewöhnlicher Ergießungen der Unstrut und noch eines Flüßchens, dessen Nahmen ich nicht mehr weiß,**) das ganze Land, auf etliche Stunden in die Länge und Breite, wie eine offenbare See, aus der nur hier und da Bäume und Dörfer wie Inseln hervorragen — Brücken sind weggerissen, und die gewöhnlichen Passagen ganz unbrauchbar. Ob binnen 14 Tagen, wenn auch das kaum wieder angefangene gute Wetter anhalten sollte, die Würckungen dieses ogygischen Diluvii schon so weit gehoben seyn werden, daß es rathsam wäre, den Weg über Kalbsried zu nehmen, weiß ich nicht; doch sollt' ich's fast glauben; kommen Sie aber, wie ich vermuthe, eher, so wird doch wohl der andre Weg der beste seyn." Zum Schlusse wünscht Wieland bereits glückliche Reise, gut Wetter, gute Wege, gute „Postillons!", gute Schutzengel, und, was über alles sei, gute Gesundheit.

Nach seinem Briefe vom 17. Juni 1777 will Wieland ein neues Haus beziehen. Gleims Neffe hat eine Praebende erhalten. Wieland schreibt: „Wenn er noch 6 Jahre auf Sophie warten kann, so steht sie dann zu Diensten. Aber wie viel wär er dann älter als seine Frau? Das ist auch ein kleines considerandum."

Herder will nach Pyrmont, Gleim nach Lauchstedt, von wo er am 25. Juli und 1. Aug. an Wieland geschrieben zu haben scheint.

Gleim an Wieland. Halberstadt den 4. Oct. 1777.

Schon am 20. Sept. mein bester Herzensbruder, ist der große Sack mit Flachs für unsre liebe Hauß-Mutter, nach Mansfeld abgegangen. Herr Kriegsrath Stelzer, zu Mansfeld wohnhaft, ein guter Freund, welcher unser bestes Mädchen durch meine Hülfe zum Weiblein bekommt, hat ihn mitgenommen, und die Abrede war, daß ich mit der ersten Post an meinen Wieland schreiben und ihn bitten sollte, durch seinen dienstbaren Geist auskundschaften zu lassen, ob nicht etwa von Weimar aus Fuhrwerk nach Mansfeld gehe? wenn etwa zu Mansfeld nicht sogleich Gelegenheit nach Weimar vorfallen sollte. Warlich aber, ich hatte diese letzten vierzehn Tage keinen Augenblick zu schreiben übrig — Mein Vetter der Lehnssecretarius und nunmehriger Hofrath ist mit seinem Weiblein angekommen. Da hat's der Wohlstand erfordert, mit ihm umher zu schmausen, das Generalcapitul ist nahe gewesen u. s. w. Gestern Nachmittag hatte ich die erste Stunde zum Athemholen und da, mein bester Herzensbruder, empfing ich eben vom Buchhändler Groß den zweiten Theil von meines Wielands neuesten Gedichten von 1770—77. Herrliche Geistes Kinder meines Wielands! O wie gerne spräch' ich darüber mit ihm, sagt' ihm meinen Geistes Dank für das göttliche Vergnügen, das, in meiner einsamsten Laube, diese lieben Kinder mir machten. — Unerschöpflich mein bester, ist ihre Quelle des Schönen, und des Guten; Mitleiden hab' ich mit allen, die's nicht erkennen können, nicht den Verstand und das Herz

*) Beantwortet von Gleim 11. Juni 1777.

**) Es ist wol zunächst die Helme gemeint. Nachdem diese mit der sondershäuser Wipper den Kyffhäuser von Norden und Süden eingeschlossen hat, münden beide Flüßchen in die Unstrut. Vergl. S. 90. 234. 236.

haben, das zu dieser Erkenntniß nöthig ist — Der neue Ehemann, die Nichte, die eben alle drey hereintreten, lassen dem Andenken meines Wielands, von dem ich nicht aufhöre, mit ihm zu sprechen, sich bestens empfehlen —

Unserm Herder schrieb ich auch so gern — und sagt ihm meine Freude darüber, daß in euren beyden Häusern Bruderliebe — kann's nicht so gleich grammatikalisch in Zusammenhang bringen — Aber liebt euch unter einander, wie Brüder, ihr seyd Brüder; das bitt ich, und bitte, bey dem guten Herder-Weibchen mich zu entschuldigen, daß ich, so ein erschrecklich fauler Dankſager bin. Meinen lieb'n Wielands Kindern jedem meinen zärtlichen Vaterkuß; desgleichen herzlichen Gruß an den lieben Knebel und den lieben Bertuch und Bertuchin.

Totus tuus

Gleim.

Nachschrift:

Merkur fliegt wieder nicht in unsere Gegend. Beschwerden von allen Orten! Von unserm Jacobi hab ich endlich ein Brieflein aus Düsseldorf. Er seufzt noch ut philomela populea etc.

Ein Brief von Wielands Mutter an Gleims Nichte Gleminde.

Liebste, Beste Freundin

Tausend Dank vor ihren gütigen antheil an unßerer Freude, über unßeren kleinen Sohn. O wie oft wünschen wir, daß Sie mit dem allerliebsten Herrn Onkel bey uns wären, Augen Zeugen zu seyn, was es für ein herlicher Bube ist, ich Empfehl ihn zu gleicher Liebe mit der Lota Rene, die hat mit ihrer Schwester die ein gepfropfe Blatern glücklich überstanden. nach ihrer abreiß meine liebste, sind wir gleich heraußgezogen, wann Sie ein Frauen Ziemer gesehen, russte Sie, Gleim, Gleim, kom, geschwind, zu Lota Rene, Sie heißt sich selbsten immer so, wir bleiben anch da bey, Sie ist so fett und munter, und hat ihr Brüderle, nebst ihren Schwestern recht lieb; wir haben 4 Wochen überstanden, und ein recht gutes erwünschtes gesundes Wochen Bet, die Frau G. S. [Generalsuperintendentin] Herder hat sich als eine gute Freundin erzeigt, und fleißig Besuch gemacht, Sie ist mit der entschuldigung des Schreibens gar wohl zu frieden, heute ist der Tag, wo Sie unfehlbar wieder kommen wär, wann es die Witerung erlaubt häte, da häte sie selbsten, ein baar buchstaben da herein geschrieben, Herder weißsagt alles gutes, unsserm Buben. Gott spreche Ammen. Den Flachs haben Wir auch bekommen er ist schön ausgefallen, nur bite in dem nechsten Brief nicht zu vergessen, was dieser und der vorjährige kostet, weil der Flachs dieses Jahr so wohl gerathen, so haben wir biten wollen, die vorige Müh auf sich zu nehmen, ein zu kaussen, es wird Ihnen ohne Zweiffel bewußt sein, daß Herr Profess. Meyer in seyn Vatterland berussen worden und sein Weg über Halberstadt geht, gedenkt meine Frau Tochter, ob man ihm nicht könte auch et was auf Halsen, zum mit nehmen, ich habe gehört, in Westphalen*) solle es grauen Flachs geben, wenn es möglich wär und wir einen könten bekomen, wär es uns sehr lieb, Liebste Freundin, wir würden nicht so viele Müh machen, wen wir nicht von ihrer gütigkeit überzeugt

*) Die Briefschreiberin verlegt vielleicht Halberstadt nach Westfalen. Der halberstädtische Flachs gibt viel grauere Leinwand als der bielefelder.

wären und Sie es willig auf sich nehmen, wir haben Ihnen auch viel Dank da vor, und bey aller gelegenheit preißen wir Sie da für, unsere großen Mädchen bekommen diese Woche ein neues spin rädle, da wird es angehen, sie empfehlen sich, besonders die Sophie, gehorsam und die Lote Rene macht ein groß Compliement von meiner Frau Tochter 1000 grüß und Küß, und ich arme Sünderin und schlechte schreiberin empfehle mich zum gütigen Andenken, besonders dem Herrn Onkel.

Ihre Dienerin Wieland

G. M. [Großmama. Vergl. S. 236.]

Dieser Brief ohne Datum ist eingebunden nach Wielands Briefe an Gleim vom 10. Dec. 1777 und vor dem vom 12. März 1780.

Wieland an Gleim. Weimar den 5ten May 1780.

Zuförderst, Mein Bester Bruder, soll ich Ihnen im Nahmen aller Kybitzeier-Esser in meinem Hause, von der Großmutter an bis auf den kleinen Ludewig von Gottes Gnaden inclusive, unsern einstimmigen Dank abstatten, daß Sie uns so reichlich mit einer Art von Leckerbissen, die man hier nur an den Fürstentafeln zu kosten kriegt, haben versorgen wollen. Schon drei Tage lang lassen wir uns auf Ihre liebe Gesundheit recht wohl schmecken, und wünschen jedesmal daß nur auch unser bester Gleim und die liebe Nichte aller Nichten zugegen seyn, und an dem Guten, das Sie uns genießen machen selbst Antheil nehmen möchten. Mein erster Gedanke beim überraschenden Anblick einer ganzen Schachtel voll Kybitzeneier war — wie glücklich mein armes Pärchen Huon und Amande in ihrer wüsten Insel gewesen wäre, wenn sie einmal in irgend einer Felsenkluft eine solche Menge Kybitzeneyer beysammen gefunden hätten. Aber freilich gab's in ihrer häßlichen kahlen Inseln keine Kybitzen; die armen Leutchen mußten mit Möveneyern vorlieb nehmen — und dann hätten sie auch weder frische Butter noch gebähte Brotschnitten dazu gehabt. Ich fand also am Ende doch, daß es eben so gut sey, daß die kleinen Kybitzchen in ovo dem Dichter des Oberon zu theil geworden. Sie sind doch gar ein herzguter Mann, lieber Bruder Gleim, und es muß wahr seyn und wird wahr bleiben, daß in den nächsten hundert Jahren schwerlich Einer vom Weibe wird gebohren werden, der seiner Zeit und seinen Freunden das seyn wird, was Sie Ihrer Zeit und Ihren Freunden gewesen, und Gott gebe! noch lange seyn sollen. Dank, tausend Dank für die liebevolle freundliche Art womit Sie diesen Oberon aufgenommen haben, an welchem nun so manche nicht nur die sich vermessen ihn zu rezensiren, sondern selbst die ihn loben, und sich über den lustigen Mönchs- und Nonnentanz bucklicht lachen möchten, so gröblich irre werden. Selig sind die reines Herzens sind, und Sinn und Empfänglichkeit für das Wahre und Gute haben! Ihre Zahl ist klein, aber dafür sind sie auch die Auserwählten und die von denen Oberon sagt, Sie sind mit mir verbrüdert.

Mit welchen Freuden hätte ich mit unserm Herder und unsern Weibern Ihrer liebreichen Einladung noch vor Pfingsten zu Ihnen zu kommen, folgen wollen, wenn uns der beliebte Schwanenwagen zu Gebote stünde, der das traute Paar in Einer Nacht von Bagdad nach Askalon trug. Aber ach! wir sind in diesen Boden eingewurzelt und die Unsterblichen allein wissen, ob und wenn es uns

jemals wieder so gut werden wird mit unserm theuren Gleim unter seinen schönen Bäumen zu wandeln. Im Geiste sind wir oft bey Ihnen — oft sind Sie und die liebe Nichte der Gegenstand unserer nächtlichen Gespräche, und immer endet sich der Gedanke, wie glücklich wir, ich und Meine Frau, durch Sie Beyde, wenn wir an Einem Orte zusammenlebten, seyn würden, in ein trauriges Gefühl der Unvollkommenheit und Dürftigkeit alles Erdenglückes!

Nur noch Eins, liebster Bruder — denn ich werde abgerufen — Sie erinnern Sich doch noch, daß Sie mir schon lang' einmal zuriefen: o Löwe, Löwe, brüll' einmal! Brüllen kann ich nicht, Mein bester oder ich müste nur (mit Claus Zetteln im Shakespear zu reden) brüllen so lieblich und zart wie eine Nachtigall. Aber ich habe mich doch wenigstens hören lassen. Ich habe meinen Freunden und meinen Feinden den Oberon gegeben — und ich hoffe beyden, jedem nach seiner Weise, auf etliche Jahre dadurch genug gethan zu haben. Und nun für diesmal adieu, lieber theurer Herzensmann. Sie werden von Herder und seinem holden Weibe (einer der reinsten und schönen Seelen auf Gottes Boden) und von allem was zu mir und meinem Hause gehört, besonders von dem lieben Dimidio animae meae herzlich gegrüßt, und tausendmal brüderlich umarmt von Ihrem

Wieland.

Nachschrift. Auch für alles dem wilden ehrlichen schnurrbärtigen Schwager Johann Georg erwiesene Gute unsern wärmsten Dank! Den Brief an meine Frau hat er gebracht, die Antwort bewahrt sie in ihrem Herzen — und Mein Gleim hat Geistesaugen, sie auch auf hundert Meilen da zu lesen, ohne daß Buchstaben, Papier und Dinte zu interveniren brauchen*).

Gleim an Wieland. Halberstadt den 26ten November 1780.

Um Elfe gieng ich zu Bette, schlief ein, wachte wieder auf, so munter als wenn ich ausgeschlafen hätte — das Nachtlicht brannte hell, der deutsche Merkur lag auf dem Betttisch, also, mein theurer Wieland, wurde gelesen, gelesen zuerst, wie alle mahl, was unterschrieben ist mit W. Eine Viertel-Stunde hatt ich gelesen, da schlugs, nicht sechse, wie ich glaubte, sondern zwölfe — die Mönche leuteten, — die Uhr gieng recht. Dank Ihnen, mein theurer Wieland, ich hab die schlaflose Nacht, denn mit aller Bemühung habe ich nicht wieder einschlafen können, in Gesellschaft mit Ihnen und Waser, dem Verläfterten, zugebracht, ich habe gelesen, nach dem Lesen hab' ich gelegen schlaflos in Gedanken an meinen Wieland; Göttlicher Wieland, sagt' ich aus der Fülle meines Herzens, auch dich verläfterten deine Feinde, die Bonzen, und wohl hast du gethan, daß in deiner herrlichen Abhandlung, S. 65 behauptet ist, man könne von einer dort beschriebenen Art von Menschen ohne Bedenken alles Böse sagen, was man weis von Ihnen, denn in Wahrheit, göttlicher Wieland! Sie haben mit Ihren Gründen gegen Iselin den Sieg so völlig in meinen Augen davon getragen, daß, wenn jene Behauptung mir nicht zu statten gekommen wäre, Gewissensbisse mich getödtet hätten, denn ich habe leider von solch einem Mann, einem vornehmen Bonzen schriftlich und mündlich, immer zwar dazu genöthigt, wie noch neulich von Ebert zu

*) Der vorstehende Brief findet sich in der züricher Sammlung Bd. III S. 311—313, doch sind mehrere Stellen willkürlich weggelassen. Vergl. auch oben S. 110, 117, 237.

Braunſchweig, zu meinen Freunden viel Böſes geſagt, und habe deswegen mir Vorwürfe gemacht, in ſtillen Nächten, oft bereuet, daß es geſchehen iſt — wiewohl ich mir zur Tugend anrechnete, daß ich öffentlich, weil ich den vortrefflichen Sittenlehren des ſchlechten Mannes nicht ſchaden wollte, mit Aufopferung meiner Ehre bey manchen, welcher mich nicht kennt, zu des Bonzen Nachtheil nicht eine Sylbe geſagt habe; weil Sie, mein theurer Wieland, ſo vortrefflich die Fragen beantworten, ſo möcht ich ihnen dieſe vorlegen:

In wie fern es Pflicht ſey, bey ſeinen Lebzeiten eines allgemein geliebten großen Sittenlehrers zu ſchonen, aus Beſorgniß, dem Nutzen ſeiner Lehren möchte geſchadet werden.

In vorigem Sommer war ich zu Reinsberg bei unſerm Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs — daß ich durch mein Schweigen meiner Achtung bey den Menſchen, vornehmen und geringen ſehr geſchadet habe, daß es ein großes Glück auch für mein kleines Individuum geweſen ſey, daß ein Weiſer auf unſerm Königsthron, zur Zeit der Anſchwärzung ſeines Freundes, der öffentlichen, die der Bonze bey Gott und Menſchen nicht verantworten konnte, geſeſſen habe — das mein beſter Wieland, erfuhr ich aus dem Munde des Prinzen, — Und doch gereuts noch jetzt mich nicht, daß ich (zu) der öffentlichen Anſchwärzung geſchwiegen habe — der Bonze hat ſeine Liebe verlohren, ohne meinen öffentlichen Beytrag, und ich bemerke jetzt nicht mehr, daß mir durch ihn geſchadet iſt, Sie haben angefangen der Verläſterten großen Männer ſich anzunehmen, beſter Wieland, hätten ſie den hingerichteten Waſer gekannt, oder die nähern Nachrichten von dem unerhörten Verfahren gegen ihn erhalten, ſie hätten ſeiner ſchon längſt ſich angenommen. Gott bewahre — Gott erfreue meinen Wieland.

Gleim.

Nachſchrift. Wir empfehlen uns Ihrem ganzen Hauſe — Fehlt's Sophiechen an Flachs, ſo iſt der Onkel [Gleim] Schuld daran, der einen Sack zu Wehrſtedt [hier war Gleims Vetter ein reicher Oekonom] hat liegen laſſen.

Gleim an Boie. Halberſtadt den 10. Januar 1781*).

Ich ſende Ihnen, mein beſter Freund, durch den Hrn. Grafen von Oynhauſen dieſes Briefchen und einen Brief Salomos des Predigers an den Fürſten von Deſſau, welcher, ob er wohl gedruckt iſt, und obwohl der Herr Graf gern lieſt, und obwohl der Graf eine Tochter hat, die, wenn Sie nicht abgehalten wird eine Muſe zu werden, eine werden kan, denn ſie iſt in die Schule gegangen bei ihrem Oheim unſrem lieben Cammerherrn itzt geheimer Rath von Spiegel, und obwohl der Herr Graf und die junge Gräfin bey unſern lieben Dombechant Spiegel etliche Wochen gewohnt hat, und ich ſie alle Tage faſt geſehen, und obwohl ſehr viel von Muſen und Muſen-Sachen geſprochen iſt, von Keines Menſchen Augen hier geſehen worden, aus guten Urſachen verheimlicht iſt, weswegen, mein beſter Boie ſie gebeten werden, den verheimlichten Brief nicht ſo gleich, weil ſie dazu Gelegenheit haben möchten, dem Herrn Grafen und der jungen Gräfin ſehen zu laſſen, denn ſie

*) Nach Weinholds Boie S. 98 befand ſich Boie im Januar 1781 noch in der Stadt Hannover. Eben damals empfing er ſeine Berufung nach Meldorf und verließ Hannover den 22. März 1781. — Dieſer Brief befand ſich wol nur zufällig bei den Briefen von Wieland an Gleim.

möchten's mir übel nehmen, oder einen falschen Grund auf suchen, daß ich das Ding Ihnen nicht gegeben hätte, wiewohl sie mehrmalen geäusert, von meinen Musen-Sachen etwas haben zu wollen. Genug hievon.

Alle Tage, seit etlichen Wochen, wollt' ich Ihnen schreiben, und eines und das andere Ihnen schicken in's Museum — habe nicht dazu kommen können. —

Sie haben mir das Museum geschickt — ich bin in Ihrer Schuld — sehr gern, aber nicht in Weygands Schuld, deswegen bitt' ich mir die Rechnung meiner Schuld aus. Weygand hat sich heßlich gegen mich aufgeführt; wäre nicht Weygand ihr Verleger, so schickt ich lieber etwas in's Museum.

Unserm Zimmermann einmahl wieder die herzlichsten Empfehlungen, und ein Exemplar von dem Brief des Predigers.

An unsern Voß schreib ich nächstens!

Ich wünsche nicht, daß Er zu Hannover Rector geworden sey. Hannover ist nicht, glaub ich für einen freien Mann, wie unser Voß.

Lassen Sie uns um Gottes willen noch die Ausgabe seines Homers zu Stande bringen! ich nehme 25 Exemplar. Leben sie wohl, und schreiben sie mir bald hierüber.

Ihr

Gleim.

Mit einem Briefe aus Weimar vom 7. May 1781 übersendet Wieland an Gleim ein Exemplar der neuen Ausgabe des Oberon durch den Kammerdiener des Prinzen Konstantin, der in eignen Geschäften nach Halberstadt abgeht. Ein von Oeser gezeichnetes, von Geyser radirtes Kupfer zum Oberon soll nachgeliefert werden. Nach Halberstadt kann Wieland nicht mehr reisen, weil er nun 8 Kinder hat. Auch ist der älteste von seinen 4 Knaben erst 4 Jahre alt. [Vergl. S. 251.]

Gleim an Wieland. Halberstadt d. 14. Apr. 1782.

Mit meinen theuren Wieland hätt ich viel viel zu sprechen, leider darf ich nicht anfangen! Alles versäumte nach zu holen, Ihm zu danken für das große Geistesvergnügen, daß (sic) er mit seinen unsterblichen Geisteswerken mir machte, seit unser Briefwechsel, proh dolor! unterbrochen ist, muß ich ein Buch ihm schreiben. Also, mein Theurer, nichts weiter für dieses mahl, als daß ich hiebey von unsern Kibitz oder Kiwitz Eyern Ihnen ein Schock übersende — zwar wieder gekocht, aber sie lassen doch auch so ganz gut sich essen. Wann denn sehn wir uns noch einmahl in diesem Leben? Machen sie doch Gesellschaft, kommen mit unserm Herzensbruder Herder — Er und Sie, und Eure beyden lieben Helften machen so hübsch einen vollen Wagen —

Zwar geh ich auch mit einer Reise schwanger, wann aber, und wohin, ist noch nicht beschlossen.

Ihr fändet also mich zu Hause wann Ihr bald mit Eurem Gesicht und Eurem Herzen erfreuet

Euren
ewig treuen Bruder
und Gevatter
Gleim.

Gleim an Wieland. Halberstadt d. 30. Mai 1783*).

Ich hörte gestern, Theurester Freund, daß Eure Musengöttin die durchl. Herzögin Mutter diesen Sommer über Blankenburg nach Braunschweig gehen würde, nicht also den nächsten Weg über Halberstadt. Wir haben freilich keine van der Werfte, wie die Düsselsdorfer**), Anbeter aber einer Musengöttin haben auch wir und deren einer ist von unsern dreyen Spiegeln der, der eine Sandwüste zu einem hübschen Garten umgeschaffen hat — der andre Spiegel, den sie kennen aus seinen Elegien und der dritte, der Sohn des Ersten, diese Beyden sind nicht hier; Jener erster aber würde, wie ich gestern aus seinem Munde hörte, sich glücklich schätzen, bester Wieland, ich sag' es Ihnen leis' in's Ohr, wenn Eure Göttin, über seine so genannten Spiegelsberge gerade des Wegs nach Braunschweig gehen, und ein Frühstück oder Ein Etwas dergleichen einzuehmen auf den Spiegelbergen sich gefallen lassen wollte —

Zwar haben unter Ihren Anbetern wir Einen der, selbst Ihnen, mein Wieland nicht weicht an Andacht, der aber darf, weil Er kein Edelmann ist, sich's nicht einfallen lassen, einer Fürstin aufzuwarten mit einem Frühstück —

Kurz, mein Theurer Bester! (dem ich leider! seit Jahr und Tag glaub' ich nicht geschrieben habe) macht Ihr hübsch, daß Eure Herzogin Mutter den Weg nimmt über Halberstadt, ihr wißt, daß es die Beschimpfung der Jgfr. Münter***) nicht verdient hat und daß es der Cavaliere und der Damen, die sich dürfen sehen lassen vor einer Fürstin eine Menge hier giebt, die beyden ungezählet, die ihr noch nicht kennt, und die vor allen andern Euren Kennerbeyfall haben werden, und die nächstens Euch bey euern stillen Musen überfallen und Euch sagen möchten, daß ich von Euren Freunden ohne Zweifel sei der getreueste

Gleim****).

Gleim an Wieland. Halberstadt den 14. Sept. 1783.

Ihre durchlauchtige Fürstin, Theurer Wieland! ist — eine Fürstin, nach Ihren, und nach meinem Herzen. Dieses mag ihr Lob seyn, ich weiß kein größeres, ein schöneres weiß ich, es steht im deutschen Mercur! Von unsern Fürstinnen mag Sie die glücklichste seyn, weil Sie, mehr als alle die andern, die Herzen der Menschen an sich zieht, mit Liebe. Sie hätten's sehen sollen, Wieland! wie so bald, so treu, so herzig, so ehrlich Sie daß Briefchen Ihnen aus der Brieftasche hervor holte, gleich nach dem Aussteigen aus dem Wagen auf den Spiegelbergen, in Gegenwart des alten guten Dohmbechanten und allen von Adel die ihr den Hof machten. Man sah eine Fürstin

*) Vergl. S. 104.

**) Vergl. S. 148.

***) Friederike (Sophie Christiane) Münter wurde 3. Juni 1765 zu Gräfen-Tonna im Herzogthum Gotha geboren, verheirathete sich 1783 mit dem Conferenzrath Brun in Kopenhagen und starb daselbst 25. März 1835. Ihr Vater und besonders ihr Bruder waren ziemlich namhafte Autoren und sie selbst lebte vielfach in den Kreisen von Klopstock, Matthisson und Bonstetten.

****) Auch eine Nachschrift zu diesem Briefe beschäftigt sich mit dem Flor von Halberstadt. Sie lautet: „Freund Bertuchen bitte zu sagen, daß seine Blumen bey Weiten nicht den Blumen die auf unsern Fluren Flora hervorbringt an Schönheit gleichen; ich werd' ihm den schuldigen halben Louisd'or durch hiesige Blumen vergüten; vielleicht daß er der preußischen Flora die Künste ablernen kan zu seinen Nutzen".

die Taube seyn Anakreons! Wir sehn sie heute wieder. Die Herzögin Mutter, der Herzog, und die Schwester, Abtissin zu Gandersheim, begleiten Sie zu uns! Daß ist doch einmahl eine Fürstliche Familie, aus welcher die häußlichen Freuden, die Freuden der Bruderliebe nicht entwichen sind. Ich freue mich um drey Uhr diesen Nachmittag Sie alle zu sehn, weil sie unter einander sich lieben, und werde, wenn irgend es recht schicklich einzuleiten ist, in Gegenwart des hohen Adels dies Briefchen der durchlauchtigen Taube zu getreuen Händen an vertrauen, und zugleich Ihr sagen, daß es nur ein Briefchen sey, weil ich mit einem Briefe, wie ich an meinem Wieland zu schreiben schuldig wäre, Sie nicht hätte belästigen können. Diesen Brief, mein Theurer send' ich Ihnen, falls Er fertig werden kan, durch Einen Eurer Weymarschen Halbgötter, deren wir dreye heut bei uns haben werden, Göthen*) Sekkendorfen, oder Einsiedeln; und Sie werden viel zu lesen haben, denn ich habe viel, viel mit Ihnen noch zu sprechen. Dieses Eine nur so gleich:

Daß ich wünsche zu leben bis in's künftige Jahr. O Sie sind, mein bester Wieland, tief in meiner Schuld. Sie haben bey den Göttern der Lieb' und der Freundschaft einst gelobt, zu sehen ihren Gleim, einmahl in jedem Jahr!

Alle Sünden seyn Ihnen vergeben, wenn Sie Wort halten und kommen im künftigen Jahr! und mit bringen von den geliebtesten Haußgenossen die lieben, die wir nennen, die geliebtesten der Schwestern Dorothea Gleim, die Ihrem lieben Bruder sich empfiehlt zu Tausendmahlen —

Mit diesen Vier aber ist der Herzens Bruder Wilhelm Gleim bey weitem nicht zufrieden — Er will die Kinder Wielands alle, alle sehn, und küssen, und sie lieben, wie seine Kinder —

Lieber, lieber Vater! Grüßt sie alle von Eurem Bruder

Wilhelm Gleim.

Nachschrift. Zu dem Brief ist keine Zeit. Nehmen sie dafür die Episteln bester Wieland, bis ich Zeit bekomme; mit diesen Episteln geht's mir so, wie alle Zeit mit meinen Geistes Kindern, wenn sie der väterlichen Gewalt entlaufen sind; ich finde nun sie nicht nach meinem itzigen Geschmack — Sie sollten leichter hingeworfen seyn, und mehr die Menschen erfreuen als betrüben ꝛc.

* * *

Am 9. Mai 1784, „acht oder zehn Tage später als recht ist", meldet Wieland den vereinigten Dank der ganzen wielandischen Tischgenossenschaft für die glückliche Ankunft der Kybitzen in ovo. Und weil die Kiebitzeier zweimal gekocht wurden (in Halberstadt und in Weimar), so nennt Wieland auch eine literarische Gegengabe, ohne Zweifel weil sie schon früher gedruckt war — wol den Anfang seiner auserlesenen Gedichte — nur einen wieder aufgewärmten Kohl: crambe bis cocta, wie Wieland schreibt, oder crambe repetita, wie bei Juvenal steht.

Dieser „Kohl" kam am Morgen des 15. Mai 1784 bei Gleim an zugleich mit einem Trauerschreiben von Gleims Bruder in Marburg und der Nachricht, daß dessen vortreffliches Weib gestorben sei. Die auserlesenen Musenkinder fand Gleim „simpel und schön gekleidet". Er empfieng sie wie „ein gutes treuherziges Mädchen unter Sturm und Regengüssen einen Kuß empfangen hätte vom Apoll

*) Vergl. S. 104.

oder Pan oder sonst einem Gott in Arcadien." Er schreibt: „In der schönen Kleidung kommen ihre alten Geisteskinder mir vor wie neu — Es ist doch was besonders, daß man mehr Verstand zu haben scheint, wenn man in einem schön gedruckten Buche liest; Einige bemerkte Verbesserungen gefallen mir sehr, ob alle, das werd' ich noch sehn — Auch gefällt mir die Ortographie so wohl, daß ich nachfolgen werde, wenn ich's noch erlebe, daß eine gute Ausgabe von meinen Werklein zu Stande kommt; die großen Buchstaben machen in meinen Episteln einen großen Uebelstand". — „Welch ein Geistes und Herzens Schmauß nach diesem Sturme in meinem kleinen Sans Soucis unter meinen vollblühenden Kirschbäumen wird das seyn, bey den, da, vor mir hingelegten zweyen Büchern, bey deinen, Bruder, und bey unsers Herders Ideen. Gott sey gedankt, der diese Wonne, in einem Alter von sechs und sechzig Jahren mich erleben ließ! Ich bin so voll, so voll von beyden Büchern, und habe nur Blicke hinein gethan, daß ich weise seyn, und kalt werden muß, um nicht zu schwelgen darin, und krank zu werden," In Betreff der Reise beklagt es Gleim, daß er in seinem Amte nicht mehr so frei sei als in jüngern Jahren. Er schlägt einen Congreß für den Juli in Lauchstedt vor.

Die mit verstümmeltem Namen abgedruckte Stelle aus Wielands Briefe vom 15. Mai 1785 bezieht sich auf Zimmermann.

In dem Briefe vom 6. Jan. 1787 mahnt Gleim seinen Wieland von Uebersetzungen ab. Auch schreibt er an ihn den Wunsch: „möchte der Beschützer der deutschen Musen sich nicht begnügen Sie zum Mitgliede seiner Akademie benennet zu haben, sondern wie der Einzige Voltaire, Ihnen zehn tausend Thaler Gehalt geben, und die Bedingung machen, daß Sie den Willen haben sollen, alles das herauszuziehen aus Ihrer vortreflichen Seele, was noch darinn für uns verborgen liegen mag. Sie sehn, ich bin zu voll von meinem Wieland und habe nicht alles gelesen, was wir haben von ihm, ich meine, die letzten Theile seiner Werke noch nicht, ich habe nur die ersten Vier Theile; so sauber so schön Papier wie diese liefert der Buchladen mir nicht, also erwart' ich sie von meinem Wieland, und werde dafür sein Schuldner."

„Ein Abentheuer, theurer Bruder Wieland!" So beginnt Gleims Brief vom 14. Febr. 1787. Die Mäuse hatten ihm den Merkur vom Juli 1786 zerfressen und Wieland selbst soll ihn ergänzen. Durch einen Aufsatz gegen Lavater, der in Bremen unendlich viel Unheil — selbst in Familien — gestiftet, habe Wieland sich im Merkur unendlich verdient gemacht. In diesem Briefe heißt es auch wieder, daß Wieland seinen Verleger beauftragen solle, Gleim „die schön gedruckte neueste Ausgabe" seiner Werke zu schicken. Von den poëtischen habe er vier Theile, von den prosaischen noch nichts. Seine Schulden trage er nächstens ab.

Aus Gleims Briefe an Hrn. Hofrath Wieland zu Weimar. Halberstadt den 26. Juny 1790.

Meinen Herzensbruder Wieland soll ich, auf Verlangen des alten preußischen Grenadiers bey Uebersendung seiner Soldatenlieder bitten, diese Soldatenlieder aus dem rechten Gesichtspunct anzusehn. Der alte Grenadier ist eingenommen für seine Monarchie, für seinen König, für seine Landesverfassung! Die Gesetze, nicht der König, regieren in seinem Vaterlande, der König selbst erkennt die Gesetze für die Schranken seiner Macht, und jeder Bürger seines Staats ist unter ihrem Schutz

so frey, so sicher, wie der König, daher die Liebe zu seinem Vaterlande! Das mein Herzensbruder! soll ich Ihnen sagen! Der König selbst hat auf Veranlassung eines Patrioten den alten Grenadier zu diesen seinen Liedern aufgefordert, unsre Soldaten singen sie, statt sonst gewohnten ungesitteter Lieder auf ihren Märschen, unsre Soldaten itzt, mit aufgehobnen Schwerdten die Friedensstifter unsers Europa's; Ihr vortrefflicher Herzog, einst Ihr Telemach, mein bester Wieland, mitten unter ihnen, können sie's dem alten Mann, der, so alt er ist, an diesem Verdienst um die Menschheit auch noch gern Antheil hätte, konnten Sie's dem verdenken, daß er zur Bezwingung der Feinde des edlen Friedens durch seine Lieder ein Kleines unmerkliches beytragen will? Ach! was hätt ich meinem Wieland, dem göttlichen, dem theuren, dem geliebten noch alles zu sagen! Wie vielen Dank für alles das unendliche Vergnügen, das seine unsterblichen Geistesproducte mir machten, in diesem Frühjahr, in welchem ich die Zeit einmahl hatte, sie alle noch einmahl zu lesen, zu studiren. Warlich! mein theurer Wieland, sie sind ein ungeheures Genie! Man nennt Sie den deutschen Voltaire! Voltairen kenn' ich, wie meinen Wieland! Wäre lieber Wieland als Voltaire! Leben Sie noch funfzig Jahre mein theurer und so munter, wie der nun Ein und siebzigjährige Preuß. Grenadier, der, wenn man ihn nicht gehalten hätte, mit ausmarschirt wäre, gegen die nordische Semiramis, das Krokodill,

Das alle Könige verschlingen will u. s. w. u. s. w.

* * *

Gleims Brief vom 6. Mai 1792 ist durch den Abdruck im Archiv für Literaturgeschichte IV S. 16 f. bekannt.

Am 17. April 1793 schreibt Gleim: „Die heutigen Nachrichten setzten die Hoffnung zum Aufhören des Mordens noch weit hinaus, Coburg geht den tollen Haufen zu zerstreuen, und dieser wird, wie tolle Hunde, beißen; es ist entsetzlich, man wird des itzigen Lebens nicht froh; welch' ein Frühjahr! Die Sonne scheint so schön, und solche Buben werden von ihr beschienen!"

Den 5. April 1794 schrieb Gleim: „Am 2. dieses haben meine Nichten den 75. Geburtstag ihres Oheims gefeyert, köstlich, unsre besten Menschenkinder waren zugegen. Clamer Schmidts Muse war ausgelassen, wir sangen dem April ein herrliches Punschlied, alle diese Geister unsrer Freunde wurden citirt, sie kamen auch alle, der alte Seher aber nur allein hat sie gesehn, die andern hielten sie für einen Schwarm von heiligen Engeln!"

Nach demselben Briefe Gleims vom 5. April erklärte Clamer Schmidt Wieland für den größten Dichter.

Gleim an Wieland zu Weimar. Halberstadt den 8. April 94.

Abgekocht*) und eingepackt! Die Post geht ab!

Meinem lieben theuren weisen Danischmende hab' ich seit längerer Zeit kein Zeichen meines noch immer, Gottlob! muntern irrdischen Lebens gegeben, dächt' er, ich wäre schon droben im Himmel oder drunten in Elisium, oder auch im Tarta-

*) Gleim macht ein Wortspiel. „Abgekocht!" hieß es, wie dem preußischen Grenadier sehr wol bekannt war, wenn's zur Schlacht gehen sollte. Gleim meint indessen hier seine zu versendenden Liebitzeier.

rus, es wäre kein Wunder! Zeichen seines Lebens erhalt ich jeden Monat! der unbegreifliche Mann! der Unerschöpfliche! Woher, mein Theurer, nehmen Sie alle Geistes- und Leibeskraft! Gott erhalte, Gott stärke Sie! Sie sind in diesen trübseligen Zeiten, in diesen letzten ohne Zweifel, der jüngste Tag muß nahe seyn, ein nicht zu missender Mann! Sie streiten wie ein Held! Sie geben uns richtige Begriffe, sie beugen aus, Sie lenken ein! Eins nur vermißt' ich bisher, daß Sie's, mit zwey Worten nicht rügten, daß unsre Fürsten nach Hause gehn. Zu Hause halten sie die Straßenräuber von ihren Landen nicht ab! Da bekomm' ich eben aus Marburg die traurigsten Nachrichten! Die Straßenräuber wollten über den Rhein, und der preußische Phalanx hindert sie nicht mehr. Ists doch als wenn mans gern sähe, daß sie herüber kämen! Preußen allein sollen sich die Köpfe zerstoßen, der alte preußische Grenadier ermunterte neulich die Franken, die Sachsen, die Schwaben

Marsch! Brüder an den Rhein
Am Rheine hausen die Barbaren
Die noch vor Kurzem Menschen waren
Unmenschlich! Marsch! Sie sind in Hermanns heilgem Hain
Marsch! Brüder! an den Rhein!

Noch klagt er aber, daß es nichts geholfen hätte; mit der Bauernmasse scheint er äußerst unzufrieden zu seyn; eine Phalanx ist gegen die Räuber das einzige Mittel, sagt er und bittet Gott und seinen König um Beistand und Beharrlichkeit! Auch glaubt er nicht, daß es mit dem Zurückgange der Phalanx ein Ernst ist.

Wenn Sie wissen, lieber, theurer Herzensbruder, daß Plato Herder auch ein Liebhaber von Kibitzeyern ist, so geben Sie dem lieben Mann ein Mandel ab" u. s. w.

* * *

„Für die Gedanken über Krieg und Frieden im Mercur giebt die Muse des Hüttchens meinem lieben Wieland einen Kuß und einen Oelzweig" (Gleim am 20. Juli 1794).

* * *

Gleim an Wieland. Halberstadt den 25. Juli 1794.

Hier, Wieland, Bruderherz! ein Packetchen von Voß. Er hat mir's zugesandt, hier auf der Post es abgehen zu lassen! So wie's war wird es nicht angenommen, daher kam's, daß ich einen Posttag überschlagen mußte! Nichts Böses bleibt ohne gute Folgen. So auch hier. Während des Ueberschlagtags kamen vom Rheine böse Nachrichten, das Lied an die Fürsten wurde gesungen, Bruder Wieland heftets seinem Götterboten an, wer weiß, ob's nicht macht, daß unsre Fürsten aus dem Schlaf erwachen! Mir, Herzensbruder, scheinen sie die über ihnen schwebende Gefahr nicht einzusehn. Wenn's zu spät ist, werden sie erwachen, sagen Sie's doch den Fürsten auf Ihre nachdrucksvollere Weise, Herzensbruder! Ihre Meinung über Krieg und Frieden ist völlig die meinige! Gewiß aber machen die Teufel der Tigergrube keinen oder einen uns allen Deutschen gefährlichsten Frieden. Haben sie nun Holland erst, dann geht's drunter und drüber! Die Fürsten schlafen nicht allein, die Räthe schlafen auch! Die Bischöfe schlafen, alles schläft! Unser Preußen am Rhein sandte die nicht schlafenden allein! Beym letzten Ueberfall haben Sie

sich vortreflich gehalten. Es thut mir leid, daß die beyden Fürsten Karl Wilhelm Ferdinand und Karl August nicht dabey gewesen sind. Unsere Fürsten mußten nicht nach Hause gehen, Sie gaben ein allzu böses Exempel. Ich umarme Sie, Herzensfreund!

Gleim.

* * *

Der Brief vom 15. Aug. 1797 scheint geschrieben, als Gleim sich von einem Besuche trennte, den er aus Weimar — sei es von Herder oder von Wielands Verwandten — erhalten haben muß. In diesem Briefe schreibt Gleim an Wieland: „Wenn, lieber theurer Bruder! Sie etwa gelegentlich einmahl zu Ihrer herrlichen Lebensgefährtin, der ich im Herzen mehrmalen schon eine Lobrede gehalten, und der ich einen zärtlichen Seelenkuß auf die mütterlichen Hände drücke, wenn Sie dieser braven einzigen Hausmutter oder einem Ihrer lieben Kinder oder Enkel einst noch sagen:

Er wandelt unter Sternen
Und sieht herab.

Dann, Herzensbruder, werd' ich, wenn ich's kann, herabsehn, und Ihres Elisiums, wie ich des Hierseins der lieben Theuren, die mich morgen früh verlassen wollen, verlassen müssen, mich freute, mich freuen." Vergl. S. 119.

* * *

Gleim an Wieland. Halberstadt den 9. März 1800. Vergl. S. 250.

„Die beyden Schlegel sollen meinen Wieland lotterbübisch sagt man, angegriffen haben, und der eine soll der Uebersetzer Shakspeare's seyn! Ist's wahr so kümmerts meinen Wieland nicht, er läßt, wie sein großer schöner Hund von den Barbots sich an klaffen, und geht, wie der angeklafte seinen Gang, das versteht sich! solten aber seine Freunde den Kläffern nicht einen kleinen Schlag geben! Ja doch. Das sollen sie, die Klaffern werden sonst Beißer, und es wäre doch möglich, daß Sie durch den kleinen Schlag zur Besinnung gebracht würden.

„Ein paar solche Schläge send ich meinem Wieland hierbey."

In der Nachschrift heißt es: „Ich habe mich besonnen, lieber Wieland! Die elenden Menschen sind's nicht wehrt, daß man mit ihnen sich abgibt. Eins nur der Starke gegen Sie will ich hieher abschreiben, mit dem machen Sie, was Sie wollen, nur geben Sie's unter meinem Nahmen nicht aus der Hand!"

Aus Gleims Briefe an Wieland. Halberstadt den 5. May 1800.

Auf Befehl Ihrer Durchl. des hier anwesenden Herzogs von Braunschweig soll und muß ich Ihnen, mein Wieland! meiner, wie keines zweyten, so gleich, denn ich komme diesen Augenblick von ihm sagen:

Daß er für einen Illuminaten Sie niemals gehalten hätte.

Wieland, sagt' ich, hat den Gedanken, daß Ew. Durchl. für einen ihn gehalten hätten, wohl niemalen gehabt.

Sagen Sie's ihm nur! war der wiederholte Befehl — und ich gehorche!

Der Herzog hatte meines Wielands Erklärung im deutschen Mercur gelesen!

Möchte mein Wieland doch die Zeit und die Laune haben, ein paar vorzeigbare Zeilen über diesen Auftrag an seinen ewig ihm treubleibenden Freund zu schreiben.

Der alte

Eiligst. Gleim.

Da hier wiederholt die Rede gewesen ist von Ludwig Wieland, dem Herausgeber der Briefsammlung Nr. 1 (vergl. S. 221, 243), auch der Romantiker in Gleims Briefe vom 9. März 1800 schon gedacht ist, so möge folgender Auszug hier Platz finden

aus Falks Briefe an Gleim. Weimar den 26. Dec. 1800.

Anstatt eines gründlichen Forschens und Lernens in Künsten und Wissenschaften nimmt ein sogenannter kritischer Geist immer mehr überhand, der eine Menge oberflächlicher, unwissender Ignoranten, aber weder Künstler noch Gelehrte bildet. Der Zeitvertreib, eine Zinne an die letzte Zinne des Universums zu setzen, und dort transcendentale Windmühlen klappern zu hören, mag so fein seyn wie irgend ein anderer, aber in einer Epoche wie die unsrige, die so gebieterisch zum Handeln auffordert, ist damit wenig gethan. Zu Jena lesen dieß Winterfemester blos acht bis neun ältere und angehende Magister Fichtische Transcendentalphilosophie. Auf eben dieser Universität, der Bildungsstätte von tausend jungen Menschen, deren Wohlfarth ihre Eltern mit Vertrauen hier in die Hände durch Weisheit berühmter Männer niederlegen, erschienen in Jahresfrist zwey Commentare zu der scandalösesten aller Scharteken, Schlegels Lucinde. Die eine derselben hat einen dortigen Lehrer der Jugend, sage Lehrer der Jugend, Herrn Vermehren, der seinen Namen keck vor den Titel setzt, und zu gleicher Zeit Collegien anschlägt, zum Verfasser; die andere, die noch besser, wiewohl äußerst sophistisch geschrieben ist, steht in meinem diesjährigen Taschenbuche im Auszuge. Sie kommen dort selbst über den Geist, der in ihr athmet, zur beliebigen Klarheit. Noch nicht genug, ein anderer Lehrer einer Anstalt für die Jugend, ein Professor am grauen Kloster in Berlin, Rambach genannt, läßt in seinem famosen Journal, im Archive der Zeit eine Vertheidigung für diese Lucinde abdrucken und eine Invective gegen alle diejenigen, die den hohen Sinn dieses Werkes nicht zu fassen im Stande sind. Sein Mitgenosse, der sich gleichfalls mit Erziehung abgibt, und Pension hält, ein gewisser Seßler [?], sieht nicht nur gelassen diesem Unfug zu, sondern [hat] auch die Stirn in der Folge, der [da?] ich ihn deßhalb zu Rede stelle, öffentlich zu erklären*) oder erklären zu laßen, er habe keinen Theil an diesen Freveln und Unziemlichkeiten, er müsse es durch seinen Contract — horch auf deutsche Selbstständigkeit! — durch seinen Contract mit dem Buchhändler gebunden geschehen laßen, daß Böses fortgehe. Aber, frage ich, ein Schriftsteller, der so gut wie Herr Fießler [?] von Buchhändlern abhängt: wie sollte ich mich nicht schämen, einen Contract mit dem Teufel zu machen und meine arme Seele an ein Honorar zu setzen.

*) Siehe Merkels Briefe, die Recension von meinem dießjährigen Taschenbuch. Falk.

können diese Infamien noch durch etwas überboten werden? Ja, die Stufenleiter ist noch nicht auf ihrem höchsten Punct. Der Verfasser jenes Aufsatzes nämlich über die Lucinde, im Archiv der Zeit, ist, wie Herr Vermehren es in den oben angezogenen Briefen sehr wahrscheinlich macht, ein Diener des Wortes und der Kirche, ein gewisser Prediger Schleiermacher zu Berlin, Hausfreund von Madam Herz und Verfaßer eines mystischen Buchs über die Religion. Damit auch dieß neue Evangelium des 18. Jahrhunderts sich immer mehr und mehr ausbreite, hat sich die Clique jetzt fein zusammengethan und gibt gegen Ostern Jahrbücher der Literatur heraus. Und wir wollen nun still stehen am Ufer und müssen zu sehn bis der verheerende Strom alle Dämme der Sittlichkeit einreißt? Schon hat Wieland das Unglück einen transcendentalen Taugenichts seinen Sohn zu nennen*), der noch kürzlich in seiner Schwester und Mamsell Herders Gegenwart kurz nach Erscheinung meines Taschenbuchs die Vortrefflichkeit der Lucinde und die Abgeschmacktheit dessen, was die Weiber Scham und Weiblichkeit nennen, demonstrirte, so lang demonstrirte, bis die schamhaften Mädchen weggingen, der seinen Vater täglich in den Bart beweist, welch ein kleines Licht er gegen die Schlegel sey, die er für große Menschen hält, der ihm nicht undeutlich merken läßt, wie recht diese daran gethan, ihn in den Augen des Publicums herabzusetzen. Ein gewisser Brentano, Enkel von Madame la Roche, der sich erst bey Wieland im Hause aufhielt und ihm dort seine Schwächen ablauerte, schrieb nachher ein Buch unter dem Namen Maria's Spiele, worin er Wieland, Herder, Böttiger, Männer von denen seine Großmutter die vertrautesten Freundschaftsbezeugungen**) empfing auf die unanständigste Art turlupinirte. Louis Wieland, weit davon entfernt sein Missfallen darüber zu erkennen zu geben, ist iezt zu ihm nach Frankfurt gereist, vermuthlich um ihm Materialien zum zweyten Theil seines Buches zu suppeditiren. Mehr als einmal ist die Mutter dieses ungerathenen jungen Menschen auf meiner Stube in Thränen zerflossen und hat gewünscht, daß Gott ihn oder sie zu sich nehmen möchte.***)

* * *

Der letzte uns vorliegende Brief Gleims an Wieland ist vom 15. Oct. 1800, einen vom 15. Juni d. J. findet man im Archiv für Literaturgesch. IV S. 20 f. Nach dem Briefe vom 2. Oct. 1800 scheint Gleim damals mündliche Nachrichten durch den Herzog von Weimar über Wieland erhalten zu haben.

Am 29. März 1796 las Gleim Wielands Briefe an ihn wieder. Keines seiner Werke, meinte er, wiege sie auf.

---

*) „Die Rede ist von Ludwig Wieland, der damals in der Genossenschaft mit Clemens Brentano wohl über die Schnur schlug, nach und seit 1813 aber bis an seinen frühen Tod (1820) sich als deutscher Publicist wacker mit den Kotzebuen und sämmtlichen Schmalzgesellen herumschlug, in Eintracht mit Luden, Oken und Gleichgesinnten." Handschriftliche Anmerkung von Wilhelm Körte.

**) Freundschaftsgenußbezeugungen schrieb Falk, doch ist Genuß durchstrichen.

***) In der augsb. allg. Ztg. 1858 Beilage zu 133 findet sich folgendes in einer Korrespondenz aus Berlin 7. Mai: „Der einzige noch lebende Sohn Wielands hat in Schlesien, wo er in Heinrichsau als k. niederländischer Beamter lebt, seine goldene Hochzeit gefeiert. Im vergangenen Jahr wurde derselbe bei dem Dichterfest in Weimar mit besonderer Auszeichnung behandelt." Vergl. S. 243.

B. Wagner, der Zeitgenosse Goethe's. Zugleich ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach dem Verfasser von „Deukalion, Prometheus und seine Recensenten".

Zu Ende des vorigen Jahres erschien die interessante Schrift: „Heinrich Leopold Wagner. Von Dr. Erich Schmidt, Privatdocent an der Universität Würzburg. Nebst neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Jena, Frommann". Wie jedem, der Schriften und Schriftsteller geringeren Ranges zum Gegenstande seiner Nachforschungen macht, so ist auch dem Verfasser dieser fleißigen Arbeit und zwar schon vor deren Erscheinen, die Besorgniß entgegengetreten, daß dies eine Ueberschätzung des Dichters einschließe, welchem er eine Monographie widmet. Im allgemeinen hat das Büchlein diesen Eindrnck auf mich in der That nicht gemacht.

Ueber Wagners Leben lagen nur wenige gedruckte und ungedruckte Nachrichten vor. Auch seine Werke waren nicht alle zu erlangen. Nachdem Erich Schmidt den Roman „Leben und Tod Sebastian Sillig's" erworben hatte, ging derselbe auf der Post verloren, ohne ihm in die Hände zu kommen.

Wagner wurde am 19. Februar 1747 in Straßburg geboren. Erich Schmidt vermuthet, „daß er ein Genosse des salzmannschen Mittagstisches bei den Jungfern Lauth in der Krämergasse war", welcher durch Goethe bekannt wurde. Wagner studirte zu gleicher Zeit mit Goethe in Frankfurt die Rechte, wurde aber in Saarbrücken „gouverneur de Mess. les barons de Günderode".

Schon 1774 trat Wagner als Lyriker auf. Dabei hat er noch den Begriff der Romanze mißverstanden wie Gongora und Gleim. In der Romanze „Die verbotenen Verwandlungen" ahmte er den Bänkelsängerton und zugleich Bürger nach.

Wagner war im Frühjahr 1775 bereits in Frankfurt am Main, wie aus den vielen Notizen über sein thätiges Eingreifen in die durch Goethe's Werther heraufbeschworenen Fehden deutlich hervorgeht. Er war damals dort ohne feste Stellung, jedenfalls noch nicht geschworener Advokat.

Goethe hatte gegen Wieland die Farce „Götter, Helden und Wieland" geschrieben, worüber man S. 98 meiner vorliegenden Schrift vergleiche. Als nun im Frühjahre 1775 in ähnlichem Tone eine Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" veröffentlicht wurde, schrieb man dieselbe unbedenklich Goethe, dem Haupte des ganzen von Schmidt in seiner Schrift mehr oder weniger berücksichtigten Kreises der Klinger und Lenz zu, welchem Wagner als der unbedeutendste angehörte. „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" war gegen die Kritiker von Goethe's Werther gerichtet. Erich Schmidt sagt, daß die spitze Feder des Satirendichters und der Stift des Karikaturzeichners hier gemeinschaftlich arbeiteten zur Verspottung des Gegners. Statt des Namens der auftretenden Person findet sich immer eine kleine Figur im Holzschnitte, und zwar werden alle außer den Götterboten Merkur und Iris unter einer Thiermaske dargestellt. Ein Verzeichniß nennt als Dramatis personas: Prometheus (Goethe), Deukalion (Werther, stumm), Gans (gothaische Ztg.), Esel (der Hauptpastor Göze), Nachteule und Frösche (Claudius wegen der auch in seinen sämmtlichen Werken noch beibehaltenen Vignette

des wandsbecker Boten), Löwe (Hamburger unparteiischer Correspondent), Merkur (Wieland), Iris (Jacobi), Orang-Outang (Nicolai) ꝛc. Merck ließ sich niemals ausreden, daß Goethe der Verfasser sei. Dieser aber schrieb folgende Erklärung:

„Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne meinen Willen. Mir war es, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel (!), wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen!!" Diese Erklärung Goethe's kam aus Frankfurt vom 9. April 1775.

Goethe versandte die Erklärung über die Prometheusfarce auch brieflich. Dabei schrieb er an Klopstock den 15. April 1775: „Hier lieber Vater ein Wörtchen an's Publicum, ich ging ungern dran, doch mußt's sein ..... N. B. Der Wagner, von dem das Blättchen sagt, ist eben die Personage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens sahen, er ist lang, hager. Sie standen am Ofen. Adieu."

Die Erklärung an Klopstock zu senden, war um so mehr Grund, als drei Hamburger in der Satire beleidigt waren. In der Erklärung vom 9. April selbst heißt „auf's Wort" offenbar nicht so viel als etwa: auf mein Ehrenwort, sondern im Gegentheil nur: unbedingt auch ohne Betheuerung oder eidliche Versicherung.

Goethe als Prometheus einzuführen, wie in der Satire geschah, ergab sich in der That leicht aus seiner in Frankfurt begonnenen Prometheusdichtung auch für einen Fremden. Dennoch halte ich für das wahrscheinlichste, daß Goethe der bedeutendere Antheil am Deukalion zugesprochen werden muß. Da ich mich hierbei im Widerspruche mit Erich Schmidt befinde, so bedaure ich um so mehr, daß ich die Schrift selbst, an welcher ich Goethe Antheil zuzuschreiben wage, nur durch den Abdruck bei Düntzer kenne. Die Gründe, welche mich bestimmen, sind übrigens folgende.

Die Autorschaft ganz abzulehnen, lag in jener Zeit sehr im Interesse Goethe's, und wie leicht man es in jenen Tagen mit einer falschen literarischen Erklärung dieser Art nahm, haben Carl v. Beaulieu-Marconny und Erich Schmidt selbst bewiesen, indem sie Klingers Erklärung, daß nicht Lenz, sondern Klinger das Schauspiel „die Soldaten" verfaßt habe, als falsch und als nur im Interesse des Dichters Lenz gegeben darthun. Schmidt weiß, daß Sprickmann im September 1776 an Boie schreibt: „Wagner hat mir jetzt selbst gesagt, daß Goethe den Prometheus geschrieben hat." Dahingegen war ihm die wichtigste Aeußerung von Wieland über die Angelegenheit noch nicht bekannt. In einer der bisher unterdrückten Stellen aus Wielands Briefen an Gleim und zwar in der von mir S. 100 der vorliegenden Schrift mitgetheilten schreibt nämlich Wieland nach Abgabe der Erklärung Goethe's bloß, daß er Goethe den Gefallen erzeigen wolle, zu thun, als ob er's glaube. Diese Stelle aus den Briefen Wielands an Gleim läßt sich als Erläuterung zu der von Schmidt angeführten Stelle aus Wielands Briefe an Jacobi benutzen. Endlich ist doch auch einigermaßen der Umstand zu berücksichtigen, daß der Verf. der Satire jedenfalls eine Ueberlegenheit über die damaligen Journale bewiesen

hatte, wie sie nur bei Goethe, dem nachmaligen Mitverfasser der Xenien, nicht erst ausdrücklich nachgewiesen zu werden braucht.

Von Frankfurt am Main ging Wagner nochmals nach Straßburg. Dort wurde er nun am 28. August 1776 Licentiat der Rechte und las dort sein Drama „Die Kindesmörderin" vor: eine Nachahmung Gretchens, über welche sich Goethe hauptsächlich deshalb beklagen mußte, weil sie früher ans Licht trat, als sein Faust selbst. Daß er aber deshalb den Namen Wagner in den Faust gebracht haben soll, ist unwahr. Der Wagner findet sich nach Erich Schmidt schon im Puppenspiele von Doctor Faust.

Die Kindesmörderin ist von dem S. 5 und 173 meiner Schrift erwähnten Karl Lessing nicht ohne die Zustimmung seines größeren Bruders für die Bühne bearbeitet. Karl Lessings Umarbeitung der Kindesmörderin von Wagner wird von Schmidt ausführlich besprochen. Ganz besonders aber wird erörtert, weshalb dies gräßliche Thema in so vielen Dichtungen jener Zeit spukt. Bürgers Tochter des Pfarrers von Taubenhain beruhte auf zwei Kindesmorden. Die Untersuchung in der einen Sache führte er selbst. Das Protokoll wurde gedruckt. Es ist, so viel ich weiß, von einem anderen Juristen einer Universitätsvorlesung zu Grunde gelegt.

Am 21. September 1776 leistete Wagner zu Frankfurt auch den Advokateneid. Der Kutscher Walz in Wagners „Familienstolz" (zuerst am 25. Juni 1777) gehörte zu Schröders eigenthümlichsten Rollen. Frau Schröder gab die Französin, Dorothea Ackermann die Friederike. An allen Erfolgen fehlte es also bei Wagner in der That nicht.

Schon im Frühjahre 1777 sprach Wagner gegen den Maler Müller seine Entrüstung über die pietät- und verständnißlose Behandlung aus, welche der jüngere Stephanie dem Macbeth hatte angedeihen lassen. Es ist nach Erich Schmidt, dessen Ausführung ich hier durchaus folge, trotz Schillers Einwendungen Wagners unleugbares Verdienst, daß er mit Zugrundelegung der eschenburgschen Uebersetzung der seylerschen Gesellschaft einen Macbeth lieferte, der doch wenigstens ein Abglanz und kein Spottbild des shakespearischen war. Der Geschmack des Publikums war Wagner ein Greuel. Er schüttete seinen ganzen Aerger gegen das Singspiel aus, welches, meist recht albern, die höheren Gattungen auf der Bühne bedenklich überwucherte. Hiller, Benda und Schweitzer errangen durch ihre Singspiele rasch eine große Beliebtheit. Obgleich der letztere eine Zeit lang mit Wieland zusammen gearbeitet hat, wie ich oben S. 97 zeigte, so war Wagner doch nicht der einzige, der seine Stimme gegen diese Geschmacksrichtung erhob.

Das spätere Benehmen Goethe's gegen Wagner, namentlich bei Gelegenheit der „Kindesmörderin", ist für die Beantwortung der Frage, wer den Deukalion geschrieben hatte, von Bedeutung. Daß Goethe in Sachen der „Kindesmörderin" rücksichtsvoller gegen ihn aufgetreten sei als die Gerechtigkeit oder doch die Billigkeit verlangte, will ich nicht behaupten. Auch wegen dieses Punktes gebe ich die Sache weiterem Bedenken anheim.

Wagner war verheirathet und starb schon am 6. März 1779, zweiundreißig Jahre alt.

Bei der weiteren Erörterung der Frage nach dem Verf. von „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wird besonders noch folgendes ins Auge zu fassen

sein. Wieland hatte allerdings am 9. April 1775 an Jacobi geschrieben, wie Erich Schmidt anführt: „Daß er (Goethe) den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören." Allein dabei hatte er sich nicht beruhigt, denn der Brief an Gleim, aus welchem ich S. 100 die Stelle anführe, ist offenbar wenigstens zehn Tage später geschrieben, als der an Jacobi: er war ohne Datum, aber Gleim empfing ihn erst am 24. April. Meines Erachtens geht Erich Schmidt jedenfalls zu weit, wenn er sagt: „Goethe's Antheil wird meiner Ansicht nach oft viel zu hoch angesetzt." Am meisten spricht gegen die Annahme, daß Goethe vielleicht doch der Verfasser sei, der Umstand, daß Erich Schmidt S. 36 berichten kann: „Dann hält der Harlekin einen, wie Appel mit Recht sagt, ,,,,ziemlich dürftigen und witzlosen'''' Epilog. Die Mundart ist nicht die frankfurter, sondern unverkennbar die ,,,,stroßburger.'''' Dies deutet auf Wagners Autorschaft, allerdings zunächst nur für den Epilog. Wie Erich Schmidt S. 32 erwähnt, so war „Götter, Helden und Wieland" ohne Goethe's Wissen von Lenz zum Drucke befördert. So bliebe die Möglichkeit, daß Wagner nur den Druck und den Epilog besorgt hätte. Allein dann müßte doch auch der Prolog von Wagner sein, da nach Erich Schmidt S. 83 Prolog und Epilog darauf anspielen, daß es auf dem Titel von Nicolai's „Freuden" heißt: „Voran und zuletzt ein Gespräch". Bemerkenswerth ist, daß Düntzer, der das Gedicht 1847 in seinem Buche „Zu Goethe's Jubelfeier" 213—220 abdrucken ließ, in seinem Artikel über Erich Schmidts Wagner im Archiv f. Literaturgesch. V S. 249—260 noch immer dem Werthe des ganzen nach Goethe als Verf. des Deukalion für unmöglich hält.

Am wichtigsten ist es für mich, daß schon nach Düntzers eben genannten Studien zu Goethe's Jubelfeier S. 198 Goethe anderweitig in einer Stelle, die mir noch nicht im Originale vorgelegen hat, sich viel stärker als in der oben S. 273 abgedruckten Erklärung von der Autorschaft des Deukalion losgesagt zu haben scheint, nämlich mit dem Ausdrucke „auf Ehre und Treue." Es würde heißen gegen den literarischen Anstand verstoßen, wenn man hierauf ein zu geringes Gewicht legen wollte. „Auf Ehre und Treue" würde in meinen Augen ganz etwas anderes bedeuten, als in jenem Zusammenhange „auf's Wort". Wozu hätte einer der größten Dichter aller Zeiten eigentlich unter seinem Volke gewirkt, wenn man ihm leichtsinnig „Ehre und Treue" abschneiden wollte in einer allerdings schwierigen literar-historischen Frage, über die vielleicht Niemand außer ihm und Wagner vollkommen unterrichtet war. Außerdem ist es eine Thatsache, daß sich bei näherer Untersuchung für Goethe schon manches, was ursprünglich nicht unbedenklich schien, in moralischer Hinsicht um vieles günstiger gestaltet hat als es anfänglich schien. Dagegen bleibt es auffallend, daß Wieland, nachdem er mit Goethe so genau bekannt geworden war, die Ansicht, die er über den Deukalion gegen Gleim ausgesprochen hatte, in seinen Briefen wenigstens nie ausdrücklich zurücknahm. Ich bin daher geneigt, einen Mittelweg einzuschlagen, bei dem Goethe's Wort im wesentlichen nicht angetastet wird und der zugleich meinem Urtheile über die ganze Arbeit vollkommen entspricht. Ich glaube nämlich, die Idee der kleinen Arbeit ist genau von Goethe angegeben und etwa auf Spaziergängen seinem Jugendfreunde entwickelt. Geschrieben aber mag Goethe am Prometheus nichts haben und Wagners Ausführung ist hinter der behaglichen genialen Ausmalung in den ähnlichen

goethischen Arbeiten, die wir im 7. Bande seiner Werke von 1840 lesen, doch gar nicht unmerklich zurückgeblieben.

Wesentlich gefördert werden würde die Untersuchung über Deukalion durch eine ganz genaue Prüfung der durchblickenden Mundart. Düntzer, der in den Studien auch bemerkt hatte, daß einige Stellen, besonders „im Prolog und Epilog", aus Goethe's Witzworten hervorgegangen seien, hatte außerdem auch Spuren des frankfurter Dialektes gemuthmaßt, scheint dies aber zurückzunehmen, nachdem Erich Schmidt, der in Straßburg gelebt hat, wie schon S. 255 erwähnt ist im Epilog den straßburger Dialekt erkannt hat. Nun finden sich aber auch im eigentlichen Gedichte Deukalion eine oder mehrere Dialektstellen. Natürlich würde man bei einer nähern sprachlichen Untersuchung davon ausgehen müssen, daß Wagner die straßburger und Goethe die frankfurter Mundart geläufig war, wenn auch der eine zugleich in Frankfurt und der andere zugleich in Straßburg gelebt hat.

Von den scherzhaften Dichtungen Goethe's aus den Jahren 1773—1774 ist schon eine S. 98 gewürdigt. „Satyros" verdiente gleichfalls eine besondere Berücksichtigung: denn es hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß er durch Wielands Abulfaouris angeregt ist. Wenn man nur meinen obigen Bericht S. 94 vom Abulfaouris mit Goethe's Drama Satyros (VII, 177) vergleicht, so wird man sich, wie ich glaube, nicht allein von der Richtigkeit meiner Behauptung, sondern auch davon überzeugen, um wie viel Goethe Wielands Idee in einer ganz neuen Produktion klarer, einfacher, treuherziger, edler, genialer und in jeder Hinsicht besser wiedergegeben hat. So hat die Behandlungsweise in allen diesen Possen etwas durchsichtiges und plastisches, welches ich in der zusammengedrückten Form des Deukalion nicht wiederfinde.

Wenn nun aber Männer wie Heinrich Laube und Oberstudienrath Wagner trotzdem der Meinung sind, daß Goethe den Deukalion verfaßt habe, während sogar Riemer und Düntzer den Gedanken, daß er von Goethe selbst herrühren könne, mindestens nicht mit gleich großer Entschiedenheit wie Erich Schmidt zurückgewiesen haben: so muß wenigstens die Idee (ich will nicht geradezu sagen der Plan) des Gedichtes etwas durchaus goethisches haben.

In Goethe's eben so schönen als frommen und einfältigen Prolog zu Bahrdts neusten Offenbarungen Gottes treten die Thiere der vier Evangelisten auf. So erscheint mir auch die Bezeichnung der meisten Journalisten in Prometheus, Deukalion und die Recensenten auf ihre Art echt goethisch-originell, ja, genial. Einen Antheil daran wird man Goethe auch deshalb zuschreiben müssen, weil eine Nachahmung des Gedichtes, welche Düntzer schon Geßner zuweisen zu müssen glaubt, nach ihrem inneren Werthe, doch viel schwächer ist als Deukalion. Aber wenn auch nicht die Idee, so wird man doch die Ausführung des Deukalion wohl Wagner zuweisen können, der von Albert Lindner in der Nationalzeitung vom 17. März 1876 jetzt noch höher gestellt ist als von Erich Schmidt. Wenn Erich Schmidt unter denen, die Goethe's Antheil am Deukalion viel zu hoch angesetzt haben sollen, nur diejenigen versteht, welche wie Wieland ihn einfach für den Verfasser hielten, so drückt meine Anmerkung auf S. 100 und 101 seine Stellung zu der Frage: hat Wagner oder Goethe die Schrift Deukalion, Prometheus und seine Recensenten verfaßt? nicht völlig genau aus. Er wird dann vielleicht im Stande sein, meiner Ausführung jetzt selbst zuzustimmen.

C. Matthiä im Verkehr mit Böttiger, Goethe, Schiller und Wieland.

(Auszüge aus: „Auguſt Matthiä in ſeinem Leben und Wirken zum Theil nach ſeiner eigenen Erzählung dargeſtellt von ſeinem Sohne Konſtantin. Nebſt einem lebensgeſchichtlichen Abriß ſeines Bruders Friedrich Chriſtian Matthiä“ *).

Auguſt Matthiä war zu Göttingen 25. Dec. 1769 geboren und ſtarb 6. Januar 1835 als Gymnaſialdirektor in Altenburg. Aus Weimar 18. Nov. 1799 ſchrieb er: „Vielleicht ſchicke ich Ihnen nächſtens etwas, was ich gegen Herder zur Vertheidigung der kantiſchen Philoſophie herausgegeben habe.“ (S. 65. 66.) Konſtantin Matthiä macht hierzu die nicht ganz klare Anmerkung: „Hugo, ein Beitrag zur Würdigung der herderſchen Metakritik. Gotha bei Perthes 1799 (anonym).“ Am 17. Februar 1800 ſchrieb Auguſt Matthiä aus Weimar: „Goethe hat Voltaire's Mahomet in Jamben überſetzt und das Stück hier aufführen laſſen, wobei ſich niemand erbaut hat als einige ſeiner Anbeter“ (S. 69). S. 75—77 wird erzählt: „In Belvedere machte Matthiae . . . die Bekanntſchaft Schillers, in dem er nicht bloß den Dichter, ſondern auch den kantianer liebte. Er bezeichnete ihn aber als ſehr ungenießbar; ſelbſt in Belvedere habe er nur ſelten an den Scherzen und Geſprächen der Geſellſchaft theilgenommen. Matthiä ſuchte ihn ſpäter bisweilen in Jena in ſeinem Hauſe auf. Er lernte hier des Dichters Gattin kennen, die er als eine Frau von ſehr anziehendem Weſen rühmte. Aber Schiller ſelbſt zu ſprechen gelang ihm hier nicht. Denn da derſelbe fortwährend kränkelte und gewöhnlich tief in die Nacht hinein arbeitete, ſo bedurfte er des Morgens einer langen Ruhe und konnte daher nur ſelten Beſuch empfangen . . . . . Im Sommer 1800 trat“ Matthiä „mit Wieland in engere Verbindung, mit dem er anfangs wegen ſeiner Hineigung zu Herders antikantiſchen Geſinnungen nichts zu thun haben wollte, zu dem er ſich aber vom erſten Augenblicke der Annäherung wie ein Kind zu ſeinem Vater hingezogen fühlte. Fünf bis ſechsmal hat er den ,,,,liebenswürdigen, jovialen Alten““ wie er ihn nannte — Wieland zählte damals ſchon 66 Jahre — auf ſeinem bei Weimar gelegenen Landgute Osmanſtedt beſucht. Dort ward gewöhnlich über griechiſche Sprache und Literatur geſprochen, zuweilen auch eine ſchwierige Stelle oder ein ganzer Abſchnitt aus einem Klaſſiker durchgenommen. Dabei äußerte Wieland immer ſeinen großen Beifall, wenn Matthiä das griechiſche θ wie das engliſche th ſprach, und pflegte dieſe Ausſprache mit einem ,,,,Bravo, Herr Philoſoph““ zu begleiten. Charakteriſtiſch für Wieland iſt folgende Anekdote aus jener Zeit, die Matthiä als Ohrenzeuge erzählte, ſo oft auf Wielanden die Rede kam. Es war im weimarer Theater, wo Wieland einſt bei der Aufführung des Ritter Bayard von Kotzebue plötzlich laut aufſchrie: ,,,,Das iſt dumm, ganz dumm!““ Alles gerieth in Bewegung; Goethe bog ſich voll Bedeutung aus ſeiner Loge; Böttiger, Wielands Nachbar, beſchwor ihn zitternd ſich zu mäßigen; alle Blicke wandten ſich nach der Stelle, von wo der Ruf erſchollen. Aber der erboſte Wieland ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr nur noch heftiger auf: ,,,,ach was! was dumm iſt, muß man auch dumm nennen.““ Und dabei

*) Quedlinburg in Kommiſſion bei Gr. Baſſe 1845. 263 S. gr. 8. Die Schrift iſt gar nicht bekannt geworden. Vergl. S. 96.

blieb es . . . . . Leider mußte Matthiä seiner Freundschaft mit Böttigern den häufigern Verkehr mit Goethe zum Opfer bringen; denn diese beiden waren gerade damals sehr gespannt und Goethe vermied deshalb auch diejenigen, die er als Böttigers vertraute Freunde kannte. Matthiä erfuhr dies von Böttiger selbst, als er ihm erzählte, daß Goethe ihm dreimal als abwesend gemeldet worden sei, wenn er ihn seiner Einladung gemäß (?) habe besuchen wollen, und daß er dann seine Besuche ganz eingestellt habe. Matthiä ließ sich dadurch in seinem Umgange mit Böttiger nicht stören." Ueber Böttiger berichtet Riemer ungünstig besonders I, S. 332. 333.

D. Gruber und Löbell über Wieland.

Wielands Biograph in den sämmtlichen Werken war J. G. Gruber. Als zweiter Band aber des in meiner Schrift Friedrich der Große S. 202—204 besprochenen Werkes „Entwickelung" von Löbell erschien „C. M. Wieland. Braunschweig, Bruhn. 1858." Mehr als der erste Band auf Klopstock, beschränkte sich der zweite auf diese Eine Persönlichkeit, wiewohl er den ersten 347 Seiten starken Band noch um 31 übertraf. Dennoch werden in dem zweiten, nicht wie in dem ersten drei, sondern es wird nur Eine Vorlesung mitgetheilt. Aus bonner Vorlesungen vor Männern und Frauen ist nämlich das Werk entstanden. Was der Verfasser seinem nächsten Publikum über Wieland zu sagen hatte, beschränkt sich, selbst wie es jetzt mit manchen organisch eingefügten Zusätzen vorliegt, auf 51 Seiten. Darauf folgen „Ausführungen", zum Theil sehr delikater Art, immer aber sehr specieller Natur. Löbells Vorlesung über Wieland bleibt, auch wenn ihre Resultate längst überholt sind, ein Muster feiner Auffassung, trefflicher Präcisirung und selbst behutsamer Darstellung, obgleich die angehängten „Ausführungen" den Eindruck dieser Behutsamkeit doch schon etwas verleugneten. Die überall da, wo des ehrlichen Grubers Auge noch nicht geschärft genug war, mit verschwenderischer Hand ausgestreuten „Ausführungen" theilen, wenn auch nicht so angstvoll und präcis geboten wie der Text, mit diesem die Vorzüge von Löbells literarischen Arbeiten insofern, als auch hier bei den geringfügigsten Dingen der Historiker durchblickt, der seine Hand niemals vor unzweifelhafter Feststellung des Thatbestandes und — was das anziehendste ist — niemals vor Gewinnung eines bestimmten Urtheils abzuziehen geneigt ist. Das Gesammturtheil von Löbell über Wieland fällt wohl mit dem von Goethe zusammen: „Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend." Löbells Urtheil bot jedoch so feine Nuancen dar, und war zu seiner Zeit so anregend, wie man es jedem einst beliebten und nachmals mehr aus der Mode gekommenen Autor wünschen würde, um ihm ein neues Leben in den Bibliotheken der Kenner zu gründen, ein Wunsch, den wir nach dem obigen (S. 67. 68) allerdings in Bezug auf Wieland nur in viel beschränkterem Maße hegen als Löbell. —

Nach Grubers Angabe soll der Erbprinz von Weimar selbst, charakteristisch genug, sich Wieland als den Verfasser des goldenen Spiegels in seinem fünfzehnten Jahre zum Lehrer erwählt haben (vergl. oben S. 96). Eine andere Aufzeichnung von Gruber über einen schon S. 99 kurz berichteten Gegenstand beweist, wie wenig in dem Pädagogen Wieland sich der Dichter Wieland verleugnete. Zur Feier des zweiten von ihm mitbegangenen erbprinzlichen Geburtstages schuf er die von

Xenophon aufbewahrte Dichtung des Sophisten Prodikos von Herkules am Scheidewege zu einem kleinen lyrischen Drama um: Die Wahl des Herkules. Um die Erzählung dramatisch zu machen, erhob er Herkules zur Hauptfigur und zum Helden der Handlung. Er begann mit einem Monolog desselben, der seine gegenwärtige Gemüthsverfassung, den innern Streit, worin seine Seele arbeitet, offenbart, und dichtete eine Liebe als Veranlassung zu dieser Situation hinzu. Ueber das weitere erklärte er sich selbst so: „Die Natur des Drama, so einfach es immer sein mag, erfordert, daß alles darin Bewegung und Handlung sei. Die Bemühungen der Wollust den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Wirkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen zu unterliegen, er muß schwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verlieren, die er uns in seinen Monologen eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher als in dem Augenblick, da ihr junger Freund in Gefahr ist, dazwischen kommen lassen. Dieser erblickt in ihr keine unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht" u. s. w. Für die Geschichte der deutschen Pädagogik ist dieser Herkules, der schwach werden muß ohne Verlust der Hochachtung, von großem Interesse.

Ein anderer schon oben S. 111—113 berührter Umstand aus Wielands schriftstellerischer Thätigkeit ist dieser. Im Jahre 1799 schrieb er seine „Gespräche unter vier Augen." In dem zweiten, im Märzstücke des Merkur 1799 abgedruckten Gespräche „Ueber den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königthum" zwischen Willibald und Heribert meint der erstere am Schlusse, weil man denn keinen König mehr wolle, müsse man einen Diktator erwählen. „Es muß", führt er dann weiter aus, „ein liebenswürdiger junger Mann sein, von großem hohen Geist, von den größten Talenten, im Krieg und Frieden von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein anderer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhunderte kaum Einen giebt, und dessen Genius alle andern in Respekt zu halten und zu überwältigen wußte. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Er darf aber aus vielerlei Rücksichten kein eigentlicher Franzose, wenigstens aus keiner alten und bekannten Familie sein, und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Das außerordentlichste bei der Sache ist, daß Ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht, denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden." Heribert: „Bonaparte also!" Willibald: „Wer anders?"

Löbell bemerkt hierzu ganz vorzüglich: „Dieser Rathschlag, der sich als ein Blick in die Zukunft erwies, ist gewiß sehr merkwürdig. Nur über die Eigenschaften des Herzens und der Gesinnung, nicht über die des Geistes hat sich Wieland getäuscht. Hätte er über jene so klar gesehen wie über diese, so würde er auch gewußt haben, daß Bonaparte die Wahl nicht abwarten, sondern sich selbst an die Stelle setzen würde, für die er ihn der Nation empfahl." Löbell zeigt uns

weiter, welcher Verdruß damals Wieland aus dieser Stelle in den „Gesprächen unter vier Augen“ erwuchs. Alsdann brach er ab, theils wohl deshalb, weil er nicht Wielands Biographie schrieb, theils auch gewiß deshalb, weil die späteren für den Autor Wieland so günstigen Folgen dieser Aeußerung schon hinlänglich hervortraten in seiner Lebensbeschreibung von Gruber. Bei dem großen Interesse des Gegenstandes glauben wir jedoch manchem unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir diese Episode aus Wielands Leben an Grubers Hand weiter verfolgen. Sie ist scheinbar wohl die hervortretendste Partie in Wielands Leben, da er ja über den Napoleon, der „die Wahl nicht abwarten konnte“, ja, der als Eroberer auf deutschem Boden stand, sein günstiges Urtheil nicht zurücknahm.

Am Morgen nach der Schlacht bei Jena sandte Murat unaufgefordert Wieland eine Sauvegarde zu. Bald darauf trat der Marschall Ney bei ihm ein und kündigte ihm in Murats Namen an, daß er unter kaiserlichem Schutze stehe. Dem Kaiser selbst war er aber damals vielleicht noch nicht bekannt. Erst auf dem Fürstenkongresse zu Erfurt fügte es sich am 6. Okt. 1808, daß sein hoher Gönner, der Fürst Primas im Laufe des Gesprächs der wielandschen Prophezeiung über Napoleon und der Aeußerungen desselben über ihn gedachte. Napoleon wurde dadurch begierig, Wieland zu sehen. Wieland erschien jedoch am Tage nicht bei Hofe. Wohl aber war er abends, da der Tod Caesars von Voltaire gegeben wurde, im Theater. Er hatte seinen Platz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin sonst der Herzog zu sitzen pflegte. Napoleon konnte die Augen nicht in die Höhe richten ohne ihn sogleich zu erblicken und da ein mit schwarzem Sammetkäppchen bedeckter, nicht alltäglicher Greisenkopf ihm auffiel, so erkundigte er sich nach dieser Erscheinung und erfuhr, daß er Wieland vor sich sehe. Auf dem Balle fragte er wieder nach ihm. Die Herzogin befahl, ihm sofort einen Hofwagen zu senden. So erschien denn Wieland, dessen Zusammentreffen mit Napoleon auch Thiers in seiner glänzenden Schilderung des Fürstentages zu Erfurt erwähnt, gegen halb elf Uhr abends in seinem gewöhnlichen zwar einfachen, aber immer sehr anständigen Anzuge. Bald kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf Wieland zu und verwandelte sich, wie dieser bemerken zu können glaubte, alsbald in die Form, in welcher er für immer einen guten Eindruck auf ihn zu machen sicher war. Die Unterhaltung dauerte eine und eine halbe Stunde. Durch das Theater wandte sich das Gespräch auf Julius Caesar, dessen Charakter in neuerer Zeit Mommsen so sehr hervorhob. Napoleon erklärte ihn für „einen der größten Köpfe der Weltgeschichte“. Er sagte, Caesar habe nur einen einzigen, aber einen ganz unverzeihlichen (!) Fehler begangen. „Caesar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen sollen.“ Wieland dachte dabei: „Du wirst dir diesen Fehler nicht zu schulden kommen lassen!“ Wie er von der Modalität der Erhebung Napoleons keine Ahnung gehabt hatte, so scheint er, dem die Erziehung eines deutschen Prinzen die Gesellschaft von Kaisern aufgeschlossen hatte, weder geahnt zu haben, daß Napoleon nicht in Paris gestürzt zu werden brauche, sondern auch in Deutschland unterliegen könne, noch daß der Kaiser Alexander, welcher nachmals mit Napoleon zusammen an Wieland seinen Orden schickte, sich als Brutus nicht so leicht auf die Seite schaffen ließ. Im weiteren Verlaufe des Gespräches legte Wieland Napoleon die Frage vor, warum der Kultus, „den er in Frankreich reformirt habe, nicht

philosophischer und dem Geiste unserer Zeit angemessen sei". Napoleon ertheilte die Antwort: „Ja, mein lieber Wieland, für einen Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein". Eine zweite Unterredung Wielands mit Napoleon war unbedeutend.

Löbell läßt Wieland mehr von den Engländern, als den Franzosen lernen.

Wie Wieland, sagt Löbell, in der Auffassung der Dinge und der Menschen dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen weit näher stehe als Klopstock, so sei er auch in der Wahl der Gattungen ungleich zeitgemäßer. Während Klopstock sich abmühe, den Geist des unwiederbringlich verschwundenen Epos wieder heraufzubeschwören, und durch das Schauspiel, für welches ihm Einsicht und Begabung versagt seien, zu wirken, erkenne Wieland nach einigen gänzlich verfehlten Versuchen, daß beides außer seiner Sphäre liege und noch weit mehr die Lyrik, sowie daß sein Talent ihn auf die nichtfeierliche erzählende Poësie mannigfacher Art hinweise. Hierzu möchte ich bemerken, daß Wieland diese Versuche ja gar nicht wieder zu machen brauchte, da sie zum Theil schon von Klopstock gemacht waren und Wielands ganze erste bodmerische Periode nur als werthlose Nachahmung erscheinen lassen. Richtig entwickelt Löbell aber weiter, wie alles, was Wieland seit seiner gewandelten Richtung hervorbringt, lauter Gattungen angehöre, die innerhalb der Begabung und des Verständnisses eines modernen und reflektirenden Jahrhunderts stehen und den Anforderungen desselben entgegenkommen. So arbeite er in der Form des romantischen Rittergedichtes, des komischen Epos, des Märchens, der kleinen poëtischen Erzählung oder des Romanes. Es muß aber, wenn davon die Rede ist, daß Klopstock dem gewöhnlichen Bewußtsein der heutigen Lesewelt ungleich ferner steht als Wieland, sogar das nicht übersehen werden, daß Wieland neun Jahre später geboren wurde und zehn Jahre später starb als Klopstock.

Unbeschadet dessen, was S. 73—76 schon über den Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland ausgeführt ist, sei hier doch hervorgehoben, daß sich Wieland selbst eines solchen allerdings bewußt war. Er gedachte sogar gegen Gruber, welcher auch über Klopstock geschrieben hat, des auffallenden Gegensatzes zwischen seiner und Klopstocks Persönlichkeit. Im Sommer 1808 wählte Wieland sich zum Sommeraufenthalte Schloß Belvedere, wo der mit allen Arten schöner Bäume und Buschwerk bewachsene Schloßberg auf der südöstlichen Seite ihn so freundlich in seine mäandrisch auf- und absteigenden, mit anmuthigen Ruheplätzen, Lauben, Blumenstücken, Bassins und springenden Gewässern verschönerten Gänge zu Lustwandlungen einlud. Diesem Berg gegenüber, durch ein schmales Thal von ihm getrennt, erhebt sich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachsener Berg. Hier war Wielands Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwischen 5 und 7 Uhr entweder die balsamische Luft unter diesen Bäumen einathmend hin- und her ging, oder auf einer Bank, die er sich dahin hatte tragen lassen, Cicero, Horaz, Lucian oder Shaftesbury studirte. Gruber durfte ihn auch hier einst besuchen und glaubte etwas so ehrwürdiges in seinem ganzen Wesen zu finden, daß er ihn nicht ohne sichtliche Rührung begrüßen konnte. Die hohe schön gewölbte Stirn, das ganze Profil des Kopfes erinnerten ihn an einen griechischen Weisen.

Dieſen Eindruck vollendete die Heiterkeit ſeines ſtillen ruhigen Auges und der milde Ernſt in den Zügen des Mannes, von welchem Goethe ſingt:

Lebensweisheit in den Schranken
Der uns angewieſnen Sphäre
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wielands Gang war damals in Belvedere noch feſt und des ſpaniſchen Rohres, das er trug, bedurfte er nicht zur Unterſtützung. Gruber äußerte ſeine Freude, ihn in ſolchem Alter nicht nur wohl, ſondern ſelbſt noch rüſtig zu finden. Wieland antwortete unter anderm, niemals habe er es doch zu Klopſtocks Rüſtigkeit gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schlittſchuhläufer geweſen ſei. Er würde es im reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben. Auf dem Eiſe könne er nicht einmal gehen und körperliche Anſtrengungen habe er ſich nie zumuthen dürfen. Einſt habe man ihm bei mangelnder Bewegung das ſägen empfohlen. Allein nur einmal habe er es verſucht und dann eine Zeit lang nicht einmal hören können, daß man ſäge, ohne zu ſchaudern. Bedenke er noch die hohe Reizbarkeit, die einmal im guten und im böſen des Dichters Erbtheil ſei, ſo verwundere er ſich ſelbſt, daß er zu ſolchem Alter gelangt ſei. Unſtreitig danke er einen großen Theil dieſes glücklichen Zuſtandes der ſorgfältigen Pflege erſt ſeiner Gattin, dann ſeiner Tochter, einen Theil davon aber auch ohne Zweifel ſeiner nicht ganz unweiſen Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, ſprach er, muß ich es betrachten, daß ich wohl noch zwei Hofſchmäuſe hintereinander aushalten könnte. — — —

Der Fortſchritt von Gruber und Döring zu Löbell war ein bedeutender. Gleichwohl wußte er (um für den Stand ſeiner ganzen literar-hiſtoriſchen Nachforſchungen über Klopſtock, Wieland und die preußiſchen Dichter ein Beiſpiel anzuführen) noch nicht einmal, daß Friedrich der Große Ramler ebenſowohl perſönlich wie als Dichter kannte. Danach mögen nicht unbillige Beurtheiler entſcheiden, ob es wahr iſt, daß wir durch die Benutzung der Handſchriften nicht über Löbells literar-hiſtoriſchen Standpunkt hinausgeführt ſind oder ob dieſe Behauptung von ſolchen ausgeht, die in den Kompendien der Literaturgeſchichte alles beim alten laſſen möchten und keine lebendige Anſchauung haben von dem Aufbau ganz neuer Meinungen aus ſcheinbar geringfügigen Nachforſchungen.

Zu Heinſe. (bis 314)

A. Die Büchſe, das Bundesbuch des halberſtädtiſchen Dichterkreiſes.

(W. Heinſe, J. G. Jacobi u. ſ. w.)

Manche unſerer Leſer werden wol ſchon einmal von der ſogenannten „Büchſe“ gehört haben. Jeder der halberſtädter Dichter ſoll in dieſelbe zu beſtimmten Zeiten

ein Gedicht gesteckt haben. Nach Eröffnung der Büchse sollte es bei Gleim vorgelesen sein. Ja, das erste mal mag Gleim vorgegeben haben, die Büchse mit Gedichten sei ihm von auswärts zugesandt, Lessing solle sie herausgeben. Aus der ganzen Nachricht von der Büchse hatte niemand viel arges. Einer der Büchsenmänner, Johann Georg Jacobi, hatte jedoch ein paar der von ihm in die Büchse geworfenen Gedichte selbst drucken lassen. Gerade ihm aber widmete Herr Professor Ernst Martin 1874 eine vortreffliche Studie unter dem bescheidenen Titel: „Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi." Es war nicht zu verwundern, daß er dabei begierig wurde, über die Büchse etwas näheres zu erfahren. Dieses Verlangen war ich zwar vor Ostern 1874, als er mich deshalb in Berlin besuchte, noch keineswegs zu befriedigen im Stande. Aber nur wenige Tage darauf hielt ich in Halberstadt die Büchse selbst in Händen. Allerdings war es nun keine Armenbüchse mehr, wie sie der wohlthätige Gleim in einer Anwandlung toller Laune wol durch einen armen hatte von Haus zu Haus tragen lassen. Für jedes Gedicht, da ja ein Pfennig hineingewickelt war, wird der Bote aus dem Spital den Heinses u. s. w. „Gott's Lohn" gewünscht haben. Nicht diese Büchse selbst, sondern einen stattlichen Band von geschriebenen Gedichten, welche zusammengebunden waren und zu verschiedenen Zeiten den Inhalt der Büchse gebildet haben, legte der gefällige Bibliothekar der gleimschen Familienstiftung, Hr. Jänicke, auf befragen in meine Hände. Diese scharf gewürzten ungedruckten Gedichte, die als Almosen eingesammelt wurden, sind recht charakteristische Reliquien eines Jahrhunderts, in dem die armen Soldaten nach jeder Schlacht Friedrichs des Großen sangen „Nun danket alle Gott" und in dem die Bildung überall ebenso frivol war als die Sitten des Volkes fromm und ehrbar.

Das nachfolgende ist ein Auszug aus dem, was nach Vertheilung der Pfennige an die armen an Emballage zurückblieb. Zum Verständnisse dieses Auszuges und der ganzen Gesellschaft, die sich um die Büchse versammelte, bedarf es jedoch einer Einleitung, in der wir auch aus dem Briefwechsel zwischen Wieland, Heinse und Gleim einiges theils gar nicht, theils verstümmelt gedruckte aus den Handschriften mittheilen müssen.

Wieland schrieb aus Weimar den 6. Dec. 1773 an Gleim: „Was sagen Sie zu dem abscheulichen Frevel, den Heinse durch seinen Enkolp wider unsre Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das vom Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und polirt, so hätte er ein gutes Werk gethan! Aber nun — und seine unausstehlichen Noten! — seine öffentlich profitirte Asotie! — Der Elende! Wo ist er? Ist er würklich nach Italien gegangen, den vatikanischen Apollo mit profanen Augen zu verunreinigen?" Heinse befand sich noch unter dem Namen Rost in Halberstadt.

Hierauf sandte Wieland noch folgenden Brief an Gleim:

„W. (Weimar) den 22. Dec. 1773.

„Verzeyhen Sie mir, Mein Bester Gleim, daß ich mir Ihre Vermittlung ausbitte, um dem Hrn. Heinse die beyliegenden Stanzen wieder zurückzugeben.

„Es ist viel schöne Poësie in diesen Stanzen. Der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äußerst erhizten Sinnlichkeit; daher sind

seine Gemählde kräftig und warm bis zum Brennen — aber auch bloß als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweiffend. Er mag sich wohl einbilden ein erstaunliches Genie zu sein; aber

Quid dulci vovent alumno nutricula majus
Quam sapere? [vergl. Horat. Epist. I 4, 8.]
[Was beut besseres als Weisheit die Amme dem Liebling?]

Der Mann hat den Sokrates immer im Mund, und denckt und schreibt wie nur ein Mensch schreiben kan, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. Seine Seele ist mit einem unglücklichen Priapismus behaftet, der, wie es scheint, bereits zum unheilbaren Uebel worden ist. Denn was für Hoffnung soll ich mir von einem Menschen machen, der mit Schwärmerey, von Sokratischer Philosophie und von Grazien spricht, und fähig war, den Petron so zu übersetzen, und eine solche Vorrede und solche Noten dazu zu machen, wie er gethan hat? und der nun, da er Reue und Leid über diese Unthat vorgiebt, gleichwohl fähig ist, ein Gedicht in 20 Büchern schreiben zu wollen, das sich gleich mit einer jouissance [mit einer Sinnenfreude] anfängt, und mit einer jouissance, die so unzüchtig beschrieben ist, daß der Poët nur von Hurenwirthen und Bordellnymphen mit Beyfall gelesen zu werden hoffen kan?

„Lesen Sie, bester Gleim, die 15. 20. 21. dieser Stanzen, und sagen Sie, ob ich zu hart urtheile.

„Wenn Heinse, um solche Unflatereyen zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben; und so ist es auch.

„Vom Helvetius, nicht von Sokrates, hat der Unglückliche, dessen ganze Seele ein Priap ist, gelernt, daß das Moralische Schöne nur eine Schimäre sey. Ich kan Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr, der sich bekehrt zu haben rühmt, da er anstat Ganymede anzufallen, nur die Grazien nothzüchtiget, von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuschheit eine Grazie ist.

„Aus seinem Briefe, den ich beylege, werden Sie sehen, daß er mich zum Narren hat, und sich einbildet, ich werde mich dadurch bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt, von meinem transcendentalen Genie schwazt, und dergl. Ich kenne ihn besser; aber ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigrammen schaden können.

„Er verlangt, ich soll mich seiner annehmen, soll ihn zum Hofmeister irgendwo empfehlen! Ich bitte Sie, um des Himmels willen, mit welcher Stirne könnte ich den Verfasser des Enkolp zu einem Mentor empfehlen? Ein feiner Hofmeister!

„Indessen jammere ich selbst über ihn, und gestehe gern, daß es Schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch, ohne den verdammten Tentigo*), der seine Seele unaufhörlich schwellt, werden können! Glauben Sie indessen, mein Theuerster, daß noch eine Möglichkeit sey ihn zu retten, so melden

*) Tentigo (komin.) Geilheit.

Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem was er mir sagen kan, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht von Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen, und daß man die Grazien nicht stupriren muß, um ihnen ein Opfer zu bringen. Aber wozu sag' ich Ihnen dies? Ich bin überzeugt, daß Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der andern schon zu sehr verdorben ist, um sich jemals zu bessern. Er ist der Mentula*), von dem Martial weissagte:

Mentula pimplaeum conatur scandere montem,
Musae furcillis praecipitem ejiciunt.
[Auf klimmt Mentula zum pimpläischen Berge der Musen,
Mit Mistgabeln zurück treiben die Musen ihn jäh.]

„In eine Kritik über seine Stanzen werde ich mich überdies um so weniger einlassen, da ich gewiß bin, daß er in seinem Herzen uns alle als kleine Geister ansieht und sich erstaunlich viel auf sein Feuer und sein musikalisches Ohr zu gut thut, wiewohl ich ihm sehr gute Gründe geben könnte, daß man auch zu viel Feuer haben kan, und daß seine Stanzen, mit dem ewigen Abschnitt nach der vierten Sylbe, für jedes andre Ohr als seines, in die Länge, eine höchst ermüdende Monotoni haben müssen. Doch genug und schon zu viel von diesem Mutoniato [d. i. Priapo]. Ueberlassen wir ihn seinem Gott Priap und seinem Schicksal. Ein Autor, der wie ein Bavian, seine einzige Freude daran findt, obscöne Posturen und Grimassen gegen seine Leser zu machen, ist kein Mensch, mit dem ehrliche Leute sich in Societät einlassen können. Ich überlasse es Ihnen, Mein geliebtester Gleim, ob Sie ihn diesen Brief lesen lassen wollen. Ich finde kein Bedenken dabei. Ihr kleines Gedicht, Petrarch und Laura, Mein Gleim, ist ein göttliches kleines Gedicht. Sie erlauben doch, daß ich es im 1. Stück des Merkur 1774 neben unseres Jacobi neuen Pygmalion stelle? Ich umarme Sie und bin, bis ich nicht mehr athme, Ihr ganz eigner

Wieland."

Hierauf antwortete Gleim in folgendem bisher ungedruckten Briefe:

„Halberstadt den 2. Januar 1774.

Götter welch ein rascher wunderbarer eigensinniger Mann ist euer Dichter mein noch immer mir so lieber bester Wieland! Da wolt' er einst den so herzlich guten armen Michaëlis im Eyfer über ein unschuldiges Spiel seiner noch jungen aber freigesinnten Muse mit Herkules Keule zu Boden niederschlagen, und erhebt sie noch eins über das Kind der Natur, den armen Heinse, der ein wenig zwar gesündigt, aber wegen seiner Jugend und seines Feuergenius die Vergebung des weisen Danischmende**) so sehr, als irgend ein Mensch aus sündlichem Saamen gezeugt, die Vergebung seines Oberpriesters zu Berlin oder zu Rom recht eigentlich verdient hat. Denn, bester Wieland, mit seiner Reue wegen des Enkolp ist es ihm warlich rechter Ernst, und es schaden die Ihnen zugesandten, allzufreyen

*) Mentula — phallus.

**) In Wielands „goldenem Spiegel". Vergl. oben S. 91. 92.

Stanzen seines noch nicht gebändigten, kaum gebohrnen Geistes diesem Ernst in Wahrheit nichts. Genug, er hat's erkant, daß im Enkolp sein Geist und sein Hertz in Studenten-Muthwillen sich ausgelassen hat, er war in der Gesellschaft der griechischen Gracien noch wenig gewesen, ohne die mindeste Welt-Erfahrung, roh, wie ein aus den Gruben des Königs von Golkonde von einem armen Bergmann erst hervorgegrabener Diamant, und befand, gleichsam von Gott und Menschen verlassen, sich in den kläglichsten Glücksumständen.

„Warlich, mein bester Wieland, man darf, ein wenig nur, darüber nachdencken, so wird man an seinem Enkolp nach unpartheyischer Berechnung unendlich mehr zu loben als zu tadeln finden. Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, und schlüssig den Petron zu übersetzen, an den (sich) zu wagen mancher zwischen Virgilius und Cicero grau gewordene Professor poeseos et eloquentiae nicht den Muth gehabt hätte, das der Jüngling bei so vielen schön gegebenen Stellen dem Kenner gezeigt hat. Meinen Sie nicht, mein lieber Freund, daß so einem Genie seinen Studenten-Muthwillen zurückhalten ein einziger Kenner Winck genug gewesen wäre?*) Daß es nur an einem solchen Winck ihm zur Zeit der Herausgabe gefehlt hat, war es was anders, als Unglück? Und wir, mein bester Wieland, wir die grausamen Verfolger eines Unglücklichen? Ist's nicht etwa der Altväter erste Pflicht einen Verirrten . . Sohn der Musen zum Tempel der Weisheit und Tugend zurückzuführen! Wieland! Sie, mein Wieland konten auf meinen Michaëlis, und nun auf meinen Heinsen, den Sie zuerst mir empfohlen haben, in ihrem heiligen Eifer die Herkules-Keule niederschlagen, als wenn die armen Kinder Adams, Nattern wären, von denen man ihrer Natur nach Besserung nicht hoffen darf? Armer Wieland, ich bedaure Sie; Sie bereuten die dem armen Michaëlis, dessen Seele so rein wie ein erst geschliffener Spiegel war, angethane schwere Beleidigung sehr bald. Mit der ersten ankommenden Post empfing ich Ihren Widerruf, und in meinem Hertzen bekamen Sie bloß deswegen weit über den Spaldingen einen hohen Platz!

„Auch itzt, dacht ich, würde bald die Reue folgen, dieserwegen wolt' ich warten, und mir und Ihnen diesen Brief ersparen! Leider aber scheint es, mein lieber Wieland, daß Sie, vielleicht mit einigen Gründen [boshafter] gegen den armen Heinse sind als Sie gegen den seel. Michaëlis waren, denn Sie hatten nach zweyen vorbeygelassenen Posttagen eines bessern sich noch nicht besonnen. Also, was war zu thun? Ihren Brief, den Donnerer, ihn lesen zu lassen, wäre sein Tod gewesen, oder der Ihrige, denn er ist noch jung und eben so heftig wie Sie, das beste schien zu seyn, einen Auszug aus Ihrem Briefe zu machen und die Ausdrücke zu mildern! Ich hab' es gethan so gut ich konte. Kaum aber hatt' er ihn gelesen und ich sah doch gegen meinen Wieland ihn rasen, er brachte mir ein Schreiben, es war voll Flammen des dem Anschein nach gerechtfertigten Zorns, er führte Sie nach Erfurth, und stellte wegen dasiger Vorfälle Sie zur Rede. Halb nur hatt' ich's gelesen, und gabs zurück, und bat die reine Wahrheit zwar zu schreiben, aber in gelindern Ausdrücken! Gott, daß deine besten Menschen in deine Tiefen niederfallen, oder sincken!

*) Der Abdruck dieser Stelle ist ganz getreu. Der Sinn wird deutlich, wenn man für „Ein Jüngling" liest „Einem Jüngling", für „das der Jüngling" etwa „den der Jüngling" und wenn man hinter „gezeigt hat" statt des Punktes ein Kolon setzt.

„Einem Wieland sollt' es billig nicht einfallen, daß ein von seinem Jugendfeuer zu dem wollüstigen Gemählde des großen Jupiters und der schönen Leda hingerißner junger Künstler schlechterdings ein großer praktischer Jupiter unter den Menschen seinen Brüdern oder Schwestern seyn müsse. Sollt' ihm, wegen seines Jupiter und Ganymedes nicht irgend ein unberufener Richter des Schönen den Vorwurf gemacht haben, gegen den ich meinen Wieland zu Braunschweig*) einst vertheydigte, diesen, daß aus seinem Munde die deutsche Jugend zuerst von griechischer Liebe gehört und bald darauf sich Ganymede gehalten hätte?

„Kennen Sie, mein lieber Wieland, unter ihren tausend griechischen Damen eine Sevigné? nahm sie aber nicht die Sitten ihres la Fontaine gegen seine Splitterrichter in Schutz? Von einem Wieland können wir mit Recht die gleiche Billigkeit und Einsicht erwarten. Und wenn er das Gemählde den Augen unsrer keuschen Herrn und Damen zu frey gefunden hätte, was denn wäre seine Pflicht gewesen? Ich dächte, bester Wieland, Sie hätten's in Ihrer Jugend auch wohl erfahren, daß bittere Critick erbittert, abschreckt, niederschlägt, ehrlicher gutgemeinter Tadel aber Eingang findet und ermuntert.

„Doch was schwatz ich? Es ist ja weiter nichts nöthig als Ihnen zu sagen, daß dieser Heinse, den Sie für einen Veneris passerculum [kleinen verliebten Sperling] halten, wie eine Vestale, Zeit seines Hierseyns sich betragen und eingezogen still arbeitsam unter seinen Musen wie des guten Bruder Jacobi Antoinette unter ihren Heiligen immer gelebt hat, daß ich auf seinen Wandel genaues Auge gehabt, und mit einer unsrer ersten Damen**) der Meinung gewesen, er könne den strengsten Enkratiten***) oder Pietisten Exempel seyn: kurz, mein bester Wieland, Sie haben ihn tief verwundet, den armen Heinse! sein Genius ist zurückgeschreckt, Sie müssen ihn heilen — Ich eile so kranck ich heut' an einem schlimmen Halse bin, dieses Ihnen zu sagen, damit Sie seinen Klagen über Ihr warlich allzu hartes Verfahren, die Sie zuverlässig nicht ohne Wallung Ihres Geblüths anhören dürften, noch zuvorkommen können.

Ihr

Gleim."

Heinse's Brief an Wieland von demselben Tage (2. Jan.) und Wielands Antwort vom 9. Januar 1774 auf das obige Schreiben Gleims sind bereits in genügender Weise gedruckt. Sie brauchen daher hier nicht wiederholt zu werden. Als indessen Wieland nicht sofort nach Empfang des gleimschen Briefes vom 2. Januar Heinse eine Ehrenerklärung gab, setzte Gleim unter den halberstädter Dichtern folgendes Cirkular in Umlauf:

„Wäre es unsern lieben halberstädtschen Musenfreunden wohl nicht etwa gefällig, sich eine kleine Winterlustbarkeit zu machen? Jeder, dächt' ich, würde wohl so gütig seyn und auf diesem Bogen seinen Vorschlag zu vernehmen geben. Der Meinige wäre, wir machten über Critiker und Journalisten uns lustig. Jeder lieferte jeglichen Morgen in eine dafür gefertigte verschlossene Büchse seinen Beytrag zu dieser Lustmachung, 'eine Kleinigkeit oder eine Großheit wie's gefällig wäre,

*) Vergl. oben S. 23.

**) Frau von Massow? Vergl. S. 140—142 und unten.

***) Enthaltsamen.

ein Sinngedicht von zwei Zeilen, oder ein Heldengedicht wie Warneckens Hans Sachs, nur daß jeder Beytrag von unbekannter Hand geschrieben wäre, daß wir den Verfasser errathen müßten. Alle Sonnabend nach dem Concert würde die Büchse eröffnet. Gleminde hätte den Schlüssel. Was meinen Sie, meine Herrn? Fände dieser Vorschlag Beyfall, so dächt' ich, wir machten heute den Anfang: Nachmittag um vier Uhr sollte dann der Büchsenträger sich einfinden. Alles bliebe unter uns geheim.

Halberstadt, den 8ten Januar 1774.

Gleim."

„Freund Jacobi sendet dieses Circular an Freund [Clamer] Schmidt, Schmidt an Rost [Heinse], Rost an Lehnssecretair Gleim. Dieser an mich versiegelt zurück. NB. Damit der Büchsenträger glaubte, daß er eine Allmosen-Büchse herum trüge, muß jeder einen rothen Pfennig oder auch in Ernst für die Armen einen gelben Fuchs mit hineinwerfen. In Erwartung besserer Vorschläge stellt diesen Nachmittag der Büchsen-Mann sich ein."

Dies Eirkular wurde von Johann Georg Jacobi, Clamer Schmidt, Rost (Heinse) und Lehnssekretair W. Gleim mit beifälligen Bemerkungen unterschrieben. — Wir lassen nun die Auszüge aus der Büchse folgen:

Auf einen jungen Critikaler.

Noch ohne Bart, hat Messert der Critiken
Ein halbes Tausend hingehunzt;
O Publikum, nimm's ihm nicht übel!
Muß jedes Ferkel quiken, eh' es grunzt! —

Zur bösen Stunde habt ihr Krähen und ihr Eulen
Euch in der Musen Hain gewagt!
Apollo ladet ein zur Jagd,
Die Köcher werden schon gefüllt mit scharfen Pfeilen.

Wie so listig der Gott der Liebe doch den Alten Nickel*), den Kettenhund, zum Schweigen
Brachte! Lekkere Bissen von der Götter Tafel steckt er dem Knurrer in den Rachen,
Lockt ihn hinter sich drein, entfernt ihn von den Feisten Rindern Germaniens, und bringt ihn —
Der Gauner — sogar bis in den Himmel;
Aber übel empfingen ihn die Thiere
Des Olympus, der Kater, Junos Liebling,
Und der Esel Silens, und der Minerva Eule machte Parthei und fielen an den Knurrer, und es entstand ein solcher Lermen,
Daß die Musen erschrocken inne hielten —
Bis denn Momus mit einem Besenstiele,
Den er unter dem Tische fand, den Nickel
Von Olympus zu seiner Stätte fegte.

Das Orakel.

Hören dieses Critikakel,
Diese Welt voll Dunse sehn,
Und nicht seine Peitsche drehn,
Hieße die Vernunft verschmähn
Und der Dummheit näher gehn.
Darum will ich ein Orakel
Allen Critikaklern sein,
Gift und Galle prophezeihn:

*) Nicolai war wegen seines Sebaldus Nothanker in Wielands deutschem Merkur gelobt worden. Freilich erkannte Lessing das Buch an.

Amor geht zu Kriegen aus,
Seinen Pfeil will er vergiften
Und Aglaja ihren Strauß,
Laura ihren Blick durchaus.
Wunder werden alle ſtiften,
Dunſe fühlet Todesgraus,
Denn das Gift in Amors Schriften
Zieht euch keine Zeit heraus!

Die Gartenſpinne.

Eine Fabel.

Wie klüglich bauten hier
Die Menſchen dieſe Laube mir!
Wie luſtig es in dieſen Büſchen
Sich ſpinnen läßt!
Wie mit Behutſamkeit dazwiſchen
Der Wind in meine Fäden bläſt!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter ſchön umwebte,
Damit ich im Verborgnen hing
Und im Verborgnen Mükken fing,
Deswegen bauten mir
Die Menſchen dieſe Laube hier!

So vornehm hat für ſich im Stillen
Schon mancher Critiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um ſeinetwillen
Wir Dichter alleſammt gemacht,
Und unſre Werke nur geſchaffen,
Damit er weidlich ſie begaffen,
Ein Fehlerchen erhaſchen könnte,
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob vergönnte.

12. Januar 1774.

Hinweg, Hinweg mit dieſen Ruthen!
Die feigen Marſyaſſe bluten.
Ihr Knaben, eilt hinaus,
Und reißet neue Diſteln aus.
Sobald an dieſen Ruthen,
Die ſonſt Apollo ſelbſt im frommen Eifer hebt,
Der erſte Tropfen nur des ſchwarzen Blutes klebt,
Sobald entehren ſie die Hand,
Die goldnes Saitenſpiel für Grazien beſpannt.

Den 15. Januar 1774.

Die Dummheit, ſprach Apoll, will ihren Hof formiren;
Herr Wieland, wenn er nicht den Ruf der Muſen hört
Und nicht bei Zeiten wiederkehrt,
Mag ihn als Hofmarſchall in rothen Hoſen zieren;
Herr Nicolai, der den Hain
Von Haſenpappeln pflanzt, kann ihr Pandora-Schläger,
Herr Weiß, der Schleicher, der von Wein
Und Liebe ſchnarcht, kann Mützenträger,
Herr Mauvillon kann Fliegenjäger,
Herr Mangelsdorf kann Beutelſchneider ſein.

Der deutſche Mercur.

Der arme keuchende Merkur:
Den Geber ſpielt er oft, doch öfter noch den Nehmer!
Herr Agathon*) der drückt ihn nur;
Sonſt flög' er weit bequemer!

Der Pudel an der Pleiße.

Der arme Pudel an der Pleiße,
Damit ihn Keiner wieder beiße,
Beißt er in ſeinem Leben nicht,
Wer, wie der Blinde, von Farben ſpricht.

*) Agathon war ein Roman Wielands. Vergl. S. 80—82.

Der heißt das Ding Beſcheidenheit.
Wie ich es heiße?
Erzdunſigkeit!

Der Tod.

Kakeln hin und kakeln her,
Fort fort geſtrenger Critiker!

Nicolai.

Herr Tod, nur eine Seite noch
Von unſers Greſſets holden, ſanften, ſüßen Tönen!

Der Tod.

Ei was, die kann ein Narr nicht höhnen;
Fort fort mit dir in's Höllenloch! —

Als der Verfaſſer zu Leipzig [sic] 1773 den Herausgeber der allgemeinen Bibliothek vor ſeinem Schreibe-Pulte ſitzen ſah.

Da ſitzt Herr Nicolai vor ſeinen neunzehn Bänden,
Und ſchreibt an ſeinem zwanzigſten,
Und ſchreibt mit ſeinen Kramerhänden
Noch ganz gewiß heraus aus ganz Germanien
Den Teufel und die Gracien!

Unter der großen Eiche
bey . . . . . in Weſtphalen.

Einmal im Jahr erlaub' ich mir
Was Böſes nur zu denken
Und heute dacht' ich: möchte hier
Böſ' Nickel ſich erhenken!

Antiquitäten nennt der Eſel ſein Geſchmiere.
Dergleichen dumme Sudelei
Ward nie gemacht, iſt unerhört und neu;
Beſoffen war der Star in Fuſel oder Biere!
Wer ſah noch je ſo ſehr geſchändete Papiere!?

Mitleiden mit dem Herrn von Thümmel.

Wie mag's den armen Mann nicht kränken, daß
Ihm ſeine Wilhelmine ſo
Geſchändet ward von Nikolas
In dulci jubilo! —

Am Ufer der Emma*).

Warum und welchem Gott zur Ehre
Wir dieſe kleinen Tempel baun?
Weil Jocus, Amor und Cythere
Geflüchtet ſind vor einem Faun! —

An Klopſtock, in Beziehung auf ſeine Zuſchrift an den Kayſer.

Wenn's wahr iſt, daß der deutſche Kayſer
Die deutſchen Muſen liebt;
Warum denn, daß er Lorbeer-Reiſer
Nicht etwa bricht und ſie den Muſen giebt?

Den göttlichen Horaz will Stephan Sturtz verſtehen,
Und wahrlich er verſteht beſonders jedes Wort;
Allein der Dichter ſchwebt in ſeinen Sonnenhöhen
Und Peter Sturtz ſieht hin, und ſein Verſtand iſt fort!

---

*) Holtemma (Holzemme) bei Halberſtadt.

Die Kunstrichter.

Wie stolz sie thun, die Herren allzumal,
Auf ihrem hohen Tribunal
Von lahmen Bretter-Bänken!
Und wie sie nicht daran gedenken,
Daß ihre Häute noch einmal —
Nicht etwa in dem schwarzen Saal,
Den Stuhl des Rhadamantus decken:
Wie könnten sie wohl einen Richter schrecken?
— Allein daß einst, im Reich der Todten,
Mit ihrer Haut die Höllenbothen
Zur eignen Lust herum spatzieren
Und selber sie darin citiren.

Basedow in diesem Stück
Bist du fürwahr noch klug gewesen;
Du machtest doch dein Werk so ungeheuer dick,
Daß nur ein Duns es wagt ein Achtel durchzulesen!

Prometheus.

Als Prometheus Menschen gebildet, und Jupiter ihm das Feuer genommen hatte, da suchte er, um seine Geschöpfe zu beleben, in allen verborgenen Winkeln die noch übrig gebliebenen Funken auf. Er nahm die Funken, blies so gut er konnte, sie an und vertheilte das Feuer soweit es reichte, unter seine unvollendeten Formen. Jede von denselben erhielt einen sehr geringen Theil.

Sie öffneten die Augen, bewegten sich, redeten, lachten, aber die Kraft des Himmels war nicht in ihnen. Auf ihrem Geiste lag die Finsterniß, und in ihrem Herzen blieb die Kälte, worin sie geboren wurden. Prometheus sah es, flog gen Himmel und raubte dem Sonnenwagen von seinem allgewaltigen Feuer. Da spotteten die Erdenklöße des Halbgottes, wollten seine Flügel verbessern und sogar ihm die Wege zum Olympus anweisen. Andere tadelten ihn, daß er die Fackel nicht an Irrlichtern, in Sümpfen, oder in der glimmenden Asche des Cyklopen-Heerdes angezündet hätte.

Prometheus kam zu den Erdenklößen zurück und sie spotteten noch immer. Dennoch verbrannte er mit seinem Feuer sie nicht; er zeichnete sie nicht einmal, sondern begehrte nur ihnen Klarheit und Wärme zu geben. Sie aber entrüsteten sich, flohen vor seiner Fackel bis an das Eis-Meer, schlugen dort Hütten auf, ergötzten sich am Nordlicht und zeugeten Söhne und Töchter.

Die saßen traurig dort und sannen,
Und hatten Nacht und Kälte lieb;
Doch ihre späten Enkel trieb
Ein mächtiger Komet von dannen.
Es flüchtete die ganze Schaar
In alle Welt und baute gar
Sich Häuser mitten unter Christen.
Im Herzen aber wichen sie
Von ihrer alten Lehre nie,
Und zeugten unsre — Journalisten!

Den 15. Januar 1774.

Verbesserer des Gesanges? sie,
Die weisen Herren Critici?
Wenn zu der Musen Harmonie
Wir fröhlich unsre Saiten rühren,
Dann thun sie nichts als Cantoriren.

An meinen Fritz*).

Wie wunderlich du liebes Männchen bist!
Ich thu's so gern und darf dir niemals kantoriren
Und dennoch — kantert dir ein alter Journalist,
So hörst du lächelnd zu und zahlst ihm die Gebühren.

Friederika Fritzin
geb. Spitzbart.

An die Büchsenfreunde.

Zeit und Glück sind böse Leute,
Fliegen, wie der Blitz!
Büchsenmänner, nehmt von Heute
Fröhlichen Besitz!
Ob wir morgen gut verkaufen:
Weiß der liebe Gott!

Heute giebt es noch zu laufen:
Heute macht den Trott!
St. Laurent und Noels**) Saucen
Sind der beste Sporn!
Teufel, Groll und Neid zerstoßen
Sich daran das Horn.

Unter den Kopf des Homer vor der allgem. d. Bibliothek.

Auf diesen Augen könnt ihr Krähen und ihr Raben
Und Wespen jederzeit vollauf zu schmausen haben;
Kommt nur getrost hieher, wenn euch der Hunger brennt;
Zum Mahle ladet euch dieser Todtenknochen,
Dem Meister Nickel selbst, daß ihr es finden könnt,
Die Augen ausgestochen.

Der Marktschreier.

Daß sie zu seiner Bude laufen
Und seine Mordgeschichten kaufen;
Daß Mann und Weib und Kinder gaffen

Und sich erstaunt am Aermel ziehn:
Das Alles thut sein Harlekin —
Und, siehst du nicht den kleinen Affen?

An Klopstock.

That nennest du, was schon beschlossen ist?
Bei Sünden muß ich es den Priestern Gottes glauben;
Allein beym Guten bin ich, wie du selber bist,
Beständig einer von den Tauben.
Es müßten dann die Dardanellen eingenommen sein —
Und ich in Griechenland an Quellen unter Myrthen,
Bekränzt mit Rosen, sanft berauscht von Cyper-Wein
Der Völker guten Hirten
Pindarische Gesänge weihn,
Wozu die Heben in Gesträuchen irrten
Und über mir verliebte Tauben girrten. (Heinse?)

---

*) Herr und Frau Doktor Fritze gehörten in dieser Zeit dem halberstädter Dichterkreise an. Frau Doktorin Fritze, in Elberfeld geboren, war besonders Heinses Freundin. Ihr Mann war Arzt. Vergl. oben S. 143. 147. 148.

**) Der Koch Friedrichs II. Sein Name ist noch in Berlin.

An die Kritiker.

Wie lange noch soll deutscher Haß
Auf Eure Gaukeleien schimpfen,
Als könntet Ihr in Euren Sümpfen
Am schattichten Parnaß
Die frohen Lieder unterbrechen,
Den grünen Lorbeerhain besprechen,
Der Quelle reinen Trank vergiften
Und tausendfaches Unheil stiften?
Was zögert Ihr, den blauen Dunst
Von Eurer lächerlichen Kunst
Zur eignen Rettung zu bekennen?
Ihr schweigt und gaukelt fort? wohlan!
Dem Frevler wird sein Recht gethan.
Wir wollen Euch die Kurzweil nicht mißgönnen.
So ließen vormals williglich
In ihrem Dorf, als Hexen, sich
Die alten Mütterchen verbrennen.

In einer Bibliothek, worin alle deutschen Kritiker befindlich waren.

Wie? Diese längst gehäuften Lasten
Von altem Unrath anzutasten,
Vergönnst du nicht, du gütiger Apoll,
Dem Manne, deiner Gottheit voll,
Der im Olympus einst an deiner Tafel rasten
Und sich mit Nektar laben soll?
O gütiger Apoll!
Warum nicht, wenn es uns gelüstet?
Was hat Alcides nicht gethan,
Der sich als Gott in Hebens Armen brüstet?
Er ging, wie wir, die Sternenbahn,
Und keiner sieht es ihm in seinem Himmel an,
Daß er, der wunderbare Mann,
Den größten Ochsenstall auf Erden ausgemistet.

A.
Die Gänse Roms, Gevatter,
Sie retteten Euch, mit Geschnatter
Die alte Burg des rüstigen Quirin:
Was aber retten mit Geschnatter
Die Gänse von Berlin?

B.
Geschmack und Weisheit will man sagen.

A.
Wir wissen's besser: ihre Magen!

Daß unser Publikum noch redliche Bezahler,
Patriotismus, Stolz und Einsicht hat,
Beweist Merkur der deutsche satt;
Denn welche Nation bezahlte für solch Blatt
Wohl sieben tausend*) Thaler?

Ein Wasserhöschen in der Ferne
Ward einst gesehn von einem Kaper, der
Romanen auszuspähn auslief in's weite Meer.
Der Steuermann, der gar zu gerne
Nach neuen Inseln sucht' und selten welche fand,
Stieg auf's Verdeck,
Und rufte keck:
Ich sehe Land!

Dumm ist Nickel, das ist gewiß; doch merkt er
Sich bisweilen was kluges. Jener Sultan,
Der so gerne die Flaschen Chier leerte,
Rief bei jeder, sobald er sie geöffnet:

*) Was würde der Neider von Wielands Merkur gesagt haben, wenn er gewußt hätte, welche Unkosten hundert Jahre später die Herstellung einer einzigen Numer von manchem englischen oder deutschen Blatte machen würde?

Lieber Muhamed, drück' die Augen zu! — Das
Hörte Nikkel und sagte zu sich: Was den
Türken Muhamed ist, das ist Homer den
Musensöhnen; und da doch leider! deine
Vierzig Bibliothekenleute große
Sünder sind, und die Weisen keine Tage-
Löhner-Dienste dir leisten werden, und du
Doch die Dummen ein wenig plündern mußt. um
Wohl zu leben, so willst du ihre Sünden
Gleich im Anfang den Weisen nur gestehen,
Daß sie dir das Profitchen gönnen mögen —
Willst du den Kopf des Homerus mit geschlossnen
Augenlidern auf alle Theile setzen,
Zum Geständniß, daß keiner von uns allen
Sich erkühne, von ihm gesehn zu werden.
Wär'in Nickeln der Hoffahrtsteufel nicht gefahren, hätt' er die Weisen nicht gelästert,
und bey seinem Profitchen sich bescheiden
aufgeführt, so würden sie noch immer
Durch die Finger ihm sehn, da doch die Zunft der
Journalisten zu jeder Zeit aus armen
Dummen Tröpfen bestanden, und die Weisen
Selbst veralberten, wenn sie sich zu ihrer
Zunft verirrten — und jetzt noch Nickel werden.
(Clamer Schmidt?)

Um noch einmal ein Kästchen voll Pistolen
Aus Böhmen und aus Oesterreich zu holen,
Wird jetzt daselbst der Gott der Schelmerei
Das Nickelchen, den albernen Gesellen
Und einen Mönch, als ob er Wiener sey,
Zu dem Messias unsers Klopstocks stellen —
Im Meßgewand stellt er das Eselein
Und Oechslein vor mit Gott dem Herren sein.

Nickels Grabschrift.

Hier lieget Nickel, den der lieblichste Gesang
Der schönsten Muse nie im Leben konnte rühren;
Gewißlich wird er auch Eloa's Harfenklang
Am jüngsten Tage nicht in seinem Grabe spüren.
Willst du, Beelzebub, ihn in die Hölle führen
So muß ein Janitschaaren-Chor
Von deinen Teufeln ihn zuvor
Mit Trommeln, Klapperblechen, Dudelsäcken
Und Katzenstimmen auferwecken!

Wir halten hier ein feierlich Gericht,
Ihr Journalisten, über eure Sünden
Und davon appelliren könnt ihr nicht!
Die Musen haben uns Gleminden
Und Friederiken*) hergesandt,
Zwo sanfte Priesterinnen
Der Charitinnen,
Und sie zu Oberrichterinnen
An ihren Platz ernannt.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Körper und mit Geister-Schaar
Und Tausende der Welten ihren Tanz
Schon tanzten, tausend Sonnen schon
Zehntausend Erden, nur noch keinen Kaiserthron

*) Die Fritze. Vergl. S. 272.

Beleuchteten mit ihrem Glanz;
Schon Meere brauſten, Stürme tobten
Und er mit Vaterblick auf Alles niederſah,
Und Alles, Alles wäre gut
zu allen ſeinen Geiſtern ſagte, da
Da ſetzte ſeinen neuen Huth
Ein kleines Engelchen zurecht auf ſeinem Ohr
Und ſchoß aus ſeinem Engelchor
Als wie ein Blitz auf leeren Platz hervor;
Stand auf dem Platze, ſah zu Gott dem Schöpfer auf
Und ſagte: „Mit Erlaubniß! wäre wohl
Dem Pferde, welches ſeinen Lauf
Im Dienſt der Menſchen raſch und flüchtig enden ſoll,
Der Fuß ſo recht?“ Und „wäre wohl
Zu ſeinem Sprung und ſeinem Gange
Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?“
Was drauf erfolgte, wiſſen wir!
Den Affenſchwanz, den Pferdefuß
Empfing zu ſeiner ſchönen Zier
Das Engelchen, der erſte Kritikus.
(Von Gleims Hand.)

An Wielands Kopf.

Ha! welch' ein Kopf! aus ihm geboren
Iſt Idris, iſt Muſarion,
Iſt Amadis, iſt Agathon.
O hätteſt hätteſt du, du Kopf doch nie geſchworen
Dem Hof und dem Merkur;
Denn, iſt's nicht wahr? ſeit deinem Schwur
Haſt du die Zeugungs-Kraft verloren!
(Heinſe?)

An Herrn Lehnsſekretarius Gleim.

Er brachte Löwen, Bären, Lüchſe,
Mauleſel, Stiere, Dachſe, Füchſe;
Gut! bring' er immer jedes Thier,
Herr Vetter; aber bring' er mir
Nicht jeden Dummkopf in die Büchſe.
(Ohne Zweifel von Gleim.)

Die Aliance der Kunſtrichter.

Der eine ſchwach, der Muſen Gott,
Iſt leider Trommelſchläger,
Der andre, leider! Donquixot,
Der dritte Mantelträger!

Eine Frage.

Ob's wahr iſt, daß bey nahem Falle
Der Wiſſenſchaften, teutſche Weiſen blind,
Und faſt die teutſchen Fürſten alle
Verächter teutſcher Muſen ſind?

Der Tadler Lilliput, ſein fuchsgefärbtes Haar,
In zwanzig Schwänzen aufgebunden,
Wagt ſich in meine Jagd und tadelt nun ſogar
Mein ſchönes Jägerhorn, mit Eichenlaub umwunden
Und ſchauet nicht die ſchreckliche Gefahr!
Faſt billig hetz' ich ihn mit meinen Eber-Hunden
Im freien Angeſicht der ganzen Muſenſchaar;
Denn Gott Apollo hat den Marſyas geſchunden,
Weil er der Criticus von ſeiner Leyer war.

Das arme Minchen*)! Hu! da ſoll es nun einmal
Mit einem Caspar Barth zu Bette gehn;
Wär' ich die Frau: Es ſollte nicht geſchehn!
Ich zankte bis zur Höllenquaal!

*) Thümmels „Wilhelmine“? Sie war 1764 erſchienen.

Denn einen Kaspar Barth bey sich im Bette haben,
Den nichts erfreuen kann, nichts trösten und nichts laben

Als was nach seiner Grille schön
Von Gott erschaffen ist, muß Höllenpein,
Muß auszustehn
Von keinem guten Weibe sein! —

Auch dem Geduldigsten muß die Geduld vergehn:
Das ekle Froschgequäck, es ist nicht auszustehn!
Ausrotten muß man sie und ganz mit Stiel und Strumpf,*)
Fort, alle Stiere fort und tretet sie in'n Sumpf!

Mit einem steifen Amtsgesichte,
Das in gemeßnen Falten liegt,
Mit Worten, da nach Rathsgewichte
Fast jedes einen Centner wiegt;
Mit ernsten Altermanns-Geberden
Vermeld' ich meinen schönen Gruß,
Und sage, daß kein Mensch auf Erden
So thöricht sein und Kritikus
Der großen Köpfe werden muß!

Denn warlich große Köpfe haben
Bedachtsamkeit und Schöpfer-Kraft
Von Gott dem Geber aller Gaben,
Der Alles ist und Alles schafft.
Und warlich alle große Köpfe
Gehn mit sich selber in's Gericht,
Bevor aus ihnen ein Geschöpfe
Nach Maaß und Regel und Gewicht
Hervortritt an das Tageslicht!

Als eine vornehme Dame von einem vornehmen Kavalier in den Gänsestall der Dame geführt und von dem Kavalier über die Gänse der Dame das Urtheil gefällt wurde, sie wären schön.

Nun hoff' ich werden bald wir deutschen Seelen alle
Von Liebe zu dem Schönen glühn.
Es giebt, uns trefflicher demselben zu erziehn,

Kunstrichter überall, zu Leipzig und zu Halle,
Zu Hamburg, Altona, Göttingen und Berlin,
Zu Helmstedt und im Gänsestalle.

Ein Gespräch über das Ableben des Herrn Pastor Alberti.

A.

Der offne gute Mann, Alberti, hat sein Leben
So nützlich und so fromm! nicht eben hoch gebracht.

B.

Der Menschen Leben steht in unsers Gottes Macht;
Herr Pastor Götze hat mit Gift ihn nicht vergeben!

Thom Jones, Donquixot und Peregrine Pickel
Sah'n sich nach ihres Gleichen um.
Nothanker kam; wie dumm, wie dumm!

Sprach Jones zu dem langen Nikkel,
Das traurige Geschöpf, in weichem Löschpapier,
Wär' ein Geschöpf wie wir?

Der Satz, glaub' ich, wird veste stehen:
„Wer einen Raphael zu sehn,

Zu lesen einen Klopstock nicht versteht,
Ist Maler nicht und nicht Poët."

---

*) Sollte heißen Stiel und Stumpf.

Mit tief hineingesteckten Nasen,
Als wären's Meisterstücke, lasen
Die Dunsen alle Seuglings Liebelei*)!

Wir lesen auch und lesen Paraphrasen
Von Nikkels Teufelei und Raspens Teufelei!

Der zweite Orpheus: oder des langen Nickels Höllenfarth und darauf erfolgte erfreuliche Zurückkehr zu seinen 40 Glucken.

Der lange Nickel fuhr einmal
O führ' er doch bald wieder!
Mit seinen Wischen allzumal
Zur lichten Hölle nieder!

Wohl gut, und doch nicht allzugut!!
Ach! Daß ihn Gott verdamme!
„Dem Sünder blieb die Schmiererwuth
Noch in der Schwefelflamme!"

Wer Mauvillon kennt
Und Unzern nennt,

Der kennt und nennt zwei Knaben,
Die Gott erbarm's! die Seelenkrätze haben!

Petronius verdeutschet, übersetzt?
Mein Gott, wer ist denn das gewesen,
Wer solch erbärmlich Zeug noch immer fortgesetzt,
Von Deutschen nimmer noch gelesen?
Du Naseweis von Erfurt oder Dresen! [Dresden]

Petronius schrieb für gesunden Geist,
Nicht für verfaulte Herz und Nieren.
Warum läst denn du Heidenbeust
Dich von dem kleinsten Scherze rühren?!
(Von Heinse?)

Merkur.

Daß doch die Dichter stille sitzen,
Das Köpfchen stützen,
Sich hinter'n Ohren kratzen
Und von der Dunse Fratzen
Ungerüget schwatzen:
Ich sag' es dir in's Angesicht,
Apollo! Das gefällt mir nicht.

Ap.

Geduld, Merkur!
Die Rache zögert nur.
Rüstig verfolget Witz und Verstand

Schon jetzt der Kritiker Tand.
Ein Todtenbein in der Hand,
In den Blicken Hölle, Hyderngift,
Das die Seele trift,
In jedem Worte peitscht der Verstand
Mit Furien-Schlägen
Grausam der Dummheit entgegen.
Und ihre Nikkel, ihre Götzen
Soll Ironie von ihrem Afterthrone setzen,
In die Vergessenheit durch plumpe Satyrs hetzen!

Momus.

Neben Klopstock Nickel? Merkur!
Dies schriebst du aus bezahlter Pflicht,
Als Dichter nicht!
Gesteh es nur!

Mercur.

Bezahlet eben nicht — allein
Nickel kann warlich grimmig schrein,
Und du weist, solcher Trommeten,

Sie mag auch noch so schnarrend sein,
Hat man sehr oft von nöthen.

Momus.

Wahrhaftig Kaufmann, oder du,
Einer Zunge hört man zu;
Aber glaube mir: das Publicum
Hört längst nicht mehr auf Nickels Schrein
Und ich will dir es prophezein:

---

*) Die Satire auf J. G. Jacobi in Nicolai's Sebaldus Nothanker. Man findet die Stelle in einem sehr guten Auszuge in Ernst Martins oben erwähnter Schrift über Jacobi S. 29 und 30.

Du bringst durch solche Schmeichel=
Schmierereien,
Durch solche Geldbeschreibereien
Dich noch um alle deinen Ruhm!

Aus einem Brief.

O laß in seinem Pleiß=Athen
Herr Garven doch sein Näschen rümpfen
Und auf der Dichter Freuden schmähn,
An Aphroditen Alles schimpfen
Und nur den völligen Poppo
Betrachtungswürdig preisen —
Die Schönheit findet er in Kreisen
Von Cirkellinien, und so
Rechtwinkelmäßig eingeschlossen
Daß sie allein der Zahlenmann
In ungeheueren Kolossen
Und Pyramiden finden kann.
Was selbst Anakreon gesungen,
Ist abgeschmackt und klein für ihn.
Laß immer ihn mit den Schmelsungen
Wie Hudibras zu Felde ziehn
Und mächtiglich die Trommeln rühren
Und feierlich sein Steckenpferd
In Leipzig rund herum trottieren —
Schmelsunge werden nie belehrt,
Die hohe Schönheit zu empfinden,
Dazu gehört ein eigner Sinn,
Der muß sich schon im Herzen finden,
Sonst rührt es keine Charitin.

Nikkel ist ein grundgelehrter Mann,
Er hat viele Bücher in dem Laden,
Sieht alle Titel weislich an
Und schreibt darüber Duns= und Harle=
kinaden!

An Lessing.

Wenn mir ein deutscher Mann, ein Mann
wie du, den nicht
Kunstrichter=Kitzel sticht
Ein unbezahltes Urtheil spricht,
Dann nehm' ich's freundlich an, und
dank' ihm schön dafür;
Wenn aber Stephan Sturz, der welsche
Hahn, der Stier [vergl. S. 270]
Hintritt auf seinen Mist, sich brüstet,
sich erbost,
Dummheiten krähet, um sich stoßt,
Dann flieh' ich weg von seinem Mist
In meinen Musen=Hain, und lasse mich
nicht sehn,
Bis seine Wuth vorüber ist;
Ob's besser wäre, stracks ihm auf die
Haut zu gehn?

Die Musen an Geßner bey Gelegenheit einer hämischen Critik seiner Idyllen.

Treib deine Schafe, lieber Hirt,
In unsern Lorbeerhain,
Wir wollen sie beschützen; ein
Giftmischender Kunstrichter wird
Sonst ihnen Wolf und Tiger seyn.

An den Verfasser des Nothanker. [Vergl. S. 277. 287.]

Du bist ein Feind der Liebesgötter
Und Grazien, und das mit Recht;
Denn du bist hämisch, bist ein Spötter
Und deiner Leidenschaften Knecht.

An Jacobi.

Freund Jacobi, daß deine Huldgöttinnen eine
Sanfte Seele dir anerschaffen, sanft und
Leicht, wie Rosen und Liljenblätter: laß dir's ja nicht
Leid sein! Desto bequemer wird der alte
Finstre Steuermann, Charon, dich hinüber schiffen

In das Eiland der schönen Seelen. Aber,
Weh o wehe dem langen Nikolas, wann seine
Lange, bleierne Kritikakel-Seele
Sich wird scheiden von seinen langen Beinen! Ey das
Hexenklumpen das wird Herr Charon preisen,
Fahr zum Teufel! Du bist mir für mein morsches Boot zu
Schwer! Da, Nicolas, trink dir eins! Das Fährgeld
Soll geschenkt sein! Und plumps wird er den Hexenklumpen
Dir so kräftig in's Wasser werfen, daß der
Schaum dem stygischen Pudel, Cerberus, in's Maul spritzt.

Den 11. Februar 1774. Klamer Schmidt.

Trap, trap, trap*) geht Nickel der Gaul,
Allen Geifer seiner Sucht im Maul;
Hip Hip springt Unreif die Kröte,
Mit seiner Unsinns-Brut recht oete,
Burr fliegt Käfer Mauvillon
Mit seinem Peperlepeb davon;
Husch schlüpft Schleiche Weiße
Mit seinem Beiß mich nicht der Pleiße;
Und hinter ihnen poltert her das Völkchen Kritker unsrer Zeit
In die Vergessenheit!

Wenn Hermanns edle Völker streiten,
Und seine Barden, kühn,
Den Schwerdtschlag mit Gesang begleiten,
Wem sollte deutscher Geist nicht in den Adern glühn?
Wenn aber, unsern Modezeiten
Ein seltnes Schauspiel zu bereiten,
Der Musen-Sohn den alten Barden spielt,
Und nach dem Eichenkranze fühlt,
Ob dieser fest auf seinem Haupte stehe,
Benetzt mit Römer-Blut;
Indeß ich ihm den Alltags-Huth
Auf schön gelockten Haaren sehe:
Dann warlich! Dann gedenk' ich mir,
Sein Waffenträger müsse schier,
Wie vormals Sancho Pansa lachen,
Als Don Quixott', im ewigen Tournier
Mit Hexenmeistern und mit Drachen,
Dem guten reisenden Barbier
Das hingeworfne Bekken raubte,
Und einen goldnen Helm sich auf der Stirne glaubte.

Auf die Utzische Uebersetzung des Horaz.

O möchte doch der Aar
In seinem Felsenhorste bleiben!
Auf flachen Boden, glaub' ich gar,
Will er sich horsten! Ei fürwahr,
Da wird er's euch nicht lange treiben!

Babel.

Ein Völkchen hatte Lust, allmälich, im Vertrauen
Sich einen hohen Thurm zu bauen,
So hoch, daß auch der Musenberg,
Mit ihm verglichen, nur ein Zwerg
Der ganzen Erde scheinen sollte.
Doch was geschah? Des Pindus erster Gott,
Der solch ein Völkchen nicht zum Nachbar haben wollte,
Betrachtete das Werk und hatte seinen Spott;
Denn alsbald verwirrte sich
Die Sprache gar erbärmiglich;
Ein Jeder folgte seinem Dünkel,
Ein Jeder fing im eignen Winkel

*) Das Trap und Hip ist einem Märchen entnommen, worin die Thiere zu einer Versammlung laufen.

Zu mauren an, zu malen und zu weißen,
Zu stützen oder einzureißen;

Die Männer allesammt verstanden sich
kein Wort
Und dennoch bauen sie bis diese Stunde
fort!

Von Klotzens Satyr nennst du einen Affen ihn?
Die Affen scheinen was dabei zu fühlen,
Wenn sie Komoedie von unsern Thaten spielen.
Dein Gleichniß ist zu groß, zu dichterisch, zu kühn:

Vergleiche lieber ihn,
O Freund, mit Papageyen,
Die ungestüm fast immer jedes Wort,
Das sie gehört, in einem fort
Ohn' einigen Gedanken schreien.

In Teutschland ist die Weisheit ganz erloschen;
Da führen auch die Critiker

Den Hungrigen die Garben her,
Die sie — Gott sey's geklagt! vorher
rein ausgedroschen.

Auf den Jenaischen Zeitungsschreiber, der die Antiquitäten lobte.

Wer Possierlichkeiten liebt,
Warte hier und lach' ein Weilchen!

Seht doch, seht! Der Esel giebt
Seiner Eselin ein Mäulchen!
Klamer Schmidt. *)

An den langen Nikkel.

Mit Ihren langen, schmalen Beinen,
Herr Kritikus, ich sollte meinen,
Sie mäßen uns mit Einem Schritt
Die ganze Welt, Herr Caspars Himmel mit.

Was Wunder denn, Sie langes Enackskind,
Daß sie [Sie] des lieben, allgemeinen
Bibliothekchen Vater sind!

An * *.

Der prophezeyenden Harpyien Geschrei,
Dies, Freunde, könnt ihr nicht vergessen?
Ihr Drohen, glaubet mir, ist Spiel und Kinderei.
Sie riefen ehemals vermessen

Dem Helden Troja's zu: Du wirst vor Hungersnoth
Mit Deinem Heer die Tische künftig essen;
Allein die Tische waren Brod.

Den Pastor Quirl, den nur sein Kirchspiel kennt,
Und unser liebe Gott,
Den hat mit ritterlichen Trott,
Der Held Mercurius berennt!

Was der Berenner eingelegt,
Ehr' oder Schande? wer das frägt,
Der schlage Ritter Donquixott
In dem Kapitel nach, wo er mit Mühlen schlägt!

Der lange Nikkel ist nicht dumm,
Er lobt und schimpft um sich herum,

Macht Freuden und macht Qualen,
Er reformirt das Christenthum,

*) Auch in dessen Werken (I S. 477), aber ohne Nennung des Buches und ohne Bezeichnung des Recensenten. Was sich sonst aus der „Büchse" in Klamer Schmidts Werken und in Heinses Werken von Heinrich Laube findet, ist hier weggelassen.

Und lobt und schimpft und ist nicht dumm,
Er läßt es sich bezahlen.

Räthselauflösung.

Wie's nach dem Tode wird: dies Räthsel zu errathen,
Thut Lavater und Moses (Mendelssohn) Wunderthaten.
Hier mit Vernunft und dort mit Phantasie!
Die armen, armen Ritter die!
Sie deutens nie!
Ich deut' es so (und wegen dieser Deutung
Wähn' ich mich selbst ein wenig klug!)
Des Bösen Seele fährt in eine schwarze Zeitung,
Des Redlichen in's rothe Buch*)!

Auf einen alten Kunstrichter, der die Antiquitäten rechtfertigen wollte.

Zum Narren lachen mußt' ich mich!
Im Schlamm gewühlet hatte sich
Ein altes, altes Eselein!
Da kam ein altes Mütterlein,
Genannt die alte Hanne,
Und badete das Eselein
In einer goldnen Wanne.

Nein, alles kann ich dulden,
Doch, daß mich Nikkel rühmt,
Da gäb' ich gern dem Büttel tausend Gulden,
Spräch' er mit ihm verblümt.

Die süßen Lieder für das Volk**)
Willst du beschnausen, schwarzes Volk?
Rosinen, Zucker, Mandelkernen
Muß nur die Wachtel kosten lernen!
Für Bachen und für Säue
Gehört nur Kaf und Kleie!
Klamer Schmidt.

Vergleich der jetzigen Kritik mit der vor 20 Jahren.

Vor zwanzig Jahren stand, Gott sey bei uns! der Arge
Mit seiner Kakelzunft in rechter Gloria!
Ein Nagel war zu Pyras Sarge
Der Pfeil der Critica!
Jetzt ist das Blatt gewandt! Das Chor der Pieriden
Steckt jeden Pfeil mit stiller Großmuth ein,
Und läßt daraus die schönsten Hufe schmieden
Für Meister Nickels Eselein!
Klamer Schmidt.

Ein wackrer Sohn ist zwar der Gott der Diebe!
An Seele fehlt's ihm nicht, auch nicht an Körperreiz:
Allein sein Gang ist Eigenliebe,
Sein Auge Geiz!
Klamer Schmidt.

---

*) Von Gleim.
**) Von Gleim.

An Kaspar Lavater.

Kaspar Lavater, der in Himmel, Fegefeuer und
Hölle beſſer Beſcheid weiß, als ich armer Sünder
Auf dem winzigen Plätzchen Erde, wo ich jung ward!
Caspar Lavater, mit Erlaubniß, kannſt du mir nicht
Nachricht geben, wie viele Tauſend Fuder Pech und
Schwefel Satanas ſich ſchon hingebanſt hat an die
Stelle, wo der verwünſchte lange Kakelhans*), den
Sieben Dichtern zu Ehren, ſoll gebraten werden?

(Klamer Schmidt?)

Eine etwas ungetreue Ueberſetzung der 19. Elegie des 10. Buches der Phantaſieen des Fernando Herrera.

Unmittelbar aus dem Spaniſchen von Wilhelm Heinſe.**)

Ach, wo biſt du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele ſind des Krieges müde;
Kehre wieder, Charitinnen-Sohn,
Eh' ich meinen letzten Geiſt verweine!
Führe mich zurück in jene Haine —

Jene Haine, wo die Nachtigallen
Meines Lebens erſten May geweckt!
Zwiſchen Bächen, die von Hügeln fallen,
Lag ich unter Myrthen hingeſtreckt;
Gleich den Liebesgöttern ſchwanden Träume
Bey dem erſten Blikke durch die Bäume,

Die voll leisbewegter Blüthen hingen
Sanft erröthend in dem Roſenſchein
Von Auroren. Mit verliebten Schwingen
Spielten Turteltauben in dem Hain;
An den Blumenufern klarer Quellen
Letzten Rehe ſich an friſchen Wellen.

Voll von Wonneſchauern, mein Entzücken
Singend, ging ich nun hinab in's Thal,
Friſche Maienblumen abzupflücken.
Schon erſchien der reinen Sonne Strahl
Und berauſchte ſich in friſchen Düften —
Nachtigallenluſt war in den Lüften.

Da ich pflückte, flogen plötzlich Töne,
Süßer, als ein Amorettenblitz
Mir in's Herz; die lieblichſte Syrene
Sang ein Lied auf einem Blumenſitz —
Unter Blüthen, in dem Sonnenſcheine
Göttlich glänzend, ſaß der Muſen eine,

Blumen in das blonde Haar geflochten,
Das in Lokken auf den Buſen fiel.
Alle Pulſe meines Geiſtes pochten
Heftig, vor entzückendem Gefühl.
Von den hohen Reizen hingeriſſen,
Lag ich ſchüchtern da zu ihren Füßen.

Lehre mich doch deine Lieder ſingen!
Küſſ't' ich Knab' auf's zarte Händchen ſie;
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Friſchgepflückt, o Göttin, dir dafür,
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Lehre mich doch deine Lieder ſingen!

Kleiner Schmeichler, ſprach ſie lächelnd, höre
Zu dem Liede, das ich ſingen will.
Und ſie ſang. Es ſchwiegen alle Chöre
Der verliebten Frühlingslieder ſtill;
Philomele lallte nur dazwiſchen
Heimlich ein Akkördchen in den Büſchen.

Taumelnd ſank ich ihr im Schooße nieder,
Allzuvoll von Götterſeeligkeit,
Feuerſchauer wallten durch die Glieder,

*) Nicolai?

**) Wol das ſchönſte von dieſem verfaßte Gedicht. Ich fand übrigens noch faſt 30 andere wol überhaupt ungedruckte Gedichte von ihm in der Büchſe und in ſeinen Briefen an Gleim auf, wie ſchon S. 170 geſagt iſt.

Herz und Seele wurden eingeweiht,
Ihre Gottheit würdig zu empfangen
Mit der Liebe Zähren auf den Wangen.

Sing' es nun mir nach, du kleiner Lieber —
Hob sie mich an ihre Bruſt, und gab
Mir ein Küßchen, und mit ihm hinüber
Schlich ein Liebesgott in's Herz hinab.
Von den brennend heißen Sonnenfunken
Wacht' ich auf, an ihre Bruſt geſunken! —

Sie verſchwand, wie Sonnenlicht verſchwindet,
Zitternd vor Beſtürzung ſtand ich da,
Wie ein Kind die Mutter nicht mehr findet,
Die er erſt in Blumen ſpielen ſah —
Alles wurd' an mir zu leichten Flügeln,
Ich verließ das Thal mit ſeinen Hügeln —

Nachtigallen ſangen in den Ohren,
Lauter Himmel war die Phantaſie,
Wie zu einem neuen Gott geboren,
Sang ich ihres Liedes Melodie;
Sichtbar wurden alle Pierinnen,
Liebesgötter, Venus, Charitinnen.

Oefter iſt ſie mir darnach erſchienen,
Manchen Abend in der Einſamkeit;
Unter Roſen ſaßen wir im Grünen —
Ach! dieß war des Lebens goldne Zeit;
Jede Wonne hab' ich da empfunden,
Tag' und Nächte waren kurze Stunden!

Dieſe Laube war Tibullens Laube,
Jene Grotte Platons Heiligthum.
Hier entriß ich, Stolzer, mich dem Staube,
Dort erblickt' ich ein Elyſium
In den Hainen, auf beblümten Wieſen,
Voll Adonen, Heben und Elieſen.

Jene Quelle war Petrarchens Quelle.
Kaum empfand ich damals, was er weint —
Ach! jetzt fühl' ich ſelbſt, da einſt ſo helle
Mir die Sonn' am Jugendhimmel ſcheint,
Mehr als er die Schmerzen in Mir wüthen,
Wenn die Lauren, ſie zu fliehn, gebieten.

Irren möcht' ich, wie er, auf Gebürgen
Tag und Nacht, von allen Menſchen fern,
Wo die wilden Thiere ſich erwürgen.
Weinend findet mich der Abendſtern;
Daphnens Blicken gleichen ſeine Strahlen,
Und vergrößern meiner Liebe Qualen.

Keine Weisheit kann mir Troſt gewähren,
Keiner Göttin Auge blickt ſo ſüß!
In ihm glänzt ein Licht von höhern Sphären,
Wo es leuchtet, iſt ein Paradies.
Seelig ſind, die's ewig ſehen können
Und von keinem andern Feuer brennen.

Will ich ſchlafen — o dann ſteigt im Herzen
Eine neue Sonn' empor und macht
Allen Sinnen Morgen — meiner Schmerzen
Stärkſtes Feuer fühl' ich erſt die Nacht.
Ach! ihr Bild läßt meinen Augen keinen
Schlummer faſſen, die ſich brennend weinen.

Dort hab' ich ein Röschen ihr gegeben,
Und Orangenblüthen gab ſie mir,
Wie im Himmel, ſaß ich in der Reben
Kühlem Schatten ſcherzend da bey ihr,
Himmel wäre Hölle mir geweſen,
Hätte Zevs mich hier dazu erleſen.

Jedes Wörtchen floß aus ihrem Munde
Süßer als ein Nachtigallenton.
Schlug es gleich dem Herzen tiefe Wunde,
O! ſo rann doch Süßigkeit davon.
Wenn er küßt, wer an die Bruſt ſie drücket,
Wird im Himmel höher nicht entzücket.

Wenn auch Venus ihm die goldne Schaale,
Während ihm Apollo Hymnen ſingt,
Voll Unſterblichkeit am Göttermahle
Liebeblickend an die Lippen bringt;
Und die Muſen mit den Charitinnen
Ihm zu Ehren einen Tanz beginnen.

Kaum enthüllten Roſenknospen gleichet
Herz und Geiſt, unſchuldig im Geſicht.

Wen ihr ſüßes Lächeln nicht erweichet,
Wenn hervor die Thrän' in's Auge bricht —
Hat der was davon, daß ihm das Leben
Gott in eines Menſchen Leib gegeben?

Wer Jomellis reizende Syrenen
Und Galuppis Muſen hat gehört,
Wird nach ihnen überall ſich ſehnen,
Wo kein ſolcher Ton die Seele nährt.
Selbſt der ſchönſte Geiſt vermehrt mein Leiden.
Er erinnert mich an ſüße Freuden.

Möchte doch ein Gott mich jetzt vernichten,
Und das Leben wiedergeben mir,
Wenn er ſie in jene roſenlichten
Tempe zaubert — dann mich hin zu ihr
Wieder bringen, wo nur Wonne weinet
Und beſtändig Maienſonne ſcheinet.

Ach! wo biſt du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele ſind des Krieges müde!
Leite mich, o Charitinnen-Sohn —
Alle meine Klagen ſind vergebens —
In die erſten Scenen meines Lebens.

Lauter Frühling war da meine Seele,
Lauter heitre Freuden mein Gefühl.
Leicht, wie der Geſang der Philomele,
War die Liebe mir ein Jugendſpiel.
Jedes Blümchen konnte mich erfreuen,
Alles größre Wonne prophezeien.

Legte ſich die Sonn' in Roſen nieder,
Wenn in Blumen ich bei Chloen lag;
O! ſo prieſen unſre frohen Lieder
Schon den andern ſchönen Frühlingstag,
Alles war für unſre Herzen Weide,
Jeder Pulsſchlag ein Genuß der Freude!

(In der Büchſe vom 4ten Martii 1774.)

Die Alte.

Parodie eines Liedes von Hagedorn.

Zu meiner Zeit
War noch die Tugend nicht entweiht.
Da lernten kaum die Mädchen leſen;
Da waren Spindel, Heerd und Beſen
Die Zeugen ihrer Weiblichkeit.
Sie merkten ſich der Mutter Lehren
Und rühmten nur den Kuß in Ehren,
Und küßten in der Dunkelheit:
O gute Zeit! —

Zu meiner Zeit
Ließ man die Fabeln ſonder Neid
Den blindgebohrnen Heyden über,
Und hörte Feyen-Märchen lieber;
Man fragte voller Emſigkeit
Nach Feuer-Wölfen, Drachen, Rieſen;
Man ſang wie ſterbende Baniſen,
Und klagte Sternen oft ſein Leid:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Verkündigte man weit und breit:
Es ſey die Schlange, die wir kennen,
Der erſte ſchöne Geiſt zu nennen
Ob ſeiner Rede Lieblichkeit.

Jetzt üben ſich an allen Orten
Die Mädchen ſelbſt in ſchönen Worten
Und das bereits im Flügelkleid!
O ſchlimme Zeit! —

Zu meiner Zeit,
Da gab es manche Luſtbarkeit:
Das Puppen-Spiel mit Bärentänzen,
Den Doktor Fauſt mit Schwefel-Kränzen —
Wir lobten Alles ungeſcheut.
Wir lachten noch von ganzem Herzen
Bei unſers Pächters lauten Scherzen
Und ſprachen doch von Sittſamkeit:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man ſich der Frömmigkeit;
Da herrſchten Judit, Rahel, Lea,
Und nicht die Venus Medicea,
Die unſre Töchterchen erfreut.
Mit dieſer Neuerung der Mädchen,
Mit dieſem Fluch in jedem Städtchen
Hat uns ein Prieſter längſt bedräut:
O ſchöne Zeit!

J. G. Jacobi.

An einen Dichter, den die Journaliſten kanoniſirten.

Wenn für die Geiſter einſt ein heller Tag erwacht,
Dann ſieht es übel aus, mein Herr, mit ihrem Stolze.
Ein göttliches Genie gleicht einem faulen Holze,
Das leuchtet in der Journaliſten Nacht.

W. Heinſe.

Ueber die Scribenten, von denen man nichts mehr wuſte, ſobald ihre Leichencarmina verbraucht waren.

In unſern Himmel kam ein flammend Meteor;
Doch währt' es wenig Stunden,
Als ſich das dunkle Feu'r in düſtern Schein verlor,
Und endlich war es ganz verſchwunden,
Durch alle Himmel blitzte Sirius
Die Strahlen nun bis in das Weſenleere.
So kommts, daß Manches Ruhm ſehr ſchnell vergehen muß,
Indeß wie Sirius
Mit eignem Lichte glänzt der ewige Voltaire.

W. Heinſe.

Vorüber iſt das ſchreckliche Gewitter,
Das von Parnaſſus ſteiler Höh
Auf Duns und Critiker, die Zwitter
Der Natter und der Dummheit grauſend donnerte!
Sie ſtaunen, fühlen in dem Hirne Leere
Und beten an und ſagen ſich einander ach!
Wie dumm, wie dumm war Nikkels Mehre
Wie dumm, der allgemeinen Lehre,
Wie dumm, der Bibliotheken Chöre,
Wie dumm, der ganze Almanach
Der Kritiker, der Dunſe, der Korreſpondenten.
Vergib Apoll — wenn alle denken könnten,
So beteten uns alle, alle nach:
Vergib Apoll uns Dummen unſern Kram,
Der ohne Kopf und Geiſt zur Preſſe kam!

Aus der Büchſe vom 11. März 1774.

Wenn Plato's Geiſt, vom Leibe losgewunden,
Aus dieſem Erdennebel ſchlüpft,
Und — wie die Sonn' in Morgenröthe hüpft —
Das höchſte Schöne von ihm wird empfunden —
Wenn alles ſüßer Blick in ſeinem Weſen iſt,
Und über jeden Blick der Wonne Zähre fließt —
Und wenn Praxiteles, vom Geiſte Chier Reben,
Und Phrynens Kuß noch ſanft berauſcht, erwacht,
Und himmliſche Geſtalten ihn umſchweben,
Und jede reizender nach ihr ihn lüſtern macht —
Wenn Damon den Geſang verliebter Nachtigallen
In Mädchenkehlen lockt, daß im Syrenenton
Die Lieder des Anakreon
Bey Tag und Nacht davon
Im Herzen der Bathyllen wiederhallen,
Wenn ſeine Melodie den Füßen Seelen giebt,
Und in den Koiſchen Gewändern
Empfindung ſchwimmt und jede Falte liebt,
Und ſich nach ihr die Leidenſchaften ändern:
Indeſſen Ariſtipp auf Roſen Flamme wird,
Und von den Reizen allen hingeriſſen,
Wie Vater Zevs nach einer Leda Küſſen
Bey ſeinem Klazomener girrt —

Und wenn Kampaspe, die Syrene,
Wie Venus Anadyomene
Aus einem Quellenbade steigt
Und dem Apelles, der in Myrthen sie verloren,
So kindlich schüchtern sich im Jugendglanze zeigt,
Als wäre sie den Augenblick geboren,
Mit Augen, deren Blick die erste Gottheit träumt,
Und blondem Haar, woraus sie lauter Zauber schäumt —
Und nun Apelles sich um ihren Busen windet,
Und mehr als Götterseeligkeit empfindet
Und Amoretten leis um sie herum
Sich lauschend auf den Zweigen wiegen —
Dieß sind Personen aus Elysium,
Wenn sie Apelles malt, noch taumelnd vor Vergnügen,
In Gegenden, wo rosenfarbnes Licht
Durch Paphos Dämmerungen bricht.

W. Heinse.

Elysium.

Eine Elegie an meine Minna, an jenem Abend geschrieben, da Venus, Jupiter und Luna den Erdenkindern das lieblichste Trio am Himmel machten

von

Wilh. Heinse.

Als sanft umschlungen ich an deinem Busen lag,
Worin die Liebe mir mit schnellerm Herzensschlag
Verkündigte, wie sehr ich dich beglückte,
Und Küsse von dem Munde pflückte,
Der sie freiwillig mir, wie reife Früchte gab:
Da schien's, wenn ich gen Himmel blickte,
Als säh' aus jedem Stern ein Genius herab,
Von süßer Schwermuth voll, daß er in seiner Sphäre
Verbannet sey, und nicht so seelig wäre. —
So seelig hat uns manche Sommernacht
In jenem Nachtigallenhain gemacht!
Da hab' ich ganz des Lebens Glück genossen.
Die Wonne hatte sich an unsre Brust geschmiegt,
Und lag, wie kühler Thau auf warmen Rosen liegt;
Die Herzen waren in Empfindungen zerflossen,
Die Seelen hatten ineinander sich ergossen,
Das Denken schwieg, die Sprache wurde stumm —
Ist höheres Entzücken in Elysium
Ihr Götter? Ach! mir war die Erde damals höher,
Als Kaspar Lavater, der große Geisterseher,
Die ihm geoffenbarte Welt
Mit seinen tausend Sinnen hält.
Allein Elysium ist jetzt darauf verschwunden;
Von Dir, o Chloë, fern,
Vermiss' ich jedes Glück, das ich vorher empfunden,
Ein Kefich ist sie mir. Nun seh' ich jeden Stern
Vor einem Geid [?], als einen Pharus leuchten;
Und meine Phantasie eilt zum Voraus dahin,
Und sieht — was ihre Flügel nie erreichten,
Zurückgehalten von zu sehr entzücktem Sinn —
Von Millionen Sonnenwelten
In jeder ein zukünftig Paradies,
Worinnen unsre Seeligkeiten gelten —
Wo der Nepenthe, den Helene pries,
Die Herzen ewiglich berauscht —
Petrarchens Liebesgott in süßer Schwärmerei
Verlorne Gracien belauscht —
O Götter, steht mir Armen bei!
Laßt mich zu dieser Seeligkeiten

Entzückendem Genuß,
Indeſſen Chloe noch hier unten ſchlummern muß,
In jedem Himmel ihr ein Götterfeſt bereiten,
Und wählt mich dann zum Genius,
Dies Wunder zu euch zu begleiten. —
O Chloe! ſieh! ſo ſuch' ich dieſe Gluth,
Die mir das Herz verzehrt, zu lindern:
Allein geträumte Fluth
Kann niemals wirklich Feuer mindern,
Und dieſer Mann, der wie die Suada ſpricht,
Dem jede Muſe Lorbeern flicht,*)
Will dieſen Schattentroſt noch meiner Seele nehmen?
Ich muß — ich muß mich ja zu Tode grämen.

Des Kunſtrichters Seele ohne Naſe will über den Styx.

Charon.

Ohne Naſe laſſ' ich meiner Seele
Keinen Schatten in den Nachen ein.
Proſerpina könnte ſchwanger ſein
Und brächte ſolch ein Unthierlein
In dieſe Höhle.
Bei meiner Seele!
Ich laſſe dich nicht ein! —

(Nikkel will über den Styx.)

Charon.

Du kömmſt mir vollends recht, du dummer Tropf;
Ich fahre keinen Narren ohne Naſe, noch wen'ger ohne Kopf! —

An den Verf. des Magiſter Sebaldus. [Vergl. S. 277. 278.]

Magiſter! Herr Magiſter,
Will er wiſſen, was er ſey?
Herr, ein Dudeldumm das iſt Er,
Und ſein Wiſch ein Dudeldei!

Die Frau von Donnersleben, die mit einem Auge ſchielt, und ihr Pfau.

Unſre gnädige Frau von Donnersleben, und ihr
Pfau, die werden ſich wohl einander nichts benehmen!
Denn die gnädige Frau, ſo flächig auch ihr Witz liegt,
Stellt die Naſe verteufelt hoch hin, und ihr Pfau mag's
Auch wohl wiſſen, daß ſeine Federſchleppen keine
Pappenſtiele ſind! Doch ein Unterſchiedchen giebt's noch:
Unſre gnädige Frau die hat nur anderthalben
Augen; aber ihr Pfau — ſo will's die brave Dame Juno —
Hundert und zwei! Doch wohlgemerkt am Köpfchen
Zwei, und hundert am Schwanz, bewahr' uns Gott in Gnaden! —

Warum Uz nicht mehr ſingt?

Daß zurück von unſerm Reigen
Uz, der beſte Flöter, bleibt:
Iſt es Wunder? Nachtigallen ſchweigen,
Wann ſie Froſchgeräuſch betäubt.
Fröſche quaken an der Weſer,
An der Spree und an dem Rhein.
Beſſer iſt es, ſtiller Leſer,
Als Betäubter Dichter ſeyn!

---

*) Voltaire.

An ***

Du Mann, vor deſſen Auge ſich
Die guten, heitern Seelen ſcheuen.
Du nenneſt einen Prieſter dich
Des Gottes, über den ſich alle Sterne freuen?

An Götz von Berlichingen.

Mit deinem Arm von Eiſen, alter Held,
Komm noch einmal in unſre deutſche Welt
Und züchtige mit deinem Arm von Eiſen
Nebſt unſern Fürſten unſre Weiſen;
Denn alle hangen, hangen an
Franzoſen oder Britten
Und Dichter oder Ehren-Mann
Von alten deutſchen Sitten
Wird, wo man alles leiden kann,
Mein Seele nicht gelitten.

An Hans, den Fürſten im Mond.

Was grient dein gnädiges Geſicht,
Was grient es deine Gnade mir?
Du Fürſt! bey Gott, ich ſchwöre dir
Den Eid der Treue nicht.

Apoll an die Büchſenfreunde.

Bſt! Bſt! Ihr meine Lieben
Zurück in ein verborgenes Geſträuch!
Wenn da die Freude lauter ſpricht,
Sieht ſie der Neid, hört ſie der Spötter nicht,
Zurück, zurück — ſonſt wirft der große Voigt, Ihr Lieben,
Mit ſeinem Knippel unter Euch!

Die Büchſe. (Den 7. December 1778.)

Nach vorgeſchriebenen Endreimen.

Ein falſches Mädchen wars, das einſt beim Saft der Trauben
Sein Liebchen küſſend zwang, den Dekkel abzuſchrauben,
Der jene Büchſe ſchloß, durch welche Thal und Berg
In Streit und Jammer kam.*) Da fingen Rieſ' und Zwerg
Mit Fels und Schneeball an, den Götterſaal zu ſtürmen
Und Brüder mußten nun vor Brüdern ſich beſchirmen.
Für Obſt und Blumen gab des Ueberfluſſes Horn
Uns Kronen auf das Haupt, in's Herz Tyrannen-Zorn;
Den Acker, der ihm frohnt, zertrat ein Fürſt als Jäger;
Wo ſonſt der Hirte ſang, da krochen Laſten-Träger.
Ein gutes Mädchen war's, das für den Winter-Mond
Uns dieſe Büchſ' erfand, die jedes Guten ſchont,
Die unſre Lieder hegt, das Lob getreuer Bürger,
Des Ungetreuen Schmach; dem groß und kleinen Würger,
Des Schönen Züchtigung; ein Aergerniß dem Klotz,
Den Band und Stern umgiebt; den Midas-Ohren Trotz;
Und reiner Unſchuld Lohn, wenn oft ein Haus von Binſen
Vor des Verführers Kunſt und vor des Faunen Grinſen

*) Die Büchſe der Pandora.

Ihr Heiligthum bedeckt. — Wie Pope keinem Lord
Die Narrenkappe ließ; von Süden bis zum Nord
Die Laster zeichnete; selbst unter Demant-Schleifen
Den schnöden Busen traf; des Kritikasters Kneifen
Mit edlem Spott vergalt; so tragen jetzt im Groll
Und jetzt im Jubel wir, begeistert von Apoll,
Den Engel himmelan, den Teufel in die Hölle:
Wer recht thut, fürchtet nicht: steht über unsrer Schwelle.
— Wohlan! den ersten Sang dem, welcher Mann und Roß
Zu Deutschlands Freiheit schickt, mit rettendem Geschoß!

Ungefähr mit diesem Gedichte, welches man gern als Schlußgedicht betrachten wird, schließt die Büchse, das Bundesbuch des halberstädter Kreises, ziemlich prachtvoll ab. Wie schon früher durch den Tod von Jähns und Michaelis, so war durch Heinses Flucht nach Düsseldorf (vergl. S. 146) Gleims Absicht, in Halberstadt gewissermaßen einen Dichterbund nach Art des göttinger Kreises zu schaffen, wieder vereitelt. Auch fehlte es dem halberstädter Kreise selbst im Jahre 1774, in welchem er durch Heinse vielleicht dem göttinger Bunde hätte Concurrenz machen können, an einem eigenen Organe. Statt zuletzt für einen Musenalmanach zu arbeiten, schrieb man bloß für die gleimsche Kanzlei und für eine Büchse, deren beinahe noch ganz jungfräulicher Inhalt als ein stattlicher Manuskriptband vor mir lag.

Heinse lebte in Halberstadt wie ein gefangener unter falschem Namen. Dabei war eine Entwickelung, wie sie den Jünglingen in Göttingen geboten wurde, nicht möglich. Wie sehr er sich auch später noch Goethe genähert hat, noch viel weiter ist er stets in seiner Einseitigkeit hinter ihm zurückgeblieben. Etwas verkommenes hat er immer behalten und schwerlich ohne die Mitschuld seiner Wohlthäter Gleim und Jacobi.

Wir haben gesehen, daß die Büchse zunächst gegen Kritiker und Journalisten gerichtet wurde. Dies geschah jedoch in dem Augenblicke, da wenigstens Heinse und Jacobi selbst Journalisten zu werden im Begriff standen. Auch zielten die Angriffe gegen Kritiker in der Büchse meist gegen wirklich falsche Richtungen. Lessing ward nie angegriffen. Wäre es den halberstädtern gelungen, sich ihm sämmtlich zu nähern, so hätten sie leicht ein besseres Vorspiel des Goethe-Schillerschen Xenienkampfes darbieten können, als es im göttinger Musenalamanach vorliegt. Unterschätzen darf man jedoch hierbei den Umstand nicht, daß in der „Büchse" sich wol auch die Anakreontiker noch einmal zur Wehr setzten, die damals wegen ihrer Faseleien vom „Amor" vielseitig bedrängt waren. Vergl. S. 16. 46. 1773 bewies Bürgers Briefwechsel über die Lenore recht deutlich, daß er sich fürchtete, weil dieses Gedicht dergleichen Unsinn nicht enthielt. Indessen zeigte es sich, daß die neue volksthümliche Richtung die ältere anakreontische besiegt hatte. Lessing trat nicht mehr für die Anakreontiker ein, zu denen er einst wol selbst gehört hatte. Heinse und selbst J. G. Jacobi aber befanden sich 1774 in einer Uebergangsperiode, so daß sie sich gerade während der Periode der Büchse von den früheren Tändeleien zu befreien anfingen. Bei Heinse war ja der cynische Inhalt ohnehin von Anfang an über die spielende Form auf eine bedenkliche Art hinausgegangen.

Wir deuteten zu Anfange an, daß Gleim durch einen Angriff Wielands gegen

Heinse auf die Idee der Büchse gekommen sei. Wir kommen auf diesen Umstand zum Schlusse noch einmal zurück. Wieland versöhnte sich vollständig mit Heinse, als er dessen Laidion gelesen hatte. Sein Benehmen gegen Heinse blieb aber stets zweideutig. Vielleicht hatte Wieland in Sachen des Enkolp gegen Heinse nicht so unrecht gehabt. Aber unrecht hat er jedenfalls in dem, worüber sich Heinse in zwei sehr interessanten, vollständig ungedruckten Briefen an Gleim beklagt. Wir schließen daher mit deren Mittheilung, indem wir bemerken, daß bei dem erscheinen des Oberon Heinse nicht mehr im Stande war, seine Abneigung gegen Wieland zu überwinden und ihm wegen dieses Werkes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Es thut mir leid," schreibt Heinse den 18. Januar 1778 an Gleim aus Düsseldorf, „daß ich Ihrem edlen Herzen mit einer unbestimmten Zeile Unruhe gemacht habe. Die Sache, die sie betrifft, war wie vergessen und abgethan. Sie verhält sich, wie folgt, so kurz und chronikmäßig wie möglich erzählt. Verwichenen Frühling war Holland in Noth bei Wielands Mercurius. Er bat Fritz (Jacobi), ihm doch auszuhelfen; und wo er nicht selbst könnte, mich anzuregen. Ich war eben in einer Arbeit begriffen, von der ich nicht ablassen mochte. Der gute edelmüthige bat mich dringend. Ich riß aus dem, was ich vom Ariost übersetzt hatte, ein Stück zum Lückenbüsser heraus, und wir schickten's Wielanden. Unter der Aufschrift: Ariost's Zwietracht aus Heinsens Uebersetzung des wüthenden Roland. Er erhält es, und sagt großen Dank. Ich schreibe, um ihm ferner auszuhelfen, gleich darauf den zweiten Brief an Sie über unsere Gallerie. Er erhält ihn, und entdeckt, daß es ihn allemal vom neuen freue, wenn er etwas so Fürtreffliches von mir lese ꝛc. und führt selbst in seinen Angelegenheiten eine Stelle daraus zum Beweise einer Wahrheit an. Nun erhalten wir das letztere Stück vom Mercur, das während dem abgedruckt worden. Das Fragment vom Ariost steht darin; nur mit der veränderten Aufschrift: Probe von Heinsens Uebersetzung, und finden am Ende beigefügt: aber ohe! jam satis est!

Fritzen lief's gleich heiß durch alle Adern. Ich wußte nicht, was ich dabei denken sollte, ob's Ernst oder Spaß sei. Fritz schreibt um Erklärung. Antwort: Meine Uebersetzung wäre ein Meisterstück, wenn sie so in Versen wäre,*) und Ariost selbst. Allein in Prosa könnte er die Freiheit nicht dulden, deren ich mich durch öftere Auslassung der Partikeln über die Sprache angemaßt hätte. Und deswegen und wegen anderer Freiheiten, die ich mir herausnähme, hab' er im Unwillen darunter geschrieben: ohe! jam satis est!

Dieß hatt ich nun mit Fleiß und aus Scherz bei wenigen Stellen in diesem Fragment gethan, weil ich meine eigene Meinung über das Uebersetzen zu schreiben vor hatte, und daraus Verschiedenes anführen wollte.

Fritz gerieth in Zorn, und ich in Grimm über ein solch mehr als inquisitionsmäßig Auto-da-fe von einem Herausgeber erbetener Stücke.

Es war in meinem Sinn Mückenrache, Verletzung der Gastfreundschaft, Versuch zu Meuchelmord.

Und eben kam Mauvillons Ariost heraus. Doch bat ich Fritzen inständig, Wielanden nicht ein Wort darüber zu schreiben, und davon gänzlich stille zu

*) Daß die Uebersetzung Prosa war, konnte natürlich an sich nach unserer Meinung mit Recht getadelt werden.

schweigen. Wir würden uns schon finden. Es war keine Sache zu einem Ausbutzer. Was mich am meisten kränkte, war die Vorstellung, daß er den Leuten auf einmal weiß machen oder verstehen geben zu wollen schien, als hätt' ich seiner Hoheit dieß Fragment eingesandt tanquam Specimen eruditionis, da er noch keine Zeile, Avertissements*) ausgenommen, von mir erhalten, worum ich nicht zu wiederholten Malen gebeten worden. Ich hatte große Lust, selbst nach Weimar zu reisen, und ihn bei der Perucke zu kriegen. Uebrigens konnte mir aber doch der Quark nicht schaden, da kein Mensch Wielanden etwas so Einfältiges zutrauen konnte, als es wirklich war. Fritz schwieg nach meinem Begehren über die ganze Bescherung stille.

Wieland schrieb wieder, und trug ihm auf, mich um die Fortsetzung meiner Briefe zu bitten, und fügte kindisch hinzu, daß ich kein Narr sein und über sein unschuldiges ohe! ꝛc. etwa das Maul hängen möchte. Fritz schwieg ferner darüber stille. Er ließ mich von neuem bitten, und er müßte meinen folgenden Brief ganz nothwendig haben. Es habe bei seinem ohe! jam satis est! Niemand, soviel er hörte, etwas Schlimmes geargwohnt; man dächte überall, ich hätte damit einen launischen Schluß gemacht, und er wolle nächstens öffentlich sagen, daß ich ganz der Mann in Deutschland dazu sey, den Ariost fürtrefflich und meisterhaft in Stanzen zu übersetzen. Darauf schrieb ihm Fritz, was er seinem Charakter nach schreiben mußte. Er erkannte auf seine Weise. Fritz schickte ihm meinen dritten Brief, wovon das meiste schon vorher bereit lag, und welcher nicht wohl nach dem Vorhergehenden zurückbleiben konnte.

Und dies (ist) denn der in der That zu abscheuliche Streich in Rücksicht auf alle Umstände und auf die ganze Uebersetzung, und Mauvillons Ariost und das Uebersetzerlob, das er mir vorher beigelegt; weswegen ich den an Sie angefangenen Brief nicht ausschrieb. Ich dachte, ganz schweigen, sey besser, als an Sie schreiben und davon schweigen; [und es sey besser, ganz schweigen, als an Sie schreiben und nicht davon schweigen.]x) Und ich glaube, ich habe wohl gethan. Nunmehr steht's im alten Register. Und ich bitte Sie bei Ihrer Liebe, es gleichfalls dahin gestellt sein zu lassen. Es war einmal wieder ein Streich von Wieland. Man darf bei ihm so etwas nicht aufnehmen, wie man's bei einem andern aufnehmen müßte. Es läßt sich noch entschuldigen, wenn man denkt, daß er sich zuweilen den Schwindel an Kopf schreibt, und Treu und Glauben darüber vergißt, und nicht weiß, was er thut; und dann, daß ich völlig davon überzeugt bin, daß er im Grunde zehnmal mehr auf mich hält, aus mancherlei Ausdrücken bei verschiedenen Anlässen, als er sich einbildet, daß ich auf ihn halte. So oft ihm nun das einfällt, so oft wird er gegen mich aufgebracht und wenn er eben in seiner Größe dasitzt, wie er denn just damals an seiner Rosamunde [S. 98] im Liebeswerk begriffen gewesen sein mag, so nimmt er den Donnerkeil, und tunkt in's Dintenfaß und schreibt: ohe! jam satis est! Und ist's Ebbe bei ihm, so schreibt er, wie z. E. noch in seinem letztern Briefe an Fritzen aus Weimar: 'Sage Heinsen, daß seine Mauvillonade durchgängig für ein Meisterstück passirt vom feinsten Periflage. Wenigstens in der Welt, worin ich Athem hole. Und das ist sie auch. Wir freuen

*) Heinse lobte um diese Zeit Wieland, weil er eine Aufforderung Heinse's zur Subscription auf ein Werk von ihm abdrucken wollte. Wieland aber vergaß nachher den Abdruck im nächsten Hefte.

x) Vergl. Schober: [illegible], S. 215!

uns, ein neues Talent an ihm zu entdecken, das er ja nicht vergraben soll. Ich hoffe, es soll dadurch ein Schrecken unter die Pursche gerathen: denn der ist nun todt und begraben.' — Und jetzt sehe ich die ganze Sache an, wie sie steht und liegt, in einem komischen Lichte. Nun nicht ein Wort mehr davon. Ich hätte mich bestimmter sollen ausdrücken. Denn sagen mußt' ich Ihnen, wie es gekommen, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben.

Die Briefe an Sie über die Gallerie*) besonders drucken zu lassen, wird hart halten. Es fehlt der Schluß, und sie machen so kein Ganzes. Ich werde öfters angegangen, sie fortzusetzen; allein ich bin jetzt dazu nicht in der Verfassung und mit andern Dingen beschäftigt. Wenn Sie glauben, daß Sie dadurch dem Kronprinzen eine günstige Meinung von mir beibringen könnten, so dächt' ich wäre wohl eben so gut, daß er dieselben aus dem Mercur sich vorlesen ließe, wo nicht sogar besser. Es fiele dann das Ansehen weg, als wären sie eine nette und feine Angel, seine Gnade wegzufischen. Von den Madonnen mit dem Christkindlein im Anfang scheint er mir außerdem kein großer Liebhaber zu sein. Die Amazonen-Schlacht, der Sanherib, der Mädchenraub u. m. a. im dritten, und die Beschreibung einiger Antiken im zweiten werden bessere Wirkung thun. Von Rom, Florenz, Venedig, von Neapel, Palermo, Girgent, dem Aetna wollte ich Alles noch weit besser und erbaulicher beschreiben, was er nicht selbst sehen, hören und genießen könnte: wenn er mich zu Ihrem und Seinem reisenden Secretarius auserköre. Es sollte ihm nicht soviel kosten, als vielleicht zuweilen der geringste seiner Diener bei übler Laune auf ein Kartenblatt setzt. Und hernach wollt' ich ihm seine Gallerie oder Bibliothek gar schön in Ordnung halten. Unterdessen herzlichen neuen Dank für Ihr allzugütiges Opfer. — Fritz ist nicht in Mannheim. Noch gestern Mittags haben wir mit einander bei unserem Kanzler, dem Vater des Grafen, ein Fläschchen göttlichen Kapwein und Abends zu Hause eine Flasche Lyrischen Champagner in Herrlichkeit und Freuden zu uns genommen, unter Gesprächen, wo Plato und Alcibiades selbst ein Wörtchen mit drein gesprochen haben würden. La Roche ist gleichfalls nicht in Mannheim. Wieland ist jetzt fort, und hat allein da gesessen. Die Rosamunde wird vielleicht diesen ganzen Winter nicht aufgeführt. Der Fürst ist zu München und protestirt gegen das göttliche Recht der Stärke; und wird mit einer Extrapost voll Juwelen und goldner Schnupftabackdosen, übrigens aber fast unverrichteter Sachen bald wieder nach Hause kommen; und wenn Wieland noch da wäre, vermuthlich ihm ein sauer Gesicht machen, daß er dem Kaiser sein göttliches Recht in der sonderbaren und unbegreiflich wunderlichen Epistel an Dohm im Mercur so herausgestrichen. O! daß ich nicht bey Ihnen bin. Was ich Ihnen über alle diese Herrlichkeiten für neue Mähren erzählen wollte!

Glück und Heil zu dem neu angelegten Vogelfang überirdischer Wesen in dieser Zeitlichkeit! oder um mich nicht so theologisch auszudrücken, Glück und Heil zu unsers jungen Gleims Verbindung, ein Geschlecht edler Menschen unter so vielen Verkommenen, mit helfen fortzupflanzen; und alle Freuden der Erden in seiner Ehe!

Zu Ihren Romanzen sitz' ich schon da mit lüsternem Ohre. Ich umarme Sie voll kindlicher Liebe. Heinse."

*) Zu Düsseldorf. Vergl. S. 148.

Am 3. Februar 1778 schreibt Heinse an Gleim:

„Ich befürchte, trauter Herzenspapa, daß in meinem letztern einiger Zorn und Feuer-Worte über Wielanden mit untergelaufen sein mögen. Wenn dem so ist, so bitten Mäßigung und Edelmuth in mir deswegen um Vergebung. Mein Wille war es nicht; ich wollte Ihnen die Sache rein für sich, und unpragmatisch erzählen. Aber wir sind alle der Art, daß wir immer wieder ein wenig hitzig vor der Stirn werden, wenn wir in so etwas mit Herz und Sinn uns von neuem verlieren. Chi ha amaro in bocca, non quò sputare miele [wer bitteres im Munde hat, kann nicht Honig ausspucken], sagt der Italiener. Scharren wir ein Häufchen Erde drüber und gehen nach Hause und lassen's an seinen Ort gesteckt sein. Es ist ja so nach dem Corpus iuris bloß in die Luft gegangen, und Wieland ist jetzt ohnehin bei seiner zur unglücklichen Stunde begonnenen und fatal abgelaufenen Mannheimer Reise mehr zu bedauren, als daß man noch über ihn zürnen sollte. Ich werde meine Lust daran haben, wenn er mit dem Kaiser und der Königin von Ungarn und Lessingen in ein Horn bläst.

Vater Rhein ist die vorige Woche mit einer solchen Stromkraft einhergezogen gekommen, als man ihn in vielen Jahren nicht gesehen. Er hat allen Wein in den Kellern von seiner Gefangenschaft befreit, und Düsseldorf ist dabei in ein Klein-Venedig verwandelt worden, so daß wir mit Gondeln durch die Straßen geschifft sind. Mir hat er indessen einen großen linken dicken Backen hinterlassen, woran ich ein Kräutersäckchen halten muß, welches mich hindert, Ihnen mehr zu sagen, als daß ich ewig bin

Ihr getreuer Sohn
H."

N. S. „Glück und Muth an all Ihre Lieben sammt Jacobi und Schmidten."

Nur eine ungedruckte Stelle des Briefes von Heinse aus Düsseldorf vom 6. Februar 1778 lassen wir jetzt noch folgen: „Ich schrieb Ihnen vorigen Posttag, daß ich meine Freude daran haben würde, wenn Wieland mit dem Kaiser und Lessingen noch in ein Horn bliese, und — dachte nicht daran, wie ich hernach überlegte, daß Ihnen die Zeile verfänglich seyn und Sie weiter führen könnte, als sie sollte. Just als ich an Sie schrieb, erhielt ich eben einen Brief von einem Freunde aus Frankfurt, welcher mir meldete, daß Wieland bey seiner Durchreise nach Hause sehr mißvergnügt und übel aufgereimt erschienen, und wahrscheinlich nicht mit Mannheim zufrieden gewesen wäre u. s. w. und dies ist denn unvermerkt und unbestimmt in meinen mit eingeflossen. Vielleicht ist seine Meinung zu voreilig, zumal da gewiß ist, daß man Wielanden wenigstens alle Ehre erwiesen."

B. Frau von Massow vor ihrer Bekanntschaft mit Heinse.

[Vergl. S. 138—142.]

Nach seinem Besuche in Halberstadt schrieb Johann Georg Jacobi aus Halle den 19. September 1767 an Gleim: „Mehrere Stunden durfte ich nicht in Gesellschaften verlieren. Und war nicht die naive Gleminde bey uns? Sah ich nicht eine Venus Rochau? Tanzten wir nicht in den [Spiegels?-] Bergen? Lagerten wir uns nicht in der Vertiefung? O wie schön wäre ein Leben, das diesen acht

Tagen glich!" Die Familie Massow in Halberstadt dagegen wird zuerst erwähnt in seinem Briefe aus Halle 1. Okt. 1767. In ihm heißt es: „Herr von Massau hat mich nicht besucht. Es thut mir recht sehr leyd, denn alles was von Halberstadt kömt, ist mir angenehm." Aber schon am 20. Okt. besuchte er ihn mit Gemahlin. Sie kamen mit vier Pferden angefahren und nun ist besonders noch von der Venus Massau die Rede. Den Brief vom 21. Okt., wo über diesen Besuch berichtet wird, findet man in: Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768 S. 79—85. Nach seinem ungedruckten Briefe vom 12. Dec. 1767 besang er sie nun unter dem Namen Themire. Nach den ungedruckten Briefen aus Halle 6. und 19. März 1768 ist jedoch in dem Gedichte über Themire und Asträa unter Themire eine andere als Frau von Massow verstanden. Dies Gedicht steht bereits gedruckt a. a. O. S. 319—323. Ebenda S. 360—363 findet sich auch ein Gedicht „Die Schönpflästerchen, vertheidigt wider Herrn Gleim. An die Frau von Massow." Vergl. darüber den ungedruckten Brief aus Halle 27. März 1768.

Der Geheime Rath von Schellersheim, Vater der Frau von Massow, verwaltete in Quedlinburg das Amt eines Stiftshauptmanns. Herr Bürgermeister Brecht hatte die Güte meine Anfrage nach Heinse's Wohnung in Quedlinburg durch folgende Zeilen zu beantworten: „Aller Mühe unerachtet ist es nicht möglich gewesen zu ermitteln wo der Stiftshauptmann v. Schellersheim gewohnt hat. Wäre er Hausbesitzer gewesen, so hätte die Feststellung gelingen müssen. Da er aber schon 1774 durch seinen Amtsnachfolger von Berg ersetzt ist, so wußten selbst die ältesten Leute keine Auskunft zu geben."

C. Johann Joachim Ewald und die Beziehungen der deutschen Schriftsteller zu Italien vor Heinse und Goethe.*)

Unserer guten Nachbarstadt Spandau wird in volksthümlichen Redewendungen mitunter gedacht, wo man es nicht erwartet. „Er muß über den Berg", sagt das Volk, wenn Jemand „nach Spandau", auf die Festung, kommt. „Der spandauer Wind", sagen manche Wetterpropheten, „bringt den meisten Regen nach Berlin." Wer aber weiß wohl noch von dem spandauer Dichter Ewald zu erzählen, der nach Nicolai's Aussage noch 1808 in der Mark eine ganz bekannte Persönlichkeit war? Selbst wenn der berliner vom spandauer Bock aus auf die anziehende Landschaft herabsieht, in der sich der Charakter der Spree- und der Havel-Landschaft noch mehr mit einander ausgleicht, als dies schon bei dem jetzt leider verfallenen Korbhäuschen im Park zu Charlottenburg der Fall ist: so erinnert er sich nicht mehr daran, daß auch die Festungsstadt Spandau ihren Dichter gehabt hat, welcher dort bei diesen echt märkischen gelben Kirchthürmen am 3. September 1727 als Sohn eines Handwerkers und späteren Wirthes geboren wurde und als Vorläufer Schmidts von Werneuchen sang:

Schön fließt die Havel dort
Um kleine Inseln fort.

*) Nach ungedruckten Briefen von Ewald an Kleist, die S. 304 vollständig angehängt sind, so wie nach Nicolai's Mittheilungen über Ewald und über Kleist in Biesters neuer berliner Monatsschrift, 20. Band, und nach Justi's empfehlenswerthem Leben Winckelmanns. Vergl. oben S. 138.

Wer denkt aber, indem er diese Worte liest, nicht an das anmuthige, kahn- und muldenförmig in der Havel ruhende Pichelswerder?

Unser Budikerssohn Ewald führte nur die echt märkischen Vornamen Johann Joachim. Nicolai, der seinen Taufschein vor sich hatte, bezeugt es. Nicolai fand unter Ewalds gedruckten Sinngedichten nicht allein mehrere von Kleist, sondern sogar eins, das er selbst verfaßt hatte. Ohne aus Ewald auch nur einen Dichter zweiten Ranges machen zu wollen, bedauere ich doch, daß gar zu wenig von seinen größeren Gedichten auf uns gekommen ist. Ewalds politisch-historische Lieder behandelten die bekannten Themata jener Zeit, das Erdbeben zu Lissabon u. s. w. Friedrich soll zum Apollo werden und thessalisch seine Flur. Bekanntlich wurde aber Friedrich kein Apollo. Daher mag es auch der Muse Ewalds nicht leicht geworden sein, über ihren Berg wegzukommen und von Spandaus Flur auf die Schule in Berlin zu gelangen. Ehe Gleim beim halberstädter Dome seine Bude als Maecen der deutschen Dichter aufgeschlagen hatte, konnte ein sogenannter witziger Kopf in Deutschland einen Beschützer beinahe nur bei der französischen Colonie finden, deren Einfluß man in keiner Weise unterschätzen muß und die allein schon Friedrichs frühe und überwiegende Beziehungen zur französischen Literatur erklären würde. Wirklich fand dann auch Ewald, der seit 1744 das cöllnische Gymnasium in Berlin besuchte, einen Gönner in einem Prediger der „französisch-werderschen Kirche", welcher den Titel eines Geheimen Raths führte. Er hieß Achard, und zahlte noch 1758 für Ewald 50 Thlr. aus. Bloß auf Ewalds Moralität scheint Achard keinen veredelnden Einfluß geübt zu haben, wenn dieser auch später seine Universitätsstudien in der Art absolvirte, daß er bald als Jurist, bald als vornehmer Erzieher ein Unterkommen fand. Ueber keinen einzigen Tag in Ewalds Leben sind wir so genau unterrichtet, als über den ersten Weihnachtstag 1755. An diesem Tage aber fürchtete Nicolai bereits nach früheren Erfahrungen mit Ewald einen Exceß von Seiten desselben, als er in Berlin in etwas peinlicher Form die Aufforderung erhielt, sogleich zu Ewald, dem Auditeur von Potsdam, in das Wirthshaus zum Schwan in Charlottenburg zu kommen. Indessen machte sich Nicolai auf den Weg. Im Schwan zu Charlottenburg fand er Ewald mit einem langen wohlgewachsenen Herren von einnehmender Gesichtsbildung, der aber todtenblaß war. Ewald war sehr verlegen und bezeichnete den fremden als den bekannten Herrn von Blumenthal, der mit ihm von Potsdam herüber gekommen sei. Man setzte sich. Ewald sprach wenig und abgebrochen, der Herr von Blumenthal noch weniger und das wenige noch abgerissener. Endlich aber sagte der fremde: „Lieber Nicolai, ich bin nicht Blumenthal, ich bin der unglückliche Kleist."

Man denke sich Nicolai's Erstaunen! In Betreff des Auditeurs Ewald, dessen Freundschaft mit dem Dichter Ewald von Kleist wohl schon damals nicht unbekannt war, konnte er sich nun allerdings völlig beruhigen. Jetzt war sein erster Gedanke, daß Kleist das Unglück gehabt haben müsse, Jemand im Duell zu erstechen. Bald aber klärte sichs noch anders auf. Kleist hatte schon mehrmals und besonders in den langen trüben Wintertagen an Melancholie gelitten. Sie soll aus körperlichen Ursachen entstanden sein, schien aber „durch seine zarten Empfindungen" vermehrt zu werden. Ein solcher Anfall hatte ihn seit einigen Tagen so stark ergriffen, daß er fast einen Selbstmord versucht hätte. Das Bewußtsein von seinem Zustande versenkte ihn immer tiefer in eine beinahe trostlose Traurig-

keit. Jedermann bedauerte ihn. Da der Dichter von seinen Freunden nicht zu bewegen war, in Gesellschaft zu gehen, wodurch man seine Schwermuth zu zerstreuen hoffte, so kommandirte ihn sein General, der Prinz Heinrich, gnädigst nach Berlin zum Carneval ab, wo er durchaus nur die Opern und die Redouten fleißig besuchen sollte. Es wurde ihm anbefohlen, unverzüglich dahin abzureisen. Wider seinen Willen mußte Kleist gehorchen. Johann Joachim Ewald begleitete ihn. Aber schon eine Viertelmeile von Potsdam entfernt, erklärte Kleist es für unmöglich, in seiner jetzigen Stimmung vor Menschen zu erscheinen. Aller Vorstellungen ungeachtet, ließ er nach Charlottenburg ablenken, wo er bleiben und niemand sehen wollte. Ewald war in der größten Verlegenheit. Er fürchtete von der Einsamkeit in Charlottenburg noch schlimmere Folgen als in Potsdam. Seine Verantwortlichkeit suchte er umsonst dadurch zu verringern, daß er noch einige Freunde Kleists aus Berlin zu diesem unheimlichen Beisammensein nach Charlottenburg einzuladen vorschlug. Endlich siegte bei Kleist der Wunsch, Nicolai zu sehen, welchen er noch nicht kannte. Er gestattete, daß ein Bote an diesen abging. Aber auch diese Einladung gereute ihn, als kaum der Bote fort war. Plagte ihn doch der Gedanke, daß ihn Jedermann verachten müsse, weil er sich in einem Zustande des Wahnsinns befinde, wodurch seine Ehre angegriffen sei. Und da er sich auf dem Zettelchen, welches dem Boten übergeben war, von vorn herein die Nennung seines Namens verbeten hatte, so erzwang er von dem Auditeur das Versprechen, seinem literarischen Freunde Nicolai nicht zu entdecken, wer der Unglückliche sei, sondern ihn — Blumenthal zu nennen.

Ewald und Nicolai suchten nun Kleist zu überzeugen, daß er sich keineswegs in einem Zustande befinde oder befunden hätte, in welchem ihn irgend ein Mensch verachten könnte. Auch bezeugte Nicolai seine ungeheuchelte Freude, den Dichter von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Diese Reden fielen auf einen guten Boden. Zwar mußte der Auditeur noch dem Bedienten befehlen, den Offizier zu beobachten, als dieser auf den Hof hinausging, damit er sich nicht doch noch das Leben nähme. Aber trauliche Gespräche über die Poesie erheiterten ihn mehr und mehr. Da er wegen heftiger Kreuzschmerzen nicht gehen konnte, so wurde eine Spazierfahrt gemacht. Man fuhr aufs freie Feld. Es war am Abende eines hellen Wintertages. Die Abendröthe blickte durch die beschneiten Bäume. Sie röthete den Horizont und die benachbarte Spree. Kleist gerieth in eine Art von Entzückung. Der Dichter des Frühlings deklamirte mit Innigkeit einige Verse aus seinem angefangenen „Winter". Endlich stimmte der Auditeur Ewald das Lied von Gleim an:

O Bachis, laß Sorgen und Grillen
Dir Herz und Gedanken nicht füllen!

Kleist schien nun immer poetischer, Ewald schien immer toller zu werden. Selbst Nicolai, der Aufklärer, wurde gemüthlich. Er hielt ein ausgelassenes lateinisches Citat für angebracht. „Dulce est desipere in loco!" bemerkte er. Aber o wehe! „Ja, desipere, desipere!" rief Kleist nun aus. „Das ist mein Fall! Das wissen Sie. Das sieht Jedermann. Desipere, desipere! Ich bin entehrt vor aller Welt! Desipere! desipere!" Voller Schrecken suchte Nicolai das unselige Wort zu entschuldigen. Es hielt schwer. Mit der reizenden Winterspazierfahrt der drei literarischen Freunde war es zu Ende. Der Kutscher des Herrn von Kleist mußte umwenden. Jedoch fuhr die ganze traurige Gesellschaft noch spät

abends in der Kutsche nach Berlin. Hier sah Kleist fast niemand, und Prinz Heinrich, der auch hier war, lud ihn vergeblich zur Tafel. Dagegen genas er pflichtschuldigst von sechzehn Flaschen burgunder, welche ihm dieser Prinz, sein General, als Arznei schickte. Noch in Berlin dichtete er die Einladung aufs Land, worin er Ewald, seinen „Thyrsis", als biederer Landebelmann, auf sein Gut einladet, um fern von der Pracht des Hofes auf öden Fluren das Wild im bereiften Grase zu verfolgen und „Den langen Abend zu verflistern" in Gesellschaft von Lalage und seiner eigenen Chloris. Wie sehr wir uns nun aber auch durch diese Einladung aufs Land angezogen fühlen mögen, so beweist doch der Vorfall in Charlottenburg, daß auch der Lichtpunkt in Ewalds Leben, die Freundschaft mit Kleist, ihre Schattenseiten hatte. Interessanter und lohnender, als dies weiter auszuführen, wird es sein, nach einer Erklärung für den grellen Vorfall in Charlottenburg zu suchen, und ihn zugleich als Schlüssel für das Verständniß von Kleists noch immer in manchen Punkten dunkler Persönlichkeit zu benutzen.

Zunächst muß gesagt werden, daß an eine Anwandlung von wirklichem Wahnsinn bei jener Scene gar nicht zu denken ist. Kleists „Hypochondrie" ging aus einem kranken Körper hervor, den er, obgleich von Jugend an mehr einem vornehmen dolce far niente zugeneigt, gerade um die Zeit seiner erfolgreichsten literarischen Produktionen, durch verdoppelte Anstrengung als Offizier im Dienste, in großer Anspannung hielt und überreizte. Für diese Pflichttreue fehlte ihm nur die Anerkenuung einiger Kameraden, die ihn stündlich beobachten konnten. Zeigen doch seine gelegentlichen Schlachtberichte, daß er der damaligen neuesten Strategie sich mit der ganzen Fülle seines nicht unbedeutenden Geistesvermögens auf eine nicht gemeine Art bemächtigt hatte. So ehrten denn auch in der Regel die Generäle und die Prinzen durch ihr Benehmen gegen ihn den geistvollen Offizier, mit dessen Antworten der König selbst sehr zufrieden gewesen war, als er sich nach seiner Ankunft bei der preußischen Armee ausführlich über die Beschaffenheit des dänischen Heeres, über die Kriegseinrichtungen in Norwegen und andere militairische Dinge mit ihm unterhalten hatte.

Seit 1757 war Ewald Gouvernementsauditeur bei der preußischen Armee in Dresden. Halle, Leipzig und Dresden waren damals noch weit interessantere Orte als jetzt, und fast an allen drei Orten waren die Freunde Ewald und Kleist wie zu Hause. In Halle lebte bis 1743 der Kanzler Ludwig. Schon der Annahme der preußischen Königskrone hatte er seine Schrift de auspicio regis auf dem Fuße folgen lassen. Beim Tode Karl VI. hatte er seine Gründe, weshalb Preußen Schlesien fordern könne, an Friedrich II. gesandt, und war von diesem dann mit Auszeichnung empfangen. Bei seiner Rückkehr hatte er den Studenten vom Katheder herab angezeigt, welcher Ehrentitel ihm nun zunächst zugedacht war. Er verzeichnete sie alle auf seinen Schriften und fügte dann noch ein „et caetera" hinzu, obgleich er nur den Besitz eines Landhauses bei Halle wegließ, welches eben deshalb noch vor dreißig Jahren „Ludwigs Etcätera" hieß, ganz in ähnlicher Weise, wie der berliner sein „Nähnadelsruh", das ein Schneider von seinen Ersparnissen baute, gekannt hat. War diese Kathedergröße in Halle nun aber doch schon vorübergegangen, so war dagegen an jenem Orte die Begründung der neuen Wissenschaft der Aesthetik noch nicht völlig beendigt. Der erste Band von Baum-

gartens*) Aesthetik war 1750 erschienen. „Da die Weltweisheit (sagt ein Zuhörer Baumgartens) größtentheils geübt und gelehrt wurde von denen, die durch Lesung ihrer düstern Vorgänger in derselben der Empfindung wenig Raum lassen können und dieselbe gleichsam mit einer harten Haut überziehen lassen: so hat man uns durch ein Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten und Umschweife geführt, die am Ende vornehmlich gedient haben, ungeheuere Bücher auszuhecken und durch Ekel zu ermüden. Aus diesen Gründen ist die Kunst von philosophischen Betrachtungen ausgeschlossen geblieben und die großen allgemeinen Wahrheiten, die auf Rosen zur Untersuchung der Schönheit und von dieser näher zur Quelle derselben führen, da dieselbe nicht auf das einzelne Schöne angewendet und gedeutet worden, haben sich in leere Betrachtungen verloren." Allerdings hatte Baumgarten die Verbindung der Philosophie mit den schönen Wissenschaften einen Schritt weiter geführt als Gottsched. Aber die Metaphysiker, die „seit die Obrigkeit es erlaubte, zu Halle wie die Pilze nach einem warmen Regen emporschossen", betrachteten nach Justi's Ausdrucke „die Welt des Schönen im Grunde nur als eine Verhüllung philosophischer Wahrheiten, welche von ihnen die Rückübersetzung ins Intellectuelle erwarten."

In den Kreisen dieser hallischen Philosophen war Ewald wohl bekannt. Er wies auch Kleist während des Feldzuges in dieselben zu einer Zeit, da der Professor Meier der jungen Wissenschaft der Aesthetik besonders durch eine schöne Frau Ehre machte. „Ich küsse Sie (schrieb Ewald 9. März 1857 aus Dresden an Kleist, nachdem er sich vorher einen nähern Bericht über Frau Meier ausgebeten hatte): Sie, nicht die Frau Meiern."

Wie einflußreiche Verbindungen Ewald auch in Dresden hatte, so suchte er sich doch bald auswärts unter der Hand eine andere Stelle. Ja, er gab die seine freiwillig auf, als ihn, wie es scheint, ein früherer Beamter des Grafen Brühl, namens von Egerland, umsonst mit nach England nehmen wollte. Zwischen Leipzig und Halle reisten sie an Kleist vorbei. „Ums Himmels Willen! (schrieb Gleim bald darauf in einem ungedruckten Briefe an Kleist aus Halberstadt) warum sage ich Ihnen nicht vor allen Dingen, daß Herr Ewald bei mir gewesen und mir einen Gruß von Ihnen überbracht, aber auch sogleich seine Reise fortgesetzt hat? Eben deswegen, weil er dies gethan und sich weder durch Bitten, noch Flehen keine Stunde hat wollen aufhalten lassen, bin ich so wenig mit seinem Besuch zufrieden, daß ich ihn lieber nicht gehabt hätte. Ueberdem kann ich nicht leugnen, daß die Art und Weise, mit welcher er die Reise unternommen hat, und einige andere Umstände, die ich nicht schreiben kann, mich überreden, daß er nicht mit gehöriger Behutsamkeit sich dazu entschlossen habe und dabei zu Werke gegangen sei. Meiner Seits hätte ich die Reise nach England mit Jemand, der in des Gr. v. B. Dienst gewesen ist, bei jetziger Zeit nicht gethan. E. kann, so ehrlicher Mann er ist, sich deshalb verdächtig machen. — Ich habe mich nicht entbrechen können, ihm meine Bedenklichkeit zu sagen, aber er meinte, er wäre auf alle Weise für alle Ungelegenheiten sicher. Man kenne ihn zu gut, als daß man einigen Verdacht auf ihn sollte schöpfen können. — Noch eine Bedenklichkeit ist, daß er sich in ein Land, wie England ist, wo man mit wenig Geld nicht fortkommen kann,

*) Vergl. über ihn Fr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 81.

mit gar nichts begiebt und es auf ein Gerathewohl ankommen läßt. Ich habe einen Bekannten gehabt, einen Hegemeister aus Küstrin, der auf dieselbe Weise sehr unglücklich geworden ist. Die Neigung zu Reisen war bei ihm eine Krankheit und brachte ihn um Alles. Herr Ewald kommt mir ebenso vor. Er bat auch um Vorschuß, ich gab ihm, was ich hatte, 60 Thaler. Aber damit kommt er nicht übers Meer. Schreiben Sie mir doch nur mit zwei Worten, ob meine Bedenken gegründet sind oder nicht." Hieraus geht auch hervor, daß Gleim nicht einmal über Ewalds Verhältniß zu dem Herrn von Egerland, der ihn, wie schon gesagt, umsonst mitnahm, vollständig aufgeklärt war.

Vom Gesandten Mitchell empfohlen, hatte Ewald, der in der Ausgabe seiner Gedichte von 1757 Thomsons Jahreszeiten in vortrefflicher deutscher Prosa übersetzt hatte, Zutritt bei Hofe, beim Parlament und in der Akademie in England. Er lernte nach seiner Aussage in England „mehr gute Menschen" kennen, als er bis dahin in der Welt geglaubt hatte. Bald aber verließ er England wieder, wenn auch „mit Thränen, jedoch nicht" zu seinem Schaden. Der Geheimerath Cothrum und der Stallmeister von Brandt empfahlen ihn dem Erbprinzen von Hessen Darmstadt, der ihn zum Hofrath ernannte und ihm „die Erziehung dero jungen Printzens unter gantz guten Bedingungen" anvertraute. Bei Walther in Amsterdam erhob er 50 Thlr. auf einen Wechsel, den ihm Kleist irgendwann als Vorschuß gegeben hatte. Mit diesem Gelde reiste er nach Ems. Dort traf er im Herbst 1757 mit seinem Erbprinzen zusammen. In einem verloren gegangenen Gedichte (O Pyrrha, preß die Purpurtrauben) besang er den schönen Herbst. Bald glaubte er sich vom ganzen Hofe geliebt. Von Ems aus machte er Ende Oktobers oder Anfang Novembers Reisen an den zweibrückischen und durlachischen Hof und war am 5. November 1757 in Straßburg. Es war dies der Tag der Schlacht bei Roßbach. Die Nachricht von dieser Schlacht brachte ihm sein Erbprinz, wie es scheint, schon wieder in Ems selbst, „für Freuden" zitternd an das Bett. Der Erbprinz weckte nach Ankunft der Stafette, welche die Nachricht brachte, alle seine Leute. Am andern Tag wurde der Sieg gefeiert. Es gab Musik, Ball und alles im Ueberfluß „auf Kosten des Herrn Landgrafen", welcher den Prinzen in Ems frei hielt. Ewald schrieb noch ein Gedicht auf die Schlacht bei Roßbach*). Seine nächste Adresse (schrieb er den 14. November 1757 an seinen Kleist) sei nun Buchsweiler, bei Straßburg, wo er vielleicht sein Amt als hessendarmstädtischer Prinzenerzieher erst wirklich antreten sollte. Er dachte an einen baldigen Ausflug nach Paris. Allein die Hauptsache war ihm doch, daß sein Erbprinz zugleich in preußischen Diensten stand. Die Frau Erbprinzessin war beim preußischen Hofe in Magdeburg wie zu Hause. Und so schien sich auf jede Weise dem Poeten von Spandau nun die Aussicht zu bieten, als Erzieher, als Hofmann oder geradezu als Faktotum des Erbprinzen aus den Rheinlanden in die Nähe Friedrichs und Kleists oder doch in die Nähe Gleims und der preußischen Prinzessin Amalia zurück zu gelangen. Wie anders aber war dies alles im Rathe der Götter beschlossen! Allerdings blieb der Erbprinz sogar als Landgraf Ludwig IX. seinen preußischen Sympathien getreu und fand sein ganzes Glück in einem nach preußischem Muster

*) Es hat sich in einer Abschrift von Herders Hand in Herders Nachlasse (nach mündlicher Mittheilung des Hrn. Dr. Suphan) gefunden.

gedrillten Grenadier-Regiment. Nachdem Ewald aber dann sein Hofrathsamt entweder freiwillig aufgegeben, oder durch den Erbprinzen, der später als Landgraf den braven Staatsmann von Moser und den biedern Matthias Claudius nicht zu ihrem Glücke nach Darmstadt zog, ohne Pension wieder verloren hatte, wandte sich der darmstädter Hofrath in dem Todesjahre Kleists einem Staatsleben und solchen Verhältnissen zu, welche denjenigen in Preußen und an den deutschen Höfen geradezu entgegengesetzt waren: er ging nach Rom.

„Sollen wir Stürme herbeiwünschen, da wir eine so schöne Windstille genießen?"

So sagte mit einem Seitenblicke auf Preußen der heilige Vater einst selbst zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Und man brauchte gerade kein Mönch zu werden, um diese angenehme Windstille in Rom mit genießen zu dürfen. Ein über eine Binde geschlagener blauer Streifen mit weißem Rändchen, ein seidener Mantel, nur so lang wie der Rock, und ein sammtnes Unterkleid verhinderte damals in Rom niemand, die Oper zu besuchen oder den Cicisbeo zu spielen. Es war das die Tracht der Abaten bei Hofe. Solche Abaten standen auf allen Straßen und Plätzen Roms zu hunderten, waren oft zerrissen und bloß und hatten nichts zu thun, als die vorübergehenden zu betrachten. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie als Ciceronen, ja als Domestiken in vornehmen Häusern. Die feineren nährten sich von Chocoladen, die ihnen bei ihren Morgenvisiten vorgesetzt wurden.

Gar manche Italiener kamen im vorigen Jahrhundert über die Alpen, um mit ihrem lebhafteren Naturell, welches ja auch den großen Friedrich beinahe ebenso sehr anzog als der französische Volkscharakter, im Norden ihr Glück zu machen. Sie fanden hier Professorenstühle und Gesandtschaftsposten und heiratheten schöne, frische und lebensvolle deutsche Frauen, von denen sie mit einer Menge von Kindern beschenkt wurden. Dahingegen unsere Gelehrten in Rom zur Zeit des siebenjährigen Krieges mischten sich unter die Mönche, blieben unverheirathet und schlugen Purzelbäume mit den zahlreichen Kindern ihrer Freunde, der Maler, bei denen sie an den römischen Fasttagen zu speisen pflegten. Anstatt in Italien auf die Erwerbung von Rittergütern zu denken, wie die Italiener in Deutschland, überließen sie sich dem einsamsten Nachdenken über die Vorzeit in der träumerisch-beschaulichen Stimmung römischer Gärten, in denen sich jene wilde Poesie entwickelt hatte, deren Entstehen Justi mit folgenden Worten erklärt: „Der Herr stirbt, seine Güter werden getheilt, weder Neffen noch Söhne finden das Haus des Vorfahren nach ihrem Geschmacke; sie vernachlässigen es. In drei bis vier Generationen wird eine Fläche Feld beackert, die man mit Millionen nivellirt und mit Statuen, Vasen und Laubgängen bedeckt hatte." Es verlohnte sich wohl der Mühe, sich in solchen Gärten den Weg durch Sträucher und Gebüsche voll Schlangen und Eidechsen zu bahnen. Fand man doch überall um Rom jene nackten Ziegelmauern ausgesäet, die einst marmorbekleidete Paläste mit vielen Statuen und Gemälden gewesen waren. Und alle diese Gärten fanden unsere Landsleute damals wie jetzt selbst im Winter voll Orangen, Lorbeern und Cypressen.

Aber dennoch würde man irren, wenn man glauben wollte, daß Italien ihnen auch damals nichts geboten habe, als diese schattigen Lorbeerwälder und Alleen von hohen Cypressen, und diese Spaziergänge, die sich bei einigen Villen eine Viertelmeile weit am Gatterwerke von Orangen hinzogen. Die ausgezeich-

netsten unter diesen Fremdlingen in Rom genossen dort, wenn sie auch kaum für sich selbst da eine bleibende Stätte fanden, doch noch eine ganz andere Gastfreundschaft als diejenige, die Winckelmann im Auge hatte, da er schrieb, er wolle sein Leben mehr genießen und niemals mehr zu Hause essen, sondern alle Zeit bei Cardinälen und guten Freunden. Damals fehlte es in Rom nicht an Geistlichen, welche dort im Mittelpunkte des ehemaligen Römerreiches, von so vielen Antiken beständig umgeben, einen Schatz von archäologischen Kenntnissen gleichsam ererbt und durch profane Literaturstudien erweitert hatten. Durch diese Kenntnisse glänzten sie zwar in jeder Gesellschaft; aber dieselben durch den Druck bekannt zu machen, fehlte der Antrieb, ja, wenn man nicht die Kosten der Veröffentlichung tragen wollte, sogar die Gelegenheit. Es ist, wie die Sache in Justi's Leben Winckelmanns jetzt erscheint, keine Frage mehr, daß selbst Winckelmann, indem er ein System der Alterthumswissenschaft aufstellte, materiell doch vielfach nur die schwerfällige archäologische Erbweisheit dieser Römer in gangbare Münze schlug. Um sich von diesem allen eine deutliche Vorstellung machen zu können, muß man wissen, daß z. B. Giacomelli, Hausprälat und geheimer Kaplan des Papstes, den Aristophanes übersetzt hatte und den Machiavelli als Stilmuster hinstellte, während er späterhin als Sekretair von berüchtigten Bullen und Breven die Sprache der alten Bullen und Breven mit Kraft, Majestät und Salbung handhabte. Endlich unter Ganganelli gestürzt und sogar verachtet, tröstete er sich besonders mit Musik und mit Xenophon und Plato. Von den gewöhnlichen Antiquaren sprach Giacomelli stets mit souverainer Verachtung. — Während bei den Römern die Alterthumswissenschaft „meist ein Epheu ihrer Ruinen" war, sich auf römische Dinge bezog und auf römische Interessen und Gesichtspunkte beschränkte, breitete sich der Horizont bei manchen Nordditalienern gleich etwas weiter aus. So entzückte Paul Maria Paciaudi aus Turin schon in seiner ersten Predigt über den heiligen Thomas die frommen Zuhörer durch die Schilderung von römischen Triumphen, Triumphbögen, Triumphkronen, Trophäen, Wagen, gefesselten Königen und Städtebildern.

Solche gelehrte Theologen aber waren es nicht allein, welche damals mit ihrem antiquarischen Wissen Italien den Humanisten aus Deutschland interessant machten, unter denen ja aber Winckelmann auch eigentlich ein Theologe war, welcher während er mit seinen Cardinälen im Wagen saß, am liebsten daran dachte, was wohl sein altmärkischer Superintendent dazu sagen würde, wenn er ihn so in Rom herumfahren sähe. Auch die reisenden Maler trugen bereits zum Wohlbefinden der deutschen Gelehrten in Italien bei und vielleicht ebenfalls mehr als in neuerer Zeit. Da war vor allen Dingen der Maler Raphael Mengs, damals mit 1200 Zechinen jährlich als premier peintre du Roi de Pologne „mit einem gewissen Vorzuge in Rom." Von Mengs rührte nach der Meinung aller, denen Winckelmann in Rom nahe stand, die künstlerisch-technische Einsicht in den Werken des letzteren her. Aber auch die einzige Schrift von Mengs „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei" verdanken wir lediglich diesem Verkehr mit Winckelmann. Ein bis zwei Jahre nach der Ankunft von Ewald in Italien ging Mengs nach Madrid an den Hof, wo er sechstausend Thaler jährlich, freie Wohnung und freie Maulthiere erhielt. Dort wurde er mit Klopstocks

Bruder, dem feinsinnigen Kunstkenner*) bekannt, der seine „Gedanken über die Schönheit“ 1766 neu herausgeben wollte, weil die erste Auflage von Füßli entstellt sei. Ein junger Engländer, Namens Webb, scheint sich sogar noch 1771 dadurch einfach einen Namen erworben zu haben, daß er die Ansichten über die Kunst von Raphaël Mengs irgendwie für die seinen ausgab.

Ich habe so eben die Kreise der Künstler und geistreichen Leute in romanischen Landen damaliger Zeit, in denen auch unser spandauer Dichter Ewald (gleich Mengs und Winckelmann als Convertit) gelebt haben wird, im allgemeinen geschildert. Ich weiß aber über Ewald nichts besonderes anzuführen. Daß ihn ein Kunstinteresse zuletzt nach Italien zog, wie ihn das Interesse an der englischen Literatur vorher nach England gerufen hatte, dürfte selbst im Falle seiner unfreiwilligen Entlassung durch den Erbprinzen keine zu kühne Vermuthung sein. War er doch auch nach seinen ungedruckten Briefen den Gleim und Kleist wohl an Bildung überlegen, wie er denn auch als Prinzenerzieher seine Stellung ausgefüllt zu haben scheint. Auch bleibt das wahrscheinlichste, daß sein Wahnsinn schlechterdings erst in Italien anfing und nur periodisch war. Seit 1762, da er sich nach Tunis oder Algier eingeschifft haben soll, war er verschollen. Somit können wir uns sein Ende kaum viel weniger gewaltsam vorstellen, als das von Kleist und von Winckelmann.

Je selbständiger Winckelmanns Arbeiten sich abrundeten, um so näher trat ihm der Gedanke an eine Rückkehr selbst nach Preußen. Die Geschichte mit dem lutherischen Gesangbuche, welches er sich kommen ließ, beweist am besten, daß selbst in dem ehemaligen Theologen Winckelmann, und in ihm vielleicht mehr als in Johann Heinrich Voß und anderen Philologen, noch ein Stück von einem Landpfarrer von Grünau zurückgeblieben war. Als ihm aber Anträge aus Preußen kamen, fürchtete er 1766 bei der bekannten Sparsamkeit des Königs, hier nur „eine geringe Figur“ machen zu können. Daher nahm er bei dieser Gelegenheit den Mund recht voll und bramarbasirte fast wie ein Königsmörder: „Ich bin ein wildes Kraut, meinem eignen Triebe überlassen aufgewachsen.“ Aber erst nachdem die Verhandlungen gescheitert waren, schrieb Winckelmann wieder in einem ähnlichen Tone: König Friedrich „weiß nicht, daß man einem Menschen, welcher Rom gegen Berlin verläßt und sich nicht anzutragen nöthig hat, wenigstens ebenso viel geben müsse, als Jemand, welcher von Petersburg gerufen wird . . . Ich verlasse nicht das Eismeer wie Euler oder die Froschpfützen von Holland wie Catt, sondern den schönsten Ort der Welt . . . Ich kann mit ebenso viel Recht sagen, was ein Kastrat in einem ähnlichen Falle in Berlin sagte: Ebbene! faccia cantare il suo generale!“

Für Winckelmanns Schattenseiten war es denn doch sehr charakteristisch, daß dieser römische Convertit, den besonders auch der kriegskundige Quintus Icilius, sein Universitätsfreund aus Halle, nach Preußen zurückzuführen gesucht hatte, sich nicht scheute, eine jedenfalls zweischneidige Aeußerung von einem italienischen Kastraten über die preußischen Generäle, welche auf ihre Art in den Schlachten des siebenjährigen Krieges ja auch ihr Lied zu singen verstanden, für sich anzuführen. Verführt durch den Eifer seiner Freunde und eine unvorsichtige Aeußerung Nicolai's,

*) Friedr. d. Gr. u. d. d. Lit. S. 149.

hatte Winckelmann als Friedrichs Bibliothekar 2000 Thlr. verlangt. Nach Aufstellung dieser Forderung aber war alles vorbei, denn Friedrich meinte, daß für einen deutschen Bibliothekar 1000 Thlr. genug gewesen wären.

Justi bemerkt hierzu in seinem Leben Winckelmanns noch: „Wie er vermuthete, verwechselte ihn der König mit einem ehemaligen Auditeur von Prinz-Heinrichs-Regiment aus Spandau, Ewald, einem Dichter von Epigrammen, „„einem irren Menschen"", der ihn „„nackt und bloß"" 1759 in Rom aufgesucht und viel geplagt, endlich gar verführt hatte, um ihm aus seiner Noth zu helfen, „„sich in das Bekehrungsgeschäft zu mengen""; es war sein erster und wie es scheint auch letzter Bekehrungsversuch."

Die Verwechselung würde man dem König Friedrich, wie er gegen die deutschen Autoren nun einmal war, um so mehr zu gute halten müssen, als Ewald und Winckelmann die gleichen Vornamen Johann Joachim führten.

Noch sehr lange zitterten, bis in den hohen Norden hinein, die Lebenswellen der Männer aus den künstlerischen Kreisen Winckelmanns in Italien von den Stürmen nach, welche neidische Götter zur Strafe für die schöne genossene italienische Windstille des Papstes ihnen nachzusenden schienen. Wiedewelt, der ungefähr ein Jahr vor Ewalds Ankunft in Italien aus diesen Kreisen geschieden war, legte den Grund zur Verbreitung des guten Geschmackes in Dänemark, ward Direktor der Akademie in Kopenhagen und schuf unter anderem jene herrlichen Marmorfiguren, von denen schon unser Klopstock sang:

Der Garten des Fürsten verdorrt und wächst
Zu Gesträuch, über des Strauchs Wildniß hebt
Sich der Kunstmeisterschaft Werk dauernd empor.

Mit einer Pension von 500 Rigsdalern hatte Wiedewelt zwei greise Schwestern und einen hilflosen Freund zu ernähren. Als ein Schlagfluß seine Arbeitskraft gebrochen hatte, gab er sich am 21. Dezember 1802 verzweiflungsvoll in den Fluthen des Peblings-Sees den Tod. Oehlenschläger widmete ihm ein edel empfundenes Gedicht. Wiedewelt hatte 1792 sein ansprechendstes Werk geschaffen: die Statue der Treue zur Seite des Freiheitsobelisken am Werfterthor, zum Andenken an die Aufhebung der Leibeigenschaft, die in Dänemark unter den Augen Klopstocks und Bernstorfs auf eine tiefe und gedankenvolle Art wo nicht begonnen, so doch vollendet war. Oehlenschläger gedenkt dieses Bildes der Treue, die nun klagend zu stehen scheint, hingewandt nach dem See, wo ihr Meister den Tod fand. Die Hand, die sie auf den Busen legt, schien nun der Ausdruck eines untröstlichen Schmerzes. Und somit paßt dann auch auf Wiedewelt das Motto aus Juvenal, welches Justi auf Winckelmanns Leben schrieb, und welches ungefähr so lautet: Nicht leicht tauchen Diejenigen zu Ansehn und Glück empor, welche sich voller Tugenden und Anlagen aus einer armen und engen Häuslichkeit hervordrängen müssen. Wessen Vaterhaus aber war wohl beschränkter gewesen, als das unseres Budikersohnes von Spandau? Seine Talente und Tugenden waren gleichfalls mäßig. Aber um sich über dem Wasser zu halten, war er, der in der deutschen Literatur fast nur als satirischer Epigrammatist verzeichnet wird, in Livorno sogar Bettelmönch geworden! Alles umsonst!

Desto glücklicher und erfolgreicher — wenn auch bloß in ihrer Art — wurde die nachmalige Regierung seines Hauptzöglings, welchem Ewald vielleicht

schon etwas von den französischen Sympathien eingeflößt hatte, die er in Achards Hause eingesogen haben mochte. Dieser Schüler Ewalds hieß als letzter Landgraf von Darmstadt Ludwig X., und als erster Großherzog von Hessen Ludwig I. Er ließ seine deutschen Soldaten für Napoleon kämpfen bei Jena, Wagramm und Leipzig, ja, in Spanien. Er starb erst 1830. Der jetzige Großherzog Ludwig III., an dessen Hofe der verstorbene David Friedrich Strauß beim Damenthee seine glatten Vorlesungen hielt, die später unter dem Titel „Der alte und der neue Glaube" gedruckt sind, ist der Enkel von dem Zöglinge des Bettelmönchs von Livorno.

* * *

Ich lasse nun die vorerwähnten Briefe folgen:

Liebster Kleist

Ich wünsche Ihnen zwar zu Ihrem avancement Glück und bin gewiß derjenige unter Ihren Freunden der am meisten Antheil daran nimmt, es solte mich aber sehr betrüben, wenn Ihnen Ihre Versetzung, mein liebster Kleist, nicht auf einige Art als vortheilhaft vorkommen solte. Der König kan nicht Ihre Verdienste miskennen, er hat so manchen braven und verdienstvollen officier unter die Sächsische Armee gesetzt, daß ich nicht glauben kan, daß er dadurch hätte deren und Ihre Condition verschlimmern wollen, zudem so sollen ja die ehemaligen Sächsischen Regimenter mit zu Felde, die Klugheit und die Tapferkeit wird alsdenn den Rang der Regimenter in der Armee bestimmen.*) Des Printzen Heinrichs Königl. Hoheit haben sich wegen Ihrer Versetzung demonstrativisch gegen den Herrn von Brand gerechtfertiget und ihm den Brief vom Könige vorgezeiget, worin er der Vorstellung des Printzen, Sie beym Regiment zu avanciren, zuwider, Sie unter Hausen setzet, der Herr von Brand hat auch Ihre Nachricht von der letzten Affaire des Printz Heinrichs Regiments in Abschrifft denen Printzen v. Preußen und Heinrich vorgelesen, welche sie mit dem größten Vergnügen angehöret und daraus die vortheilhafftesten Begriffe von Ihrer Capacität geschöpfet. Der Herr von Brand ist Ihr wahrer Freund, er versichert mich, daß die Printzen jetzt so für Sie eingenommen sind, daß es ein Wunder seyn würde, wenn solches nicht künftig auf Ihr ferneres avancement Einfluß haben solte. Was hätten Sie nicht ehmals drum gegeben, um in eine andre Garnison als Potsdam zu kommen, Ihre gegenwärtige Stellung dürfte Ihnen noch mehrere Vortheile mit der Zeit zuwege bringen, haben Sie also nur Geduld mein Liebster, der Zufall kan mehr für Sie thun als alle Gunst der Fürsten, die Anzahl Ihrer Freunde und die Achtung der Welt für Ihre Verdienste richtet sich nicht nach Ihrem avancement. Ich kan sagen, daß Sie in Dresden eben so viel Freunde haben als in Berlin, sie hätten alle gewünscht, sie hier durchreisen zu sehen, Sie werden von Allen herzlich gegrüßt. Ich bitte Sie den Regimentsquartiermeister vom Hausenschen Regiment zu grüßen, welchen ich als einen guten Mann Ihnen empfehle. Grüßen Sie doch auch von mir die Madame Padebuschin bey der ich in Halle gewohnt habe**) und wo ich

*) Kleists eigene weitere Lebensschicksale zeigen, daß sein Freund Ewald, als er dies schrieb, gut instruirt war. Ueber Kleist vergl. meine Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Litteratur" S. 71—87 und in vorliegender Schrift oben S. 175—211.

**) Schon als Student?

Sie im Quartier wünſchte, wenn Sie eine Weile in Halle ſtehen ſolten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Preſident Lamprecht, oncle des jungen Lamprechts den wir einmahl zum Auditeur ſchaffen wolten. Grüßen Sie auch von mir den Herrn Hofrath Leyer, der ſamt dem Herrn Lamprecht von mir ein beſonderer Gönner geweſen, und da mich (sic!) der Printz zu einer guten Stelle verhelfen will, ſo ſuchen Sie doch durch dieſe Männer dortherum eine gute Stelle für mich ohne Zeitverluſt auszuforſchen, ad interim bleibe ich in Dresden und werde ſuchen bey angenehmerer Witterung zu Ihnen eine Reiſe zu machen. Den Umgang des H. Preſident Lamprechts und Hofraths Leyers empfehle ich Ihnen beſonders, dieſes ſind die würdigſten Männer in Halle. Der Profeßor Joachimi iſt auch mein guter Freund in Halle geweſen, ich ſuchte ihn aber nicht ſeines entſetzlichen Gedächtnißes wegen, ſondern wegen ſeines ſchönen Mädchens die mich bey ihm gerührt hatte. Es iſt auch ein guter Mann, ſamt Meiern;*) ich bin mein liebſter Kleiſt ewig

Dresden d. 9. Martij 1757. Ihr treuſter Ewald.

Zwei Nachſchriften.

1) Schreiben Sie doch auch an Gleimen daß er mit wegen einer vacantz für mich vigilirt. Wiederrathen Sie ihm ſeine Liebe zur Geſchichte. In ſeinen letzten Jahren mag er ſo was thun. Schreiben Sie mir doch, ob Ihr Regiment für's erſte nach Berlin gehen ſoll, wie man hier hat ſagen wollen.

2) Beſchreiben Sie mir doch der Frau Meiern ihre Schönheit, Sie ſoll Geſellſchaften lieben und Witz ſoll ihr nicht fehlen — ich küße Sie, Sie nicht die Frau Meiern. [Vergl. S. 298].

Mein allerliebſter Kleiſt,

Ihr Schreiben aus Leipzig habe ich allererſt vor 14 Tagen, als ich England verließ in Harwich, Hafen wo die Paket-Bote abgehen, durch eben den Herrn von Egerland erhalten, den Sie mit mir zwiſchen Leipzig und Halle begegnet ſind. Auch Ihre gütigſt mir vorgeſchoßne 50 Thlr. habe ich allererſt durch Wechſel von dem Herrn Walthern in Amſterdam gezogen und mit dieſen habe ich die Reiſe nach Embs in der Wetterau gemacht, wo ich gegenwärtig mich auf Empfehlung des Herrn Geheimen Raths Cothrums (?) und des Herrn Stallmeiſters von Brandt bey Ihrer Durchlaucht dem Herrn Erb-Printzen von Heßen-Darmſtadt engagiret, welche mir die Erziehung dero jungen Printzens unter gantz guten Bedingungen anvertrauet und mich dabey zu dero Hofrath ernannt haben. Ich bin jetzt vollkommen glücklich und ziemlich geſund, wäre ich es nicht ſo würde mich es Embs noch machen: es quillt hier Geſundheit aus tauſend Quellen, das Wetter iſt noch gut und wir haben Holz, Gemächlichkeit und Verſorgung im Ueberfluß. Aber Sie, mein Wertheſter, daß Sie mehr und bloß wegen Ihrer Verſetzung ſo viel haben ausſtehen müßen, habe ich ſeit Erhaltung Ihres Briefes von dem Grunde meines Hertzens bedauert. Es freut mich indeß, daß Sie wiederhergeſtellt ſind und hoffe ich, daß Sie dieſe Campagne noch ein größer Glück machen werden, als was

*) G. F. Meier, der Schüler Baumgartens, des erſten Aeſthetikers, war geb. zu Ammendorf 1718 und ſtarb zu Halle 1777. Vergl. über ihn Goedeke's Grundriß und Hettners Literaturgeſch. des 18. Jahrh. 3. Theil. 2. Buch. 2. Aufl. 1872. S. 89. 90.

Sie bisher haben machen können. Es kan Ihnen aber doch auch nicht entgege
gewesen seyn in Leipzig den Umgang Leßings und Gellerts gehabt zu haben, d
ich gelegentlich, wie auch ins Besondere Gleimen, zu grüßen bitte. Ich wolte a
alle diese Herren schreiben, ich muß es aber noch einige Zeit aufschieben. Wi
sehr wünscht' ich mein liebster Kleist Sie wieder zu sehen und Ihnen von meine
unveränderlichen Zärtlichkeit für Sie so wie par episode von meiner angenehm
gewesenen Reise vorzuschwatzen, dieses Jahr ist mir recht nach meinem Wunsche
verflossen, ich habe mehr gute Menschen kennen lernen, als ich kaum in der Welt
geglaubt habe. Thomsons hinterlaßene Freunde sind auch meine und zwar rechte
Busenfreunde geworden. Die Akademie, das Parlament des Königs und der
größten Lords Häuser haben mir offen gestanden, ich habe endlich England mit
Thränen, jedennoch nicht zu meinem Schaden verlaßen. Wenn Sie der Fürst
wären, dem ich jetzt diene, so könnten Sie nicht anders mit mir umgehen, als es
der Erb-Printz thut, auch von der Frau Erb-Prinzessin habe ich mir, wie ich schon
zum Voraus weiß, alles Wohlwollen zu versprechen, ungerechnet daß ich das lie-
benswürdigste Kind von der Welt erziehen soll. Der gantze Hof des Printzen liebt
mich und ich finde endlich mein Glück in der Liebe des Nächsten, die in der That
mehr schmeichlet, als alle andere Achtung. Aber von andern Sachen. Warum
haben Sie mir denn nicht Ihre Ode geschickt? Hätte sie denn Niemand in Leip-
zig für mich abschreiben können. Sie sind immer mein Apoll gewesen, seitdem
ich von Ihnen bin habe ich gar nichts gemacht. Wenn es doch andem wäre, daß
meine fl*) Gedanken nicht ohne Beyfall wären aufgenommen worden, vieleicht
würde ich einmahl was Beßers machen. Schicken Sie mir ja Ihre Ode. So
was als dieses mache ich noch wohl:

O Pyrrha Preß die Purpurtraube,
Die mir der schöne Knabe pflückt!
So gern ich mir den Saft erlaube
Hat er mich nie wie Du berückt

Wir halten Herbst. Hilf Trauben lesen
Und Libers Lob zur Harf erhöhn!
Der Berg, wie er voll Wein gewesen,
Sey voll Gesang und voll Gethön.**)

Ich küße Sie, mein liebster, und bin ewig
Ihr treuer
Embs den***) October 1757. Ewald.

Liebster Kleist

Ihre Ode an die preußische Armee ist Ihrer vollkommen würdig. Sie ist voller Pracht Feuer und schönen Empfindungen. Sie mögen einst auch in einem rasenden Getümmel Ehre finden, aber keinen Tod. Um solcher Ehre wolte ich noch nicht meinen Kleist mißen. Ihr jetziger Fleiß muß Ihnen noch mehr und zwar unvergeßliche Ehre machen, ich sehe voll Freude einer neuen Sammlung Ihrer Arbeit entgegen und bin recht stolz auf meine Freunde wie Sie sind. Ich habe Ihre und Gleimens Gedichte, die man in London verkauft dem Hofmeister des Printzen von Wallis an den ich von Mitchelln recommandirt war bekannt gemacht und jetzt liest sie der Printz von Wallis und der Printz Edouard, mit ihnen manche andre. Ihr Ruhm ist mir allemahl so lieb wie der meinige gewe-

*) Das Siegel hat die übrigen Buchstaben dieses Wortes verklebt. Vielleicht „flüchtigen"?
**) Vergl. oben S. 299. Vielleicht war aber das Gedicht gar nicht länger.
***) Die Zahl fehlt auch im Original.

sen, lieben Sie mich immer dafür etwas mehr als andre, wenigstens nach Gleimen und Ramlern mich am meisten. Daß der König Ihnen, Mein liebster, die Aufsicht des Lazareths in Leipzig vertraut macht mir gute Ahndungen, es fange doch dieser ungemeine König einmahl an seinen Ruhm so wie seinen Nutzen den Deutschen anzuvertrauen! An dem Tage da Sie an mich geschrieben haben den 5. 9bre bin ich in Strasburg gewesen, ich bin dorthin und an den Zweybrückenschen und Durlachischen Hof geschickt worden daselbst etwas auszurichten die Länder meines Printzen bey Strasburg umher und dann meinen Eleven kennen zu lernen. Ich habe meinen jungen Printzen mit desto mehrerem Vergnügen geküßt da ich ihn wegen seines liebenswürdigen Gemüths sowohl als wegen seiner kleinen Figur mit keinem andern Fürstenkinde in der Welt vertauschen möchte. Die Frau Marggräfin von Durlach, Schwester des Erb-Printzen, sagte mir, daß wenn ich nicht zum Hofmeister Ihres Neveux wäre ernannt worden, so hätte Sie mir ihre Erb-Printzen anvertrauen mögen. Kurtz, mein bester Freund, ich bin jetzt vollkommen zufrieden und habe ganz gute Aussichten vor mir. Der Printz leidet mich am liebsten von allen seinen Hofleuten um sich und verschafft mir alle Gelegenheit Ihn sein Land, seine Absichten und alle seine Geschäfte genau kennen zu lernen und muß ich Ihnen sagen, daß er nicht aus preußischen Diensten, sondern nur nach seinem Verlangen ein anderes Regiment bekommen soll. Der Himmel wird mich also wieder zu Ihnen führen, welches einer meiner heißesten Wünsche ist.

Sie haben in der That nicht mehr wie ich sehe Ursach mit Ihrer Versetzung unzufrieden zu seyn. Sie helfen einen Hauptort vertheydigen und genießen zugleich die Scenen des Krieges und des Friedens. Sagen Sie bey Gelegenheit an Herrn Gellerten, dem ich baldige Genesung wünsche, daß ich seinen Brief in London bestellt hätte, und Herrn Leßing empfehlen Sie mich hinwiederum. Als ich neulich durch Worms, Maynz, Manheim biß Strasburg gereißt bin, habe ich oft an Sie gedacht: Hier am lustigen Rhein, dacht ich, ist mein lieber Kleist auf Werbung herumgewandert, hat dieses oder jenes schlanke Mädchen geküßt und sich in den Weinbergen und Feldern aus lauter DienstEyfer listig versteckt. Er hat den Bauern nicht die Kühe weggetrieben, aber die langen Söhne. Daß es Ihnen nicht einmal am jüngsten Tage auf die Rechnung kommen mag! Von Embs wird wohl der Erb-Printz gegen Ende Novembers abgehen, die Frau Erb-Prinzessin verläßt Magdeburg den 19. dieses. Sie hat uns nebst der Prinzessin Amalia den letzten Sieg durch eine Estafette wißen laßen. Der Erb-Printz war so gnädig und gab mir des Nachts die Nachricht davon vor meinem Bette, er zitterte für Freuden und weckte alle seine Leute auf. Den Tag drauf feyerten wir den Sieg, wir hatten Musik, Ball, alles im Ueberfluß auf Kosten des Herrn Landgrafen, welcher den Printzen hier défrayirte. Künfftighin ist meine Adreße zu Buchsweiler p. Strasburg. Schreiben Sie mir ja oft, liebster Kleist, niemandes Brief lese ich lieber. Sie bekommen hiebey auch ein klein Lied von mir über die Preußen, welches ich gleich nach der Nachricht von der Weißenfelsischen oder Freyburgischen Schlacht*) aufsetzte. Es ist aber nichts werth, mit Ihnen ist mir mein Daemon verlohren gegangen. Beispiel und Gespräch von einem Genie ist mir schlechterdings nothwendig. Vielleicht machte ich auch mehr, wäre ich in Leipzig, ich bin

*) Schlacht bei Weißenfels oder Freyburg an der Unstrut, gewöhnlich nach dem bei Freiburg gelegenen Dorfe Roßbach genannt. Vergl. S. 299.

ungemein froh über Ihre jetzige Fruchtbarkeit, Sie sind der Welt solche schuldig, beleben Sie mich doch aber auch wieder, ich möchte gern was größeres machen als bisher! Wenn meine Constitution stärker werden wird, welche jetzt auf gutem Wege ist, werde ich auch wohl beßer arbeiten können. Ich will suchen diesen Winter über Ihnen wenigstens einen guten Bogen voll zu schicken. Sie sind recht für die Ode gemacht, Sie müßen unser Horaz seyn, denn Sie werden sich gleich bleiben. Ist es der alte Plan von der Tragoedie, den Sie ausführen? Wenn ich in Strasburg fast täglich werde Comoedie sehen können, will ich mich auch an die Comoedie wagen. Ich kan nun meine Reisesucht vergnügen, vieleicht sehe ich noch diesen Winter Paris auf eine 14 Tage. Wenn Sie an mich schreiben, schreiben Sie mir ja lange Briefe und einliegenden Brief bitte an Gleimen zu schicken. Haben Sie nicht einen jungen Studenten bey der Hand, der mir Ihre neuen Sachen abschreiben könte? Sie sollen mir nichts aufschieben. Leben Sie wohl Allerliebster und lieben Sie mich wie ich Sie liebe. Ich küße Sie tausendmahl

Ihr getreuer Ewald.

P. S. Grüßen Sie doch Ramlern! Was macht er? Und Sulzer! Was machen die Schweizer? Ich weiß nicht was seit meiner Abreise aus Dresden dieser oder der andere könte gebohren haben. Hat Gleim neue Fabeln herausgegeben.

Embs den 14ten 9bre 1757.

* * *

Nach gütiger Privatmittheilung des Hrn. Professor Justi in Bonn wird Ewald in Winckelmanns Korrespondenz erwähnt

in dem Briefe vom 15. Juni 1759 an W. Muzel-Stosch,
" " " " 12. Dec. 1759 " Berendes,
" " " " 9. Sept. 1767 " Stosch.

Auf diese Stellen gründet sich nach Hrn. Prof. Justi's Mittheilung die kurze Erwähnung Ewalds in seinem Leben Winckelmanns 2. Abth. des 2. Bandes S. 308.

D. Die Begründung der „Iris" durch J. G. Jacobi und W. Heinse.

Nachdem die vorliegende Schrift schon bis S. 304 gedruckt war, zogen noch die Briefe J. G. Jacobi's, in welchen derselbe sich wegen Heinse's Abreise von Halberstadt zu rechtfertigen sucht, meine Aufmerksamkeit auf sich. In der That lassen sie die Begründung der Iris in etwas anderem Lichte erscheinen als der oben benutzte Briefwechsel Gleims mit Heinse.

An Wielands deutschem Merkur hatte J. G. Jacobi, wie schon früher an dem Journal von Klotz, sogleich 1773 lebhaften Antheil genommen. Am 11. Juli 1773 wurde er in Düsseldorf durch eine Uebersetzung für Wieland an einem längeren Briefe für Gleim gehindert. Nach dem Briefe aus Zelle vom 9. Dec. 1773 gelobte Wieland ihm und Fritz Jacobi, 1774 mehr Fleiß auf den Merkur zu verwenden und ihn mit eigenen gemeinnützigen Arbeiten zu bereichern. Allein in der Erkenntniß, daß Wieland mit leichter Mühe durch den Merkur 1773 nicht ganz unbedeutende äußere Erfolge erlangt hatte, lag für Jacobi, der seine Verhältnisse schon durch die Erwerbung eines Kanonikates zu verbessern gesucht, eins der Mo-

tive, 1774 selbst die Iris zu gründen. Deshalb eben führte er Heinse nach Düsseldorf.

Am 19. Mai 1774 schrieb Jacobi in Pempelfort: „Keine Klagen, keine Betheuerungen, mein lieber Gleim; sondern geradezu eine Rechtfertigung gegen ihre Vorwürfe! Zu dieser brauch' ich nichts, als Thatsachen; ich darf Sie nur bitten, folgende Puncte in ihrem Zusammenhange zu übersehen. 1) Erinnern Sie sich, daß H. Rost [Heinse] zu der Zeit, da er von H. von Massow [vergl. S. 293] den Abschied [!] bekam, entschlossen war zu Wieland zu gehen, und für 200 Thlr. jährlicher Einkünfte am Merkur zu arbeiten, welches Sie billigten. Als dieser Vorschlag mißlung [sic], trugen Sie mir selber auf an meinen Bruder zu schreiben und durch ihn, H. R. [Rost, Heinse] irgendwo eine Stelle zu verschaffen. 2) Während daß mein Bruder hieran arbeitete, gerieth ich auf den Gedanken, eine Iris herauszugeben, fragte sie [sic] deswegen um Rath, und erklärte Ihnen sogleich, daß Iris in Düsseldorf gedruckt werden müßte. Letzteres Vorhaben gefiel Ihnen nicht; dennoch schienen Sie anfänglich sich darüber zu beruhigen. [Der Gedanke, ein Journal herauszugeben, um Heinse zu beschäftigen — vergl. S. 146 — entstand also doch zuerst bei Jacobi.] 3) Sie schrieben ohne mein Wissen einen Brief an meinen Bruder und darin wörtlich folgende Stelle: „„Schade daß die Umstände wollen, daß er (der Plan der Iris) zu Düsseldorf ausgeführt werde; denn würde die Götterbothinn in unsern Landen gedruckt, dann ꝛc.““ Mein Bruder glaubte, und war durch diese Stelle befugt zu glauben, daß Sie der Nothwendigkeit, Iris außer dem Lande gedruckt zu sehen, nachgäben. Ueberdem hatt' er schon, bey dem Empfang Ihres Briefes, mit dem Buchdrucker geredet, meinen Vorschlag gebilligt; und bloß seine Geschäfte hielten ihn ab, Ihren Brief zu beantworten. 4) Gleminde kann Zeuge sein, daß ich Ihnen meine Gedanken über den mit Herrn Rost zu machenden Contract mittheilte, und auch dieserwegen Sie um Rath fragte. So, wie der Contract nun würklich aufgesetzt ist, verabredeten wir denselben; nemlich, daß ich H. R. jährlich 300 Rthlr. und für jeden von ihm zur Iris gelieferten Bogen 2 Louisdor geben wollte. Ich sagte Ihnen, daß ich meinen Mitarbeiter nach Düsseldorf nehmen würde; und Sie widersprachen mir nicht. 5) Je näher der Termin zur Abreise kam, desto stärker wurd' in Ihnen der Wunsch, daß mein Journal in Halberstadt gedruckt würde; oder vielmehr nicht lange vor meiner Abreise äußerten Sie denselben mit einem Nachdrucke, den ich zuvor niemahls wahrgenommen hatte. Ich sahe die Sache noch ebenso wie bey unserer Unterredung darüber, konnte sie nicht anders sehen; und überdem wär' es, etwas darinn zu ändern, zu spät gewesen. Ich sehe warlich nicht, mein lieber Gleim, wie ein Freund es dem andern als eine Beleidigung der Freundschaft anrechnen kan, wenn dieser in einem von ihm gemachten, und ihn allein betreffenden Entwurf' eines Geschäfts seiner eignen Ueberzeugung, und nicht der seines Freundes, folgt. Irrt er; so ist es kein Fehler des Herzens. Ich hatte mehr Grund zu fordern, daß Sie meine Iris mich in Düsseldorf drucken ließen, als Sie, daß ich dieselbe in Halberstadt herausgäbe. 6) Da ich mich auf Herrn Rost verlassen, und also nach keinem andern Mitarbeiter umgesehen hatte, so mußt' ich ihn nothwendig mit nach D. nehmen. In dem mit demselben errichteten Contracte — mit der Genauigkeit errichtet, welche Sie selbst in dergleichen Fällen unter den besten Freunden für gut halten — weiß ich keine Sylbe, die einen von uns zu entehren im

Stande wäre. Was den Tag meiner Abreise von H. [Halberstadt] betrift, so kan ich darauf mit eben dem guten Bewußtseyn antworten. 1) (a) Zweifelten Sie selbst, eben so wie Gleminde, bey unserer letzten Zusammenkunft, ob, wenn ich nicht nach Magdeburg käme, wir uns wiedersähen. Sie empfahlen mir so gar, das Museum des Stosch, im Fall ich wegreiste, an Ihr Haus richtig abzuliefern. Gleminde nahm förmlich Abschied von mir. Ich sagte Ihnen, daß ich Briefe von meinem Bruder erwartete, die mich bestimmen würden. 2) (b) Mein Bruder ermahnte mich, ie eher ie lieber zu kommen, weil er auf Commission reisen müßte. Nachher haben verschiedene Umstände seine Commission aufgeschoben. 3) (c) Dennoch versetzt' ich den Tag meiner Abreise auf den Montag, indem Sie den Sonnabend zuvor wiederkommen wollten. Ich selbst konnte Sie nicht in Magdeburg besuchen; H. Rost hielt ich nicht davon ab. Dies, mein lieber Gleim, ist meine Antwort auf Ihren Brief, dessen Schluß in sehr harten Ausdrücken abgefaßt ist. Ihrer Gegenantwort seh' ich begierig entgegen. Grüßen Sie beliebigst Gleminden auf das freundschaftlichste von mir, und bitten Sie dieselbe, mir baldigst die Liste Ihrer Abonnenten zur Iris zuzusenden. Eben dieses werb' ich mir in öffentlichen Blättern von den übrigen Collectricen ausbitten. Tausend Empfehlungen von unserm ganzen Cirkel. Ich bin mit Wahrheit und Liebe Ihr getreuer J. G. Jacobi."

Gleim antwortete aus Halberstadt am 5. Juni 1774: „In ihrem Hertzen ists kalt, sorgen sie daß es warm wird, mein lieber Jacobi. Wär's nicht kalt, Wie's in Nova Zembla kalt ist, Wie konten Sie schreiben: Grüßen Sie beliebigst Gleminden. Das beliebigst, mein bester Jacobi, wär' es aus Ihrem Briefe weggeblieben, ich gäbe dem heßlichsten Mädchen unter den Caffern und dem dumsten in Europa jedem Mäulchen! Ueberhaupt aber: solche Briefe zu beantworten wie diesen da, meinem Hertzen fällt's schwer! Also, wir wollen so kurz und gut als möglich unsern Streit abmachen. Charmides und Theone stehn zwischen uns und leiden's nicht, daß wir Unfreunde werden. Erstlich auf die Thatsachen, Punct vor Punct. Thatsachen, unter Freunden, ein hartes Wort, und doch: ad 1) wenn's Jacobi nicht einsieht, nicht fühlt im Hertzen, daß mit Wieland es was anders war, was hilfts leugnen? was, wiederlegen? Gebilligt hab' ich nichts. Ich brauchte es nicht, ich wuste, das Wieland Rosten nicht nähme, durfte aber die Briefe Rosten nicht zeigen, es wäre boshaft gewesen; Oel in's Feuer hätt' ich gegossen. „„Trugen sie mir selber auf!""*) bei Gott und allen seinen heiligen von diesem Auftrag weiß ich nichts! Es müste gewesen seyn, als Rost ein mahl äuserst unzufrieden in Halberstadt schien. Es that zur Sache nichts. ad 2) „„Während daß mein Bruder hieran arbeitete."" Warlich, unter Freunden ist's mit solchem weithergeholten doch ganz und gar nichts. ad 3) „„Ohne mein Wissen."" Beweists nicht genug, mein lieber Jacobi, daß ich den Gründen, die Iris hier herauszugeben, nicht eben hier drucken zu laßen, oder hier zu schreiben, durch ihren Bruder Eindruck und Nachdruck verschaffen wollte? „„Die Umstände wollen."" War's denn mehr, als ihren Herrn Bruder in den Mund legen: Sie wollen's nicht! „„Bloß seine Geschäfte hielten ihn ab."" Er hatte doch soviel Zeit, so viele mahl ihnen zu schreiben und Sie, mein lieber Jacobi waren so heimlich — Uebrigens mein Brief in Zusammenhang giebts beßer! ad 4) Gleminde weis von nichts! Sie haben mit

*) Worte aus Jacobi's obigem Briefe.

keiner Sylbe mich um rath gefragt. Als Roſt was äuſerte, da — Sie können ihn fragen, was ich ſagte. Wiederſprochen hatt' ich ſchon genug, genug zu merken gegeben, wie ſo gar nicht gern ich's ſähe wenn Roſt ſich über reden ließe; hielt's nicht für möglich. ad 5) Wenn Sie's nicht ſehn, mein lieber Jacobi, wie ein Freund dem andern als eine Beleidigung der Freundſchaft anrechnen kan, wenn dieſer in einem von ihm gemachten und ihn allein betreffenden Entwurf eines Geſchäfts ſeiner eignen Ueberzeugung und nicht der ſeines Freundes folgt, ſo hab ich kein Wort darüber zu verliehren. Von Fehler des Hertzens kan hier die Rede nicht ſeyn, wohl aber von Freundſchaft. Weil ſie mehr Grund hatten zu fordern, als ich — eben des wegen — Es ließe ſich viel darüber ſagen, nur dieſes: Jener Jacobi der die gedruckten Briefe ſeinem Gleim ſchrieb, jener hätt dieſes alles nicht geſchrieben. ad 6) Entehrend in meinen Augen iſt, nicht der Contract, nicht die genauigkeit deßelben, ſondern der Inhalt. Jacobi Buchhändler, Roſt Bedienter, das iſt die Sache; gleiche Brüder gleiche Kappen, wär's nicht Ehren voller für beyde? Dem [sic] Stoſch*) wollt' ich nur bald wieder haben. Gleiminde weis wieder von nichts — von keinem förmlichen Abſchied — Als wir von Magdeburg zurückkamen, wunderten wir uns, daß unſer Jacobi ſeinen hieſigen neüern Freunden poſitiv geſagt hatte; Wir hätten Abſchied genommen. In harten Ausdrücken Nichts, alles nach meinem immer warmgebliebenen Hertzen, in Wahren Charmides und Theone, beſter Jacobi, ſeh' ich leibhaftig zwiſchen uns — Sie haben nichts beßers geſchrieben, und ſchreiben, wenn alle Göttinnen des Himmels und der Erde ſie begeiſtern, nichts beßer's. Und mit dem Vater dieſer vortrefflichen Kinder mich zanken? Ich kan's nicht beſter Jacobi! Meinem lieben Roſt antwort ich nächſtens Ihr —"

Gleichfalls in der zurückbehaltenen Abſchrift liegt mir der folgende Brief aus Halberſtadt vom 16. Juni 1774 vor: „Gleim und Jacobi ſind keine Freunde mehr. Dieſe ſchreckliche Sage, beſter Jacobi, geht durch unſre ganze Stadt, veranlaßt ohne Zweifel durch die Dame Freyhof, die herumläuft, und in der ganzen Stadt eine von meinem Hauſe entfernte Wohnung ſucht und vorgibt, es wäre im Junckerſchen Hauſe für ihren Herrn [Jacobi] die Miethe zu hoch. Im vorigen Herbſt, als der Adjutant des Erbprinzen**) bis Hauß beziehen wollte, da keine Sylbe von Theurung, und nun? Solls mich nicht Wunder nehmen, mein beſter Jacobi, nicht mir zu Herzen gehn? Ich müſte nur zum tauſendſten Theil ihr Freund geweſen ſeyn als ichs bin, wenn's mich nicht im innerſten kränken würde, ſo bald ich glauben könte, Dame Freyhoff ſage die Wahrheit. Sagte nicht immer mein lieber Jacobi, daß Er, eben wegen ſeiner Nähe bey Gleim das Junckerſche Hauß vortreffl. fände; die theure Miethe wurde nicht geachtet, und nun? Von meiner Unzufriedenheit wegen der plötzlichen Abreiſe mag auch wohl viel Geklätſch geweſen ſeyn. Wenn nun die theure Miethe zur Uhrſach des Wegziehens angegeben wird, werden nicht

*) Vergl. auch den vorigen Brief. Philipp Baron von Stoſch war geb. 22. März 1691, geſt. 7. Nov. 1757 in Florenz. Seine Schwefelabgüſſe alter Gemmen beliefen ſich auf 14,000 Stück. Winckelmann hatte 1760 den danach zuſammengeſtellten muſterhaften Katalog herausgegeben und Friedrich II. 1770 die Hauptſammlung von dem S. 308 erwähnten Erben Muzel-Stoſch gekauft. Ein Stoſch wird S. 179 als Adjunct der k. Bibl. zu Berlin in einem Briefe vom 26. Mai 1757 erwähnt.

**) Von Braunſchweig. Der Adjutant hieß nach J. G. Jacobi's Briefe aus Düſſeldorf 12. Oct. 1773 ohne Zweifel von Schack.

die bösen Menschen berechtigt, die Ursache falsch zu finden, und sich zu freuen, daß die Sage: Gleim und Jacobi sind keine Freunde mehr, die lautere Wahrheit sey? Zehn Thlr. sagt Dame Freyhoff würde am Markt ihr Herr wohlfeiler wohnen, meine Nichte sagt, denn sie vertheidigt meinen lieben Jacobi, Dame Freyhoff suche nur ihren eignen Vortheil, sie triebe meinen lieben Jacobi das Junckersche Hauß zu verlaßen, weil Sie [sic] gern ein Hauß allein bewohnen, und ihren Sohn mit einnehmen wollte. Man kan's dem armen Weibe nicht verdencken, nur wünscht ich, um der bösen Leute willen, jetzt eben keine solche Veränderung. Mit dem größten Vergnügen wollt ich die zehn Thlr. der Dame Freyhoff zuschießen. Wenn's abzuwenden ist, mein bester Freund, so bitt' ich um der bösen Menschen willen nur ein Jahr noch nahe zu wohnen Ihrem unveränderlich getreuen Gleim."

Die angebotenen zehn Versöhnungsthaler wurden vielleicht angenommen. Die Antwort aus Pempelfort den 28. Juni lautete: „Daß Gleim und Jacobi keine Freunde mehr sind: dies, mein liebster, sollen die bösen Menschen wiederrufen. Lange schon hat Dame Freyhof, die sich mit meinen Hausnymphen keineswegs vertragen kan, mich gequält die Wohnung zu verändern, und allerhand auf meinen Vortheil zielende Scheingründe angeführt; aber ich habe sie beständig abgewiesen, und oft in ziemlich harten Ausdrücken fernere Vorschläge dieser Art verboten. Eh ich von Halberstadt reiste, ließ mir eine Frau am Markt ihre Zimmer anbieten. Damals noch sagt' ich meiner Aufwärterinn: ich würde, wenn ich nicht wenigstens 3 Pistolen an der Miethe zu ersparen wüßte, nimmer ausziehen, und führte unter andern Ihre Nachbarschaft als einen Haupt-Bewegungsgrund an, der mich bey meinen Jungfern fest hielt. Jene 3 Pistolen zu ersparen, wenn es möglich wäre, hielt ich für Pflicht, und ich hatt' es denen Freunden, welchen ich bisher meiner Finanzen wegen beschwerlich fallen mußte, versprochen. Indessen bewarb ich mich nie um eine wohlfeilere Miethe; sondern wies Dame Freyhof nur darauf an, daß wenn sie mir solche in einem übrigens wohlgelegenen, mir anständigen, von guten Leuten würklich bewohnten Hause anzeigen könnte, ich wenigstens darauf achten würde. Nun meldete die Freyhof, daß ein ganzes Haus mir offen stehe, von dem ich zuvor keine Sylbe gehört hatte. Sogleich schlug ich den Antrag ab, indem ich schlechterdings keine Wohnung beziehen will, in der keine Familie wohnt. Sie sehen also, mein Liebster, daß die ganze Geschichte von bloßem Weiber-Geklatsche, und böser Schadenfreude solcher herrührt, denen es nimmer so wohl ist, als wenn sie Fehden anrichten, oder wenigstens die Zuschauer davon abgeben können. Diese Schaden-Freude zu zernichten, und Sie, mein Freund, zu beruhigen, würd' ich gewiß, hätt' ich auch eine fremde Wohnung halb gemiethet, mich von ihr augenblicklich lossagen. Gleim und Jacobi sind, den Göttern sey Dank, bis auf den heutigen Tag Freunde: dies soll die Welt wißen, und daß sie es wiße, gehört zu dem Glücke meines Lebens. Nechstens, mein liebster, von angenehmeren Dingen! Tausend Grüße an die liebe, gute Gleminde, und tausend Dank für ihre ansehnliche Abonnenten-Liste zur Iris. Das Götter-Mädchen soll bey ihr sich selber bedanken. Alle die Unsrigen empfehlen sich Ihnen bestens. Schreiben Sie mir doch ie eher ie lieber ein Paar Zeilen und sagen Sie mir, wie es Ihnen geht? Ich umarme Sie mit alter Zärtlichkeit, und bin ewig Ihr getreuester J. G. Jacobi."

Am Rande heißt es noch: „Die Stücke von Goethe sind zum Drucke nach

Leipzig abgegangen. An dem Streite zwischen Wieland und den Gebrüdern Jacobi ist nichts."

Von Goethe's Poësie findet sich nichts früher in der Iris als in „des Zweyten Bandes erstem Stück. Jenner 1775." Dieses wäre also nach dem obigen in Leipzig gedruckt. Ein Druckort ist, wenn ich nicht irre, in keinem Bande angegeben. Der Brief aus Düsseldorf vom 19. August bezeugt die persönliche Bekanntschaft mit dem Mitarbeiter Goethe (Gödeke I S. 722—725): „Sie waren, oder sind noch in Lauchstedt, mein Liebster; an dem Orte, wo wir einst zusammengiengen; und da schrieben Sie keine Zeile an Ihren Jacobi, noch immer den Ihrigen. Ich war unterdessen in Elberfeld, in Aachen, in Bensberg; redete mit Lavater und mit dem Verfasser des Clavigo; mußte meinem Göttermädchen Stunden geben, u. s. w.; sonst hätt' ich in Lauchstedt Sie aufgesucht, wo wir einst zusammengingen; hätte Ihnen und der lieben Gleminde einen geistigen Kuß gegeben, und Sie, mein bester, hätten eine Zeile geschrieben an Ihren ewigtreuen J G Jacobi."

Ein Brief aus Düsseldorf vom 23. Sept. 1774 lautet: „Warum, mein liebster Gleim, dies lange, grausame Stillschweigen? Haben Sie nichts gegen mich in Ihrem Herzen; warum verlaßen Sie mich? Und warum sagen Sie mir es nicht, wenn Sie etwas haben? Ich bin mir keines Bösen bewußt, keines! Das schwör' ich Ihnen, bey unsern ehemaligen Umarmungen, als Ihr ewigtreuer J G Jacobi." Hierzu gehört die Nachschrift: „Mein Bruder und Rost grüßen 1000mahl. Bekamen Sie von der Karschinn und von dem Grafen von Schlabrendorff*) keine Abonnenten zur Iris? Beyde schreiben und schicken mir nichts. Es ist hohe Zeit, daß mit dem Druck angefangen werde. 1000 Grüße an Gleminde."

Es folgt der Brief aus Pempelfort den 23. Oct. 1774: „Morgen, mein Liebster, reis' ich von hier. Die Zubereitungen zu dieser Reise und die Arbeiten für Iris haben mir die letzten Wochen geraubt; sonst hätt' ich für Ihre Briefe, für Ihre Gedichte, für alles Schöne und Zärtliche, was Sie mir schickten, Ihnen eher gedankt. Ich hätt' Ihnen gesagt, daß iede Briefzeile meines Gleims die süße Versicherung seiner Liebe tief in meinem Herzen erneuert. Aber nein! auch damals, da ich über Ihr Stillschweigen klagte, wußt' ich, daß Sie mich liebten, daß Sie mich lieben müßten. Zwey Herzen, die einander so nahe gewesen, als die unsrigen, verlieren sich von einander nie, wenn beyde redlich sind. Ja, bester Gleim, wir müssen uns lieben, so lange wir leben. Dies schreib' ich Ihnen, traurend im Zirkel meiner hiesigen Freunde; aber voll des Trostes, Sie bald wiederzusehen, mein liebster! Laßen Sie diese wenigen Zeilen sich gefallen, und mich iedes freundschaftliche Wort darinn mit der brüderlichsten Umarmung versiegeln. Ewig Ihr getreuester J G Jacobi." Eine Nachschrift heißt: „10000 Grüße von uns allen an Sie und die gute Gleminde. Von mir grüßen Sie alle dortige Freunde."

Auf der Rückreise nach Halberstadt ist folgender Brief aus Hannover 5. Nov. 1774 geschrieben: „Den Brief, welchen ich in Düsseldorf, den Tag vor meiner Abreise von dort, Ihnen schrieb, werden Sie, mein Liebster, bekommen haben (?). Traurig war der Abschied von den Meinigen; aber schön der Gedanke, Gleim und Gleminde wiederzusehen. Meine Reise selbst war glücklich und vergnügt. Ein

*) Wohl Graf Gustav von Schlabrendorff, der bekannte Sonderling, geb. in Stettin 22. März 1750, gest. in Paris 22. August 1824. Vergl. auch S. 231.

Sie bisher haben machen können. Es kan Ihnen aber doch auch nicht entgegen geweſen ſeyn in Leipzig den Umgang Leßings und Gellerts gehabt zu haben, die ich gelegentlich, wie auch ins Beſondere Gleimen, zu grüßen bitte. Ich wolte an alle dieſe Herren ſchreiben, ich muß es aber noch einige Zeit aufſchieben. Wie ſehr wünſcht' ich mein liebſter Kleiſt Sie wieder zu ſehen und Ihnen von meiner unveränderlichen Zärtlichkeit für Sie ſo wie par episode von meiner angenehm geweſenen Reiſe vorzuſchwatzen, dieſes Jahr iſt mir recht nach meinem Wunſche verfloßen, ich habe mehr gute Menſchen kennen lernen, als ich kaum in der Welt geglaubt habe. Thomſons hinterlaßene Freunde ſind auch meine und zwar rechte Buſenfreunde geworden. Die Akademie, das Parlament des Königs und der größten Lords Häuſer haben mir offen geſtanden, ich habe endlich England mit Thränen, jedennoch nicht zu meinem Schaden verlaßen. Wenn Sie der Fürſt wären, dem ich jetzt diene, ſo könnten Sie nicht anders mit mir umgehen, als es der Erb-Printz thut, auch von der Frau Erb-Prinzeſſin habe ich mir, wie ich ſchon zum Voraus weiß, alles Wohlwollen zu verſprechen, ungerechnet daß ich das liebenswürdigſte Kind von der Welt erziehen ſoll. Der gantze Hof des Printzen liebt mich und ich finde endlich mein Glück in der Liebe des Nächſten, die in der That mehr ſchmeichlet, als alle andere Achtung. Aber von andern Sachen. Warum haben Sie mir denn nicht Ihre Ode geſchickt? Hätte ſie denn Niemand in Leipzig für mich abſchreiben können. Sie ſind immer mein Apoll geweſen, ſeitdem ich von Ihnen bin habe ich gar nichts gemacht. Wenn es doch andem wäre, daß meine fl*) Gedanken nicht ohne Beyfall wären aufgenommen worden, vieleicht würde ich einmahl was Beßers machen. Schicken Sie mir ja Ihre Ode. So was als dieſes mache ich noch wohl:

O Pyrrha Preß die Purpurtraube,
Die mir der ſchöne Knabe pflückt!
So gern ich mir den Saft erlaube
Hat er mich nie wie Du berückt

Wir halten Herbſt. Hilf Trauben leſen
Und Libers Lob zur Harf erhöhn!
Der Berg, wie er voll Wein geweſen,
Sey voll Geſang und voll Gethön.**)

Ich küße Sie, mein liebſter, und bin ewig
Ihr treuer
Embs den***) October 1757. Ewald.

Liebſter Kleiſt

Ihre Ode an die preußiſche Armee iſt Ihrer vollkommen würdig. Sie iſt voller Pracht Feuer und ſchönen Empfindungen. Sie mögen einſt auch in einem raſenden Getümmel Ehre finden, aber keinen Tod. Um ſolcher Ehre wolte ich noch nicht meinen Kleiſt mißen. Ihr jetziger Fleiß muß Ihnen noch mehr und zwar unvergeßliche Ehre machen, ich ſehe voll Freude einer neuen Sammlung Ihrer Arbeit entgegen und bin recht ſtolz auf meine Freunde wie Sie ſind. Ich habe Ihre und Gleimens Gedichte, die man in London verkauft dem Hofmeiſter des Printzen von Wallis an den ich von Mitchelln recommandirt war bekannt gemacht und jetzt ließt ſie der Printz von Wallis und der Printz Edouard, mit ihnen manche andre. Ihr Ruhm iſt mir allemahl ſo lieb wie der meinige gewe-

*) Das Siegel hat die übrigen Buchſtaben dieſes Wortes verklebt. Vielleicht „flüchtigen"?
**) Vergl. oben S. 299. Vielleicht war aber das Gedicht gar nicht länger.
***) Die Zahl fehlt auch im Original.

sen, lieben Sie mich immer dafür etwas mehr als andre, wenigstens nach Gleimen und Ramlern mich am meisten. Daß der König Ihnen, Mein liebster, die Aufsicht des Lazareths in Leipzig vertraut macht mir gute Ahndungen, es fange doch dieser ungemeine König einmahl an seinen Ruhm so wie seinen Nutzen den Deutschen anzuvertrauen! An dem Tage da Sie an mich geschrieben haben den 5. 9bre bin ich in Strasburg gewesen, ich bin dorthin und an den Zweybrückenschen und Durlachischen Hof geschickt worden daselbst etwas auszurichten die Länder meines Printzen bey Strasburg umher und dann meinen Eleven kennen zu lernen. Ich habe meinen jungen Printzen mit desto mehrerem Vergnügen geküßt da ich ihn wegen seines liebenswürdigen Gemüths sowohl als wegen seiner kleinen Figur mit keinem andern Fürstenkinde in der Welt vertauschen möchte. Die Frau Marggräfin von Durlach, Schwester des Erb-Printzen, sagte mir, daß wenn ich nicht zum Hofmeister Ihres Neveux wäre ernannt worden, so hätte Sie mir ihre Erb-Printzen anvertrauen mögen. Kurtz, mein bester Freund, ich bin jetzt vollkommen zufrieden und habe ganz gute Aussichten vor mir. Der Printz leidet mich am liebsten von allen seinen Hofleuten um sich und verschafft mir alle Gelegenheit Ihn sein Land, seine Absichten und alle seine Geschäfte genau kennen zu lernen und muß ich Ihnen sagen, daß er nicht aus preußischen Diensten, sondern nur nach seinem Verlangen ein anderes Regiment bekommen soll. Der Himmel wird mich also wieder zu Ihnen führen, welches einer meiner heißesten Wünsche ist.

Sie haben in der That nicht mehr wie ich sehe Ursach mit Ihrer Versetzung unzufrieden zu seyn. Sie helfen einen Hauptort vertheydigen und genießen zugleich die Scenen des Krieges und des Friedens. Sagen Sie bey Gelegenheit an Herrn Gellerten, dem ich baldige Genesung wünsche, daß ich seinen Brief in London bestellt hätte, und Herrn Leßing empfehlen Sie mich hinwiederum. Als ich neulich durch Worms, Maynz, Manheim biß Strasburg gereißt bin, habe ich oft an Sie gedacht: Hier am lustigen Rhein, dacht ich, ist mein lieber Kleist auf Werbung herumgewandert, hat dieses oder jenes schlanke Mädchen geküßt und sich in den Weinbergen und Feldern aus lauter DienstEyfer listig versteckt. Er hat den Bauern nicht die Kühe weggetrieben, aber die langen Söhne. Daß es Ihnen nicht einmal am jüngsten Tage auf die Rechnung kommen mag! Von Embs wird wohl der Erb-Printz gegen Ende Novembers abgehen, die Frau Erb-Prinzessin verläßt Magdeburg den 19. dieses. Sie hat uns nebst der Prinzessin Amalia den letzten Sieg durch eine Estafette wißen laßen. Der Erb-Printz war so gnädig und gab mir des Nachts die Nachricht davon vor meinem Bette, er zitterte für Freuden und weckte alle seine Leute auf. Den Tag drauf feyerten wir den Sieg, wir hatten Musik, Ball, alles im Ueberfluß auf Kosten des Herrn Landgrafen, welcher den Printzen hier défrayirte. Künftighin ist meine Adreße zu Buchsweiler p. Strasburg. Schreiben Sie mir ja oft, liebster Kleist, niemandes Brief lese ich lieber. Sie bekommen hiebey auch ein klein Lied von mir über die Preußen, welches ich gleich nach der Nachricht von der Weißenfelsischen oder Freyburgischen Schlacht*) aufsetzte. Es ist aber nichts werth, mit Ihnen ist mir mein Daemon verlohren gegangen. Beispiel und Gespräch von einem Genie ist mir schlechterdings nothwendig. Vieleicht machte ich auch mehr, wäre ich in Leipzig, ich bin

*) Schlacht bei Weißenfels oder Freyburg an der Unstrut, gewöhnlich nach dem bei Freiburg gelegenen Dorfe Roßbach genannt. Vergl. S. 299.

ungemein froh über Ihre jetzige Fruchtbarkeit, Sie sind der Welt solche schuldig, beleben Sie mich doch aber auch wieder, ich möchte gern was größeres machen als bisher! Wenn meine Constitution stärker werden wird, welche jetzt auf gutem Wege ist, werde ich auch wohl beßer arbeiten können. Ich will suchen diesen Winter über Ihnen wenigstens einen guten Bogen voll zu schicken. Sie sind recht für die Ode gemacht, Sie müßen unser Horaz seyn, denn Sie werden sich gleich bleiben. Ist es der alte Plan von der Tragoedie, den Sie ausführen? Wenn ich in Strasburg fast täglich werde Comoedie sehen können, will ich mich auch an die Comoedie wagen. Ich kan nun meine Reisesucht vergnügen, vieleicht sehe ich noch diesen Winter Paris auf eine 14 Tage. Wenn Sie an mich schreiben, schreiben Sie mir ja lange Briefe und einliegenden Brief bitte an Gleimen zu schicken. Haben Sie nicht einen jungen Studenten bey der Hand, der mir Ihre neuen Sachen abschreiben könte? Sie sollen mir nichts aufschieben. Leben Sie wohl Allerliebster und lieben Sie mich wie ich Sie liebe. Ich küße Sie tausendmahl

Ihr getreuer Ewald.

P. S. Grüßen Sie doch Ramlern! Was macht er? Und Sulzer! Was machen die Schweizer? Ich weiß nicht was seit meiner Abreise aus Dresden dieser oder der andere könte gebohren haben. Hat Gleim neue Fabeln herausgegeben.

Embs den 14ten 9bre 1757.

* * *

Nach gütiger Privatmittheilung des Hrn. Professor Justi in Bonn wird Ewald in Winckelmanns Korrespondenz erwähnt

in dem Briefe vom 15. Juni 1759 an W. Muzel-Stosch,
" " " " 12. Dec. 1759 " Berendes,
" " " " 9. Sept. 1767 " Stosch.

Auf diese Stellen gründet sich nach Hrn. Prof. Justi's Mittheilung die kurze Erwähnung Ewalds in seinem Leben Winckelmanns 2. Abth. des 2. Bandes S. 308.

D. Die Begründung der „Iris" durch J. G. Jacobi und W. Heinse.

Nachdem die vorliegende Schrift schon bis S. 304 gedruckt war, zogen noch die Briefe J. G. Jacobi's, in welchen derselbe sich wegen Heinse's Abreise von Halberstadt zu rechtfertigen sucht, meine Aufmerksamkeit auf sich. In der That lassen sie die Begründung der Iris in etwas anderem Lichte erscheinen als der oben benutzte Briefwechsel Gleims mit Heinse.

An Wielands deutschem Merkur hatte J. G. Jacobi, wie schon früher an dem Journal von Klotz, sogleich 1773 lebhaften Antheil genommen. Am 11. Juli 1773 wurde er in Düsseldorf durch eine Uebersetzung für Wieland an einem längeren Briefe für Gleim gehindert. Nach dem Briefe aus Zelle vom 9. Dec. 1773 gelobte Wieland ihm und Fritz Jacobi, 1774 mehr Fleiß auf den Merkur zu verwenden und ihn mit eigenen gemeinnützigen Arbeiten zu bereichern. Allein in der Erkenntniß, daß Wieland mit leichter Mühe durch den Merkur 1773 nicht ganz unbedeutende äußere Erfolge erlangt hatte, lag für Jacobi, der seine Verhältnisse schon durch die Erwerbung eines Kanonikates zu verbessern gesucht, eins der Mo-

tive, 1774 selbst die Iris zu gründen. Deshalb eben führte er Heinse nach Düsseldorf.

Am 19. Mai 1774 schrieb Jacobi in Pempelfort: „Keine Klagen, keine Betheuerungen, mein lieber Gleim; sondern geradezu eine Rechtfertigung gegen ihre Vorwürfe! Zu dieser brauch' ich nichts, als Thatsachen; ich darf Sie nur bitten, folgende Puncte in ihrem Zusammenhange zu übersehen. 1) Erinnern Sie sich, daß H. Rost [Heinse] zu der Zeit, da er von H. von Massow [vergl. S. 293] den Abschied [!] bekam, entschlossen war zu Wieland zu gehen, und für 200 Thlr. jährlicher Einkünfte am Merkur zu arbeiten, welches Sie billigten. Als dieser Vorschlag mißlung [sic], trugen Sie mir selber auf an meinen Bruder zu schreiben und durch ihn, H. R. [Rost, Heinse] irgendwo eine Stelle zu verschaffen. 2) Während daß mein Bruder hieran arbeitete, gerieth ich auf den Gedanken, eine Iris herauszugeben, fragte sie [sic] deswegen um Rath, und erklärte Ihnen sogleich, daß Iris in Düsseldorf gedruckt werden müßte. Letzteres Vorhaben gefiel Ihnen nicht; dennoch schienen Sie anfänglich sich darüber zu beruhigen. [Der Gedanke, ein Journal herauszugeben, um Heinse zu beschäftigen — vergl. S. 146 — entstand also doch zuerst bei Jacobi.] 3) Sie schrieben ohne mein Wissen einen Brief an meinen Bruder und darin wörtlich folgende Stelle:. „„Schade daß die Umstände wollen, daß er (der Plan der Iris) zu Düsseldorf ausgeführt werde; denn würde die Götterbothinn in unsern Landen gedruckt, dann ꝛc."" Mein Bruder glaubte, und war durch diese Stelle befugt zu glauben, daß Sie der Nothwendigkeit, Iris außer dem Lande gedruckt zu sehen, nachgäben. Ueberdem hatt' er schon, bey dem Empfang Ihres Briefes, mit dem Buchdrucker geredet, meinen Vorschlag gebilligt; und bloß seine Geschäfte hielten ihn ab, Ihren Brief zu beantworten. 4) Gleminde kann Zeuge sein, daß ich Ihnen meine Gedanken über den mit Herrn Rost zu machenden Contract mittheilte, und auch dieserwegen Sie um Rath fragte. So, wie der Contract nun würklich aufgesetzt ist, verabredeten wir denselben; nemlich, daß ich H. R. jährlich 300 Rthlr. und für jeden von ihm zur Iris gelieferten Bogen 2 Louisdor geben wollte. Ich sagte Ihnen, daß ich meinen Mitarbeiter nach Düsseldorf nehmen würde; und Sie widersprachen mir nicht. 5) Je näher der Termin zur Abreise kam, desto stärker wurd' in Ihnen der Wunsch, daß mein Journal in Halberstadt gedruckt würde; oder vielmehr nicht lange vor meiner Abreise äußerten Sie denselben mit einem Nachdrucke, den ich zuvor niemahls wahrgenommen hatte. Ich sahe die Sache noch ebenso wie bey unserer Unterredung darüber, konnte sie nicht anders sehen; und überdem wär' es, etwas darinn zu ändern, zu spät gewesen. Ich sehe warlich nicht, mein lieber Gleim, wie ein Freund es dem andern als eine Beleidigung der Freundschaft anrechnen kan, wenn dieser in einem von ihm gemachten, und ihn allein betreffenden Entwurf' eines Geschäfts seiner eignen Ueberzeugung, und nicht der seines Freundes, folgt. Irrt er; so ist es kein Fehler des Herzens. Ich hatte mehr Grund zu fordern, daß Sie meine Iris mich in Düsseldorf drucken ließen, als Sie, daß ich dieselbe in Halberstadt herausgäbe. 6) Da ich mich auf Herrn Rost verlassen, und also nach keinem andern Mitarbeiter umgesehen hatte, so mußt' ich ihn nothwendig mit nach D. nehmen. In dem mit demselben errichteten Contracte — mit der Genauigkeit errichtet, welche Sie selbst in dergleichen Fällen unter den besten Freunden für gut halten — weiß ich keine Sylbe, die einen von uns zu entehren im

Stande wäre. Was den Tag meiner Abreise von H. [Halberstadt] betrift, so kan ich darauf mit eben dem guten Bewußtseyn antworten. 1) (a) Zweifelten Sie selbst, eben so wie Gleminde, bey unserer letzten Zusammenkunft, ob, wenn ich nicht nach Magdeburg käme, wir uns wiedersähen. Sie empfahlen mir so gar, das Museum des Stosch, im Fall ich wegreiste, an Ihr Haus richtig abzuliefern. Gleminde nahm förmlich Abschied von mir. Ich sagte Ihnen, daß ich Briefe von meinem Bruder erwartete, die mich bestimmen würden. 2) (b) Mein Bruder ermahnte mich, ie eher ie lieber zu kommen, weil er auf Commission reisen müßte. Nachher haben verschiedene Umstände seine Commission aufgeschoben. 3) (c) Dennoch versetzt' ich den Tag meiner Abreise auf den Montag, indem Sie den Sonnabend zuvor wiederkommen wollten. Ich selbst konnte Sie nicht in Magdeburg besuchen; H. Rost hielt ich nicht davon ab. Dies, mein lieber Gleim, ist meine Antwort auf Ihren Brief, dessen Schluß in sehr harten Ausdrücken abgefaßt ist. Ihrer Gegenantwort seh' ich begierig entgegen. Grüßen Sie beliebigst Gleminden auf das freundschaftlichste von mir, und bitten Sie dieselbe, mir baldigst die Liste Ihrer Abonnenten zur Iris zuzusenden. Eben dieses werd' ich mir in öffentlichen Blättern von den übrigen Collectricen ausbitten. Tausend Empfehlungen von unserm ganzen Cirkel. Ich bin mit Wahrheit und Liebe Ihr getreuer J. G. Jacobi."

Gleim antwortete aus Halberstadt am 5. Juni 1774: „In ihrem Hertzen ists kalt, sorgen sie daß es warm wird, mein lieber Jacobi. Wär's nicht kalt, Wie's in Nova Zembla kalt ist, Wie konten Sie schreiben: Grüßen Sie beliebigst Gleminden. Das beliebigst, mein bester Jacobi, wär' es aus Ihrem Briefe weggeblieben, ich gäbe dem heßlichsten Mädchen unter den Caffern und dem dumsten in Europa jedem Mäulchen! Ueberhaupt aber: solche Briefe zu beantworten wie diesen da, meinem Hertzen fällt's schwer! Also, wir wollen so kurz und gut als möglich unsern Streit abmachen. Charmides und Theone stehn zwischen uns und leiden's nicht, daß wir Unfreunde werden. Erstlich auf die Thatsachen, Punct vor Punct. Thatsachen, unter Freunden, ein hartes Wort, und doch: ad 1) wenn's Jacobi nicht einsieht, nicht fühlt im Hertzen, daß mit Wieland es was anders war, was hilfts leugnen? was, wiederlegen? Gebilligt hab' ich nichts. Ich brauchte es nicht, ich wuste, das Wieland Rosten nicht nähme, durfte aber die Briefe Rosten nicht zeigen, es wäre boshaft gewesen; Oel in's Feuer hätt' ich gegossen. „„Trugen sie mir selber auf!"" *) bei Gott und allen seinen heiligen von diesem Auftrag weiß ich nichts! Es müste gewesen seyn, als Rost ein mahl äuserst unzufrieden in Halberstadt schien. Es that zur Sache nichts. ad 2) „„Während daß mein Bruder hieran arbeitete."" Warlich, unter Freunden ist's mit solchem weithergeholten doch ganz und gar nichts. ad 3) „„Ohne mein Wissen."" Beweists nicht genug, mein lieber Jacobi, daß ich den Gründen, die Iris hier herauszugeben, nicht eben hier drucken zu laßen, oder hier zu schreiben, durch ihren Bruder Eindruck und Nachdruck verschaffen wollte? „„Die Umstände wollen."" War's denn mehr, als ihren Herrn Bruder in den Mund legen: Sie wollen's nicht! „„Bloß seine Geschäfte hielten ihn ab."" Er hatte doch soviel Zeit, so viele mahl ihnen zu schreiben und Sie, mein lieber Jacobi waren so heimlich — Uebrigens mein Brief in Zusammenhang giebts beßer! ad 4) Gleminde weis von nichts! Sie haben mit

*) Worte aus Jacobi's obigem Briefe.

keiner Sylbe mich um rath gefragt. Als Roſt was äuſerte, da — Sie können ihn fragen, was ich ſagte. Wiederſprochen hatt' ich ſchon genug, genug zu merken gegeben, wie ſo gar nicht gern ich's ſähe wenn Roſt ſich über reden ließe; hielt's nicht für möglich. ad 5) Wenn Sie's nicht ſehn, mein lieber Jacobi, wie ein Freund dem andern als eine Beleidigung der Freundſchaft anrechnen kan, wenn dieſer in einem von ihm gemachten und ihn allein betreffenden Entwurf eines Geſchäfts ſeiner eignen Ueberzeugung und nicht der ſeines Freundes folgt, ſo hab ich kein Wort darüber zu verliehren. Von Fehler des Hertzens kan hier die Rede nicht ſeyn, wohl aber von Freundſchaft. Weil ſie mehr Grund hatten zu fordern, als ich — eben des wegen — Es ließe ſich viel darüber ſagen, nur dieſes: Jener Jacobi der die gedruckten Briefe ſeinem Gleim ſchrieb, jener hätt dieſes alles nicht geſchrieben. ad 6) Entehrend in meinen Augen iſt, nicht der Contract, nicht die genauigkeit deßelben, ſondern der Inhalt. Jacobi Buchhändler, Roſt Bedienter, das iſt die Sache; gleiche Brüder gleiche Kappen, wär's nicht Ehren voller für beyde? Dem [sic] Stoſch*) wollt' ich nur bald wieder haben. Gleiminde weis wieder von nichts — von keinem förmlichen Abſchied — Als wir von Magdeburg zurückkamen, wunderten wir uns, daß unſer Jacobi ſeinen hieſigen neüern Freunden poſitiv geſagt hatte; Wir hätten Abſchied genommen. In harten Ausdrücken Nichts, alles nach meinem immer warmgebliebenen Hertzen, in Wahren Charmides und Theone, beſter Jacobi, ſeh' ich leibhaftig zwiſchen uns — Sie haben nichts beßers geſchrieben, und ſchreiben, wenn alle Göttinnen des Himmels und der Erde ſie begeiſtern, nichts beßer's. Und mit dem Vater dieſer vortrefflichen Kinder mich zanken? Ich kan's nicht beſter Jacobi! Meinem lieben Roſt antwort ich nächſtens Ihr —"

Gleichfalls in der zurückbehaltenen Abſchrift liegt mir der folgende Brief aus Halberſtadt vom 16. Juni 1774 vor: „Gleim und Jacobi ſind keine Freunde mehr. Dieſe ſchreckliche Sage, beſter Jacobi, geht durch unſre ganze Stadt, veranlaßt ohne Zweifel durch die Dame Freyhof, die herumläuft, und in der ganzen Stadt eine von meinem Hauſe entfernte Wohnung ſucht und vorgibt, es wäre im Junckerſchen Hauſe für ihren Herrn [Jacobi] die Miethe zu hoch. Im vorigen Herbſt, als der Adjutant des Erbprinzen**) dis Hauß beziehen wollte, da keine Sylbe von Theurung, und nun? Solls mich nicht Wunder nehmen, mein beſter Jacobi, nicht mir zu Herzen gehn? Ich müſte nur zum tauſendſten Theil ihr Freund geweſen ſeyn als ichs bin, wenn's mich nicht im innerſten kränken würde, ſo bald ich glauben könte, Dame Freyhoff ſage die Wahrheit. Sagte nicht immer mein lieber Jacobi, daß Er, eben wegen ſeiner Nähe bey Gleim das Junckerſche Hauß vortreffl. fände; die theure Miethe wurde nicht geachtet, und nun? Von meiner Unzufriedenheit wegen der plötzlichen Abreiſe mag auch wohl viel Geklätſch geweſen ſeyn. Wenn nun die theure Miethe zur Uhrſach des Wegziehens angegeben wird, werden nicht

*) Vergl. auch den vorigen Brief. Philipp Baron von Stoſch war geb. 22. März 1691, geſt. 7. Nov. 1757 in Florenz. Seine Schwefelabgüſſe alter Gemmen beliefen ſich auf 14,000 Stück. Winckelmann hatte 1760 den danach zuſammengeſtellten muſterhaften Katalog herausgegeben und Friedrich II. 1770 die Hauptſammlung von dem S. 308 erwähnten Erben Muzel-Stoſch gekauft. Ein Stoſch wird S. 179 als Adjunct der k. Bibl. zu Berlin in einem Briefe vom 26. Mai 1757 erwähnt.

**) Von Braunſchweig. Der Adjutant hieß nach J. G. Jacobi's Briefe aus Düſſeldorf 12. Oct. 1773 ohne Zweifel von Schack.

die bösen Menschen berechtigt, die Ursache falsch zu finden, und sich zu freuen, daß die Sage: Gleim und Jacobi sind keine Freunde mehr, die lautere Wahrheit sey? Zehn Thlr. sagt Dame Freyhoff würde am Markt ihr Herr wohlfeiler wohnen, meine Nichte sagt, denn sie vertheidigt meinen lieben Jacobi, Dame Freyhoff suche nur ihren eignen Vortheil, sie triebe meinen lieben Jacobi das Junckersche Hauß zu verlaßen, weil Sie [sic] gern ein Hauß allein bewohnen, und ihren Sohn mit einnehmen wollte. Man kan's dem armen Weibe nicht verdencken, nur wünscht ich, um der bösen Leute willen, jetzt eben keine solche Veränderung. Mit dem größten Vergnügen wollt ich die zehn Thlr. der Dame Freyhoff zuschießen. Wenn's abzuwenden ist, mein bester Freund, so bitt' ich um der bösen Menschen willen nur ein Jahr noch nahe zu wohnen Ihrem unveränderlich getreuen Gleim."

Die angebotenen zehn Versöhnungsthaler wurden vielleicht angenommen. Die Antwort aus Pempelfort den 28. Juni lautete: „Daß Gleim und Jacobi keine Freunde mehr sind: dies, mein liebster, sollen die bösen Menschen wiederrufen. Lange schon hat Dame Freyhof, die sich mit meinen Hausnymphen keineswegs vertragen kan, mich gequält die Wohnung zu verändern, und allerhand auf meinen Vortheil zielende Scheingründe angeführt; aber ich habe sie beständig abgewiesen, und oft in ziemlich harten Ausdrücken fernere Vorschläge dieser Art verboten. Eh ich von Halberstadt reiste, ließ mir eine Frau am Markt ihre Zimmer anbieten. Damals noch sagt' ich meiner Aufwärterinn: ich würde, wenn ich nicht wenigstens 3 Pistolen an der Miethe zu ersparen wüßte, nimmer ausziehen, und führte unter andern Ihre Nachbarschaft als einen Haupt-Bewegungsgrund an, der mich bey meinen Jungfern fest hielt. Jene 3 Pistolen zu ersparen, wenn es möglich wäre, hielt ich für Pflicht, und ich hatt' es denen Freunden, welchen ich bisher meiner Finanzen wegen beschwerlich fallen mußte, versprochen. Indessen bewarb ich mich nie um eine wohlfeilere Miethe; sondern wies Dame Freyhof nur darauf an, daß wenn sie mir solche in einem übrigens wohlgelegenen, mir anständigen, von guten Leuten würklich bewohnten Hause anzeigen könnte, ich wenigstens darauf achten würde. Nun meldete die Freyhof, daß ein ganzes Haus mir offen stehe, von dem ich zuvor keine Sylbe gehört hatte. Sogleich schlug ich den Antrag ab, indem ich schlechterdings keine Wohnung beziehen will, in der keine Familie wohnt. Sie sehen also, mein Liebster, daß die ganze Geschichte von bloßem Weiber-Geklatsche, und böser Schadenfreude solcher herrührt, denen es nimmer so wohl ist, als wenn sie Fehden anrichten, oder wenigstens die Zuschauer davon abgeben können. Diese Schaden-Freude zu zernichten, und Sie, mein Freund, zu beruhigen, würd' ich gewiß, hätt' ich auch eine fremde Wohnung halb gemiethet, mich von ihr augenblicklich lossagen. Gleim und Jacobi sind, den Göttern sey Dank, bis auf den heutigen Tag Freunde: dies soll die Welt wißen, und daß sie es wiße, gehört zu dem Glücke meines Lebens. Nechstens, mein liebster, von angenehmeren Dingen! Tausend Grüße an die liebe, gute Gleminde, und tausend Dank für ihre ansehnliche Abonnenten-Liste zur Iris. Das Götter-Mädchen soll bey ihr sich selber bedanken. Alle die Unsrigen empfehlen sich Ihnen bestens. Schreiben Sie mir doch ie eher ie lieber ein Paar Zeilen und sagen Sie mir, wie es Ihnen geht? Ich umarme Sie mit alter Zärtlichkeit, und bin ewig Ihr getreuester J. G. Jacobi."

Am Rande heißt es noch: „Die Stücke von Goethe sind zum Drucke nach

Leipzig abgegangen. An dem Streite zwischen Wieland und den Gebrüdern Jacobi ist nichts."

Von Goethe's Poësie findet sich nichts früher in der Iris als in „des Zweyten Bandes erstem Stück. Jenner 1775." Dieses wäre also nach dem obigen in Leipzig gedruckt. Ein Druckort ist, wenn ich nicht irre, in keinem Bande angegeben. Der Brief aus Düsseldorf vom 19. August bezeugt die persönliche Bekanntschaft mit dem Mitarbeiter Goethe (Gödeke I S. 722—725): „Sie waren, oder sind noch in Lauchstedt, mein Liebster; an dem Orte, wo wir einst zusammengiengen; und da schrieben Sie keine Zeile an Ihren Jacobi, noch immer den Ihrigen. Ich war unterdessen in Elberfeld, in Aachen, in Bensberg; redete mit Lavater und mit dem Verfasser des Clavigo; mußte meinem Göttermädchen Stunden geben, u. s. w.; sonst hätt' ich in Lauchstedt Sie aufgesucht, wo wir einst zusammengingen; hätte Ihnen und der lieben Gleminde einen geistigen Kuß gegeben, und Sie, mein bester, hätten eine Zeile geschrieben an Ihren ewigtreuen J G Jacobi."

Ein Brief aus Düsseldorf vom 23. Sept. 1774 lautet: „Warum, mein liebster Gleim, dies lange, grausame Stillschweigen? Haben Sie nichts gegen mich in Ihrem Herzen; warum verlaßen Sie mich? Und warum sagen Sie mir es nicht, wenn Sie etwas haben? Ich bin mir keines Bösen bewußt, keines! Das schwör' ich Ihnen, bey unsern ehemaligen Umarmungen, als Ihr ewigtreuer J G Jacobi." Hierzu gehört die Nachschrift: „Mein Bruder und Rost grüßen 1000mahl. Bekamen Sie von der Karschinn und von dem Grafen von Schlabrendorff*) keine Abonnenten zur Iris? Beyde schreiben und schicken mir nichts. Es ist hohe Zeit, daß mit dem Druck angefangen werde. 1000 Grüße an Gleminde."

Es folgt der Brief aus Pempelfort den 23. Oct. 1774: „Morgen, mein Liebster, reis' ich von hier. Die Zubereitungen zu dieser Reise und die Arbeiten für Iris haben mir die letzten Wochen geraubt; sonst hätt' ich für Ihre Briefe, für Ihre Gedichte, für alles Schöne und Zärtliche, was Sie mir schickten, Ihnen eher gedankt. Ich hätt' Ihnen gesagt, daß iede Briefzeile meines Gleims die süße Versicherung seiner Liebe tief in meinem Herzen erneuert. Aber nein! auch damals, da ich über Ihr Stillschweigen klagte, wußt' ich, daß Sie mich liebten, daß Sie mich lieben müßten. Zwey Herzen, die einander so nahe gewesen, als die unsrigen, verlieren sich von einander nie, wenn beyde redlich sind. Ja, bester Gleim, wir müssen uns lieben, so lange wir leben. Dies schreib' ich Ihnen, trauernd im Zirkel meiner hiesigen Freunde; aber voll des Trostes, Sie bald wiederzusehen, mein liebster! Laßen Sie diese wenigen Zeilen sich gefallen, und mich iedes freundschaftliche Wort darinn mit der brüderlichsten Umarmung versiegeln. Ewig Ihr getreuester J G Jacobi." Eine Nachschrift heißt: „10000 Grüße von uns allen an Sie und die gute Gleminde. Von mir grüßen Sie alle dortige Freunde."

Auf der Rückreise nach Halberstadt ist folgender Brief aus Hannover 5. Nov. 1774 geschrieben: „Den Brief, welchen ich in Düsseldorf, den Tag vor meiner Abreise von dort, Ihnen schrieb, werden Sie, mein Liebster, bekommen haben (?). Traurig war der Abschied von den Meinigen; aber schön der Gedanke, Gleim und Gleminde wiederzusehen. Meine Reise selbst war glücklich und vergnügt. Ein

*) Wohl Graf Gustav von Schlabrendorff, der bekannte Sonderling, geb. in Stettin 22. März 1750, gest. in Paris 22. August 1824. Vergl. auch S. 231.

Kammermädchen, das dem Yorickischen an Gestalt und Schaamhaftigkeit nicht das mindeste nachgab, begleitete, bediente, verpflegte mich auf den öden Haiden, in den ärmlichen Bauerhütten, wo man eines solchen Geschöpfes vorzüglich bedarf. Unsern Withof sah ich nicht, weil der Postwagen sich in Duisburg [vergl. S. 158] nicht aufhielt. Leyder verfehlt ich auch unsern Möser, weil meine Chaise zerbrach und ich Abends sehr spät in Osnabrück anlangte. In Münster gab mir die Döbbelinsche Gesellschaft Elysium; die dortigen Liebhaber der Musen grüßten mich mit Gesängen; und der Graf von der Lippe zeigte mir eine beinahe vollendete Schaubühne, hie erste, die iemals in Münster gewesen, vom Magistrat erbaut, mit der Ueberschrift: S. P. Q. M. In dieser Stadt wird es immer heller, und sogar das Volk heißt diejenigen, welche das neue Licht ihm anzünden, willkommen. Dank sey dem vortrefflichen Fürstenberg. Von meinem hiesigen Leben kan ich Ihnen, mein Liebster, noch wenig berichten. Die Hälfte der Zeit ging mit Schreiben hin. Auch mußt' ich dem Mahler sitzen, vielleicht dem Liebenswürdigsten, der ie einen Pinsel geführt hat. Unschuldig, wie ein Schäferknabe, lauter Bescheidenheit; und dennoch soll seiner Kunst; voll Ahndung, ein großer Meister zu werden. Es ist ein x) iunger Tischbein aus Caßel. Von unsrem Zimmermann nechstens. Künftige Woche denk ich nach Zelle zu reisen, wo ich hoffentlich etwas von meinem Gleim antreffe. Dort meld' ich Ihnen den Tag meiner Ankunft in Halberstadt. Die Werbung zur Iris geht immer gut. Auf drey Bogen nahe war sie abgedruckt, ehe ich Düsseldorf verließ. Ernsthaft genug ist die erste Erscheinung des Mädchens. Ihr Regenbogen spielt nicht allein in niedrigen Rosenlauben; sondern bestrahlt auch die Wälder auf den Bergen. Wann, mein liebster, bester! wann schicken Sie den ersten Bruder-Kuß mir entgegen? Bald drück' ich ihn selbst auf Ihren Mund. Leben Sie wohl. Grüßen Sie tausend Mahl die gute Gleminde, und lassen sich grüßen von allen Winkelmännern [Jacobi's Verwandten in Hannover]. Ewig mit dem treusten Herzen Ihr J G Jacobi." Die Nachschrift lautet: „An Dingelstedts, Klöckers [vergl. S. 126], Gevatter und Gevatterin Fritz [vergl S. 272], Lehnssecretär [vergl. S. 268], Schmidt [Klamer] p p p 1000 Grüße."

Es ist schwer zu bestimmen, welcher von den zahlreichen Künstlern Namens x) Tischbein in diesem Briefe gemeint sei. Wahrscheinlich aber ist die Rede von dem nachmaligen Freunde Goethe's, der 1774 erst 23 Jahre alt und in Kassel zwar nicht geboren, aber um 1772 dort so gut als zu Hause war. Er hieß Johann Heinrich Wilhelm Tischbein und wird gewöhnlich genannt Heinrich Wilhelm Tischbein der Neapolitaner. Ueber ein Bild Tischbeins von dem noch jungen Jacobi vermag ich keine Auskunft zu geben. Vor seinen Werken (I, 1819) ist er im Alter abgebildet. Das Bild in Halberstadt ist von Calau (S. 229). Fritz Jacobi wurde dagegen nach S. 154 der vorliegenden Schrift von Eich gemalt.

x) Lies in Joh. Heinr. Wilh. Tischbein „Aus meinem Leben" heraus, gegeb. v. Loth. Brieger (1922) Seite 102/3

Zusätze.

Zu Seite 2 Zeile 33. Das Bett der Elster ist bei oder in Senftenberg vor noch nicht langer Zeit erneuert. Für sonnower Elster ist sornower Elster zu lesen, vom Dorfe Sornow.

S. 15 Z. 30. In der „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert. Von Otto Lindner. Nachgelassenes Werk. Herausgegeben von Ludwig Erk. Mit 83 musikalischen Beilagen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1871" sind die bemerkenswertheften Stellen über Lessing als Liederdichter folgende: S. 60 und 61, wo jedoch wegen falscher Bezeichnung der zweiten Anmerkung leicht Verwirrung entstehen kann. S. 73. S. 83 wird Herbing der eigentliche Komponist „für Gellert den Erzähler und für Lessing" genannt. In den Notenbeilagen finden sich die drei Kompositionen Nr. 132. 134. 166 zu Liedern von Lessing. „Gestern, Brüder, könnt Ihr's glauben?" ist nicht darunter. Lessing war nicht musikalisch gebildet. Auch Ewald ist von Lindner berücksichtigt.

S. 19 Z. 28. S. 213 Z. 35. Im April 1768 schrieb Gleim an Jacobi: „Komt die Döblinische Gesellschaft nach Halle, so müßen Sie gleich sie aufhalten, bis ich in Lauchstedt bin. Minna von Barnhelm möcht' ich gar zu gern hören. Zum neunzehnten mahle hat man sie zu Berlin aufgeführt, welch ein Beyfall! Ich freue mich so sehr, wie Lessing selber darüber! Die Frau Karschin hat mir zween Briefe geschrieben ganz voll davon, ein Auszug wäre nicht übel in die Bibliothek." Nach Jacobi's Briefe vom 4. Mai 1768 hatte man jedoch von den Döblinschen Schauspielern, d. h. wohl von ihrer Ankunft, in Halle noch nichts gehört.

S. 32 Z. 9. Ueber diejenigen geflügelten Worte, welche von Lessing stammen, s. Büchmanns Buch 9. Aufl. 1876 S. 43—46. 110. 125. 155. Die Stellen über Wieland sehe man in Büchmanns Register nach. Heinse kommt nicht vor.

S. 38 Z. 34. Lessing zeichnete einen kurzen Entwurf zu einem Lustspiele „Werther der Bessere" auf. Vergl. jetzt darüber „Vierundfunfzig zum Theil noch ungedruckte Dramatische Entwürfe und Pläne Gotthold Ephraim Lessing's. Herausgegeben von Robert Borberger. Berlin, Hempel. 1876" S. 767—769.

S. 50 Z. 38. Der Titel ist „Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag. Von David Friedrich Strauß. Berlin, Guttentag. 1864." S. 18 heißt es: „Lessing schrieb an seinen Bruder: „„Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf [auf Nathan] schimpfen."" Strauß will S. 50 nichts davon wissen, daß Mendelssohn Nathan ist. S. 57, 58 und 59 heißt es vom Klosterbruder: der weise Nathan bemerkt auch, daß seine Einfalt fromme, nicht dumme, Einfalt ist. Solche fromme Einfalt pflegt nicht allein mit einem zarten Gefühl für Recht und Unrecht verbunden zu sein, sondern wir bemerken an ihr nicht selten sogar eine Art von ehrlicher Schlauheit, mit der sie die Arglist der Klugen durchschaut und zu Schanden macht. So stellt sich der Klosterbruder ein-

fältiger als er ist. S. 68 wird mit Bezug auf die in dem Stücke vorkommenden Charaktere gesagt: die reinen Charaktere sind in allen drei Religionen nur diejenigen, welche und so weit sie über den Buchstaben ihrer Religion zum Geiste.... hindurch gedrungen sind. — Auch Berthold Auerbach schrieb über Nathan den Weisen in den „deutschen Abenden." Ueber den Titel „Nathan der Weise" s. die kurze Bemerkung Gosche's in seinem „Jahrbuche für Literaturgesch." (Berlin, Dümmler, 1865) S. 199 und ebenda S. 355. 356 Gosche's Beiträge zur Bibliographie Nathans des Weisen.

S. 65 Z. 32. S. 215 Z. 29. Während die vorliegende Schrift gedruckt wurde, schrieb Borberger ganz ähnlich in Schnorr von Carolsfelds Archiv V S. 483. 484 über dies lessingsche Trinklied, nachdem er gleichfalls entdeckt, daß Richter Schöne nicht kannte. Er ergänzt die ausgefallene Sylbe ebenfalls durch „Auf".

S. 74 Z. 12. R. Prutz sagt ganz in Uebereinstimmung mit Gervinus im göttinger Dichterbund, 1841, S. 319: „Nicht im Reim, sondern im Rhythmus liegt die Musik der Poësie; Wieland aber ist ohne alles Ohr für das Rhythmische: darum theilt er auch die allgemeine Neigung der Zeit für antike Metra nicht, seine Hexameter sind ohne alle Musik, ebenso sein reimloser Jambus, er kennt keinen Strophenbau und versteht selbst das rhythmische Gesetz der italiänischen Ottave nicht." Diese Worte treffen den Nagel auf den Kopf und lassen sich nicht umstoßen. Man kann freilich sagen, daß, wie später der reiferen deutschen Verskunst von Voß der leichtere Vers des deutschen Volksliedes zur Seite gehen mußte, so auch dem schweren Verse von Klopstock gegenüber Wielands frivoler Versbau nicht entbehrt werden konnte. Seine Anregungen für die Verskunst traten aber mitunter, wenn auch nicht immer, zunächst in negativer Form auf. In dem, was Suphan (Goethische Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren in ältester Gestalt. Halle. Waisenhaus. 1876. S. 16. 18) sagt, befindet er sich, was das Metrum betrifft, mehr in Uebereinstimmung mit Löbell, während die Hervorhebung der Anerkennung des Oberon durch Goethe nach einer andern Seite hin mehr für meine als für Löbells Auffassung von Wieland ins Gewicht fallen würde. Suphan erwähnt, daß Goethe an Wieland einen Lorbeerkranz schickte und zu derselben Zeit die Worte an Lavater schrieb: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poëtischer Kunst geliebt und bewundert werden." Wielands Verdienste um die deutsche Verskunst müssen durchaus auf gewisse Anregungen beschränkt gedacht werden. Ihre unbedingtere Anerkennung scheint mir eben so wie die Hervorhebung der doch auch nicht ganz wegzuleugnenden leichteren Verskunst von Heine für die Entwickelung der deutschen Literatur gefährlich. Sie ist aber natürlich am wenigsten dem feinsinnigen Herausgeber der Werke Herders in den Sinn gekommen. Uebrigens scheint es mir in diesem Zusammenhange bemerkenswerth, daß Wieland fast der erste war, der sich in Deutschland erfolgreich mit Shakespeare beschäftigte. Das Hauptverdienst um die Entwickelung der leichteren deutschen Verskunst erwarben sich meiner Ansicht nach die braunschweiger durch ernste Arbeit, welche sich an das Studium des Shakespeare und des englischen anschloß. Diese Bestrebungen wurden durch August Wilhelm Schlegel und Karoline in welfischen Landen, ja, wenn ich nicht irre in Braunschweig selbst ihrem Abschlusse oder ihrer Blüthe zugeführt. So weit er sich nicht schon bei Bernays und Waitz findet, dürften meine Auszüge

aus dem Briefwechsel der braunschweiger, deren Abdruck in den Jahrbüchern von Masius S. 51—59 bereits begonnen hat, den Beweis liefern. Wie bereits die hier vorliegende Schrift zeigt, so waren die braunschweiger im allgemeinen Gegner Wielands, was sich gleichfalls bei Schlegel noch steigerte. Für Shakespeare mag Eschenburg wohl einigermaßen durch Wieland angeregt gewesen sein. Aber Ebert, der sich theoretisch am meisten mit dem fünffüßigen Jambus, dem „englischen Verse" beschäftigte, war in jeder Beziehung Klopstocks Schüler. Dadurch fallen auch abgesehen von der Nachahmung antiker Versmaße die Verdienste um die deutsche Verskunst im vorigen Jahrhundert den Kreisen Klopstocks zu, wie denn auch die Blicke der ihm fast sämmtlich nahe stehenden göttinger Dichter gleichmäßig den Engländern und den alten zugewandt waren. Lessings Billigung der in Verbindung mit Ebert vorgenommenen Versificirung des Philotas (S. 178) darf nicht mehr als bloße Gefälligkeit gegen Gleim betrachtet werden. Hätte er nicht wenigstens den Nathan in fünffüßigen Jamben geschrieben, so könnte man ihn kaum mit Moriz Haupt (S. 97) als den dritten unsern großen Dichtern Schiller und Goethe zugesellen, welchen dieser sittlich ernste Dichter sich allerdings im voraus durch die ihn von Wieland, Herder, Klopstock und Jean Paul unterscheidende wirklich erfolgreiche Betheiligung am Drama genähert hatte. Von Wieland aber, der doch durch seinen langen Aufenthalt in Weimar Goethe und Schiller äußerlich sehr nahe treten konnte, möchte ich beinahe behaupten, daß er durch seine lotterige Behandlung der deutschen Verskunst, trotz mehrfacher Anregungen auf diesem Gebiete, gerade die Ehre, neben Goethe und Schiller als dritter deutscher Dichter ersten Ranges genannt zu werden, verscherzt hat. Wenn auch die Anregungen, die Wieland nach den Italienern für die deutsche Verskunst gab, von Suphan mit Recht wieder hervorgehoben sind, so ist doch auch der Umstand zu beachten, daß, wie ich S. 319 durch einen Briefauszug zeigen werde, Johann Georg Jacobi schon zur Zeit, da der Idris erschienen war, ihm an Verständniß und richtiger Auffassung der italienischen Dichtkunst, wenigstens des Ariost, theoretisch weit überlegen war.

S. 80 Z. 19. Damit ich nicht ungerecht in Bezug auf Wielands Ehe zu werden scheine, führe ich folgende bisher ungedruckte Briefstelle an. „Haben Sie schon gehört, mein Theuerster (schrieb J. G. Jacobi 4. Okt. 1768 aus Halle an Gleim), daß Wieland so eine kleine allerliebste Frau hat, die er, wie seine Augen, liebt, ob sie gleich keine einzige von seinen Schriften gelesen hat? Er selbst hat es an H. Riedel in eben diesen Ausdrücken geschrieben." Man wird nicht unbeachtet lassen dürfen, daß auch hier nur eine Aeußerung Wielands zu Grunde liegt. Geistig muß die Frau sehr unbedeutend gewesen sein, da Wielands Mutter (S. 236. 239) sogar die Korrespondenz über den Flachs für sie führen mußte, in welcher sie sich als ein kleines Seitenstück zu Frau Rath erweist. Vielleicht konnte gerade die Ehe des Romanschreibers Wieland nur mit einer so unbedeutenden Frau wenigstens äußerlich glücklich verlaufen. Dr. Liebel macht mich darauf aufmerksam, daß Wieland in einem Briefe an K. A. Böttiger von 1795 sich über den Vorwurf der Schlüpfrigkeit zu entschuldigen sucht, die Richtigkeit derselben dann aber gewissermaßen selbst wieder zugesteht durch den Ausspruch: „Meine Töchter dürfen mich erst ganz lesen, wenn sie verheirathet sind." Vergl. auch Schöll, Stein, I S. 27.

S. 82 Z. 26. Am 19. März 1768 schrieb Jacobi aus Halle: „Vor ein Paar Tagen war Herr Riedel bey uns, der mir einen Gruß an meinen Freund

[Gleim] auftrug. Zugleich sollt' ich Sie bitten, Herrn Wieland bald zu antworten. Dieser hat Herrn Riedel versichert, daß er eine Zeitlang gar keine Correspondenten in Teutschland gehabt hätte, und ietzt erst einige aufsuchte, um nicht ganz verlassen zu seyn. An Herrn Uz hat er auch geschrieben."

S. 84 Z. 32. S. 124 Z. 1. Ueber Wielands Berufung nach Erfurt, seinen Aufenthalt daselbst u. s. w. kamen mir erst während des Druckes dieser Schrift Borbergers Aufsätze in den Jahrbüchern der dortigen Akademie von 1870 zu Gesicht. Die Stellen S. 93. 95. 98. 99. 107. 115. 117. 137. 141 sind bemerkenswerth. Zu Berichtigungen geben auch sie hier keine Veranlassung. Doch sind einige dieser Stellen sehr zu beachten, wenn einmal festgestellt werden soll, was nun eigentlich für die in Mainz und Erfurt versammelten Schriftsteller von Dalberg und was von seinem Vorgänger geschehen ist. Ich bin um so mehr im unklaren, was denn sicher auf Dalbergs und was auf seines Vorgängers Rechnung zu setzen ist, als Karl Theodor Ant. Maria Reichsfreiherr von Dalberg (geb. 8. Febr. 1744, gest. 10. Febr. 1817) schon Einfluß gehabt haben kann, ehe er 1772 vom Kurfürsten zum wirkl. Geh. R. und Statthalter von Erfurt und Mainz ernannt wurde, aber erst nach Friedrich Karls Tode 1802 wirklich selbst Kurfürst wurde, auch Friedrich Karl sich sogar nach Königs Clubisten von Mainz für Heinse's schlüpfrige Schriften interessirt haben soll.

S. 100 Z. 38. S. 255 Z. 46. Daß meine Annahme über die Art und Weise der Betheiligung Goethe's am Deukalion wohl das richtige treffen wird, läßt auch Schnorr von Carolsfelds Aufsatz über Goethe's Verhältniß zu einer Parodie von Fritz Jacobi's Woldemar vermuthen. Mit Bezug auf die Parodie wird in der Abhandlung gesagt (Gosche's Archiv für Lit. I S. 315): „Vielleicht ist uns etwas davon in den nachstehend mitgetheilten Fragmenten erhalten, welche bestätigen, daß Goethe dem Kitzel nicht widerstehen konnte, den Schluß des Jacobischen Romans in der Weise zu parodiren, daß Woldemar der Teufel holte. In dem Briefe der Frau Schlosser an Jacobi vom 31. Oktober 1779, worin ein solcher parodirter Schluß des Woldemar erwähnt wird, ist freilich zu lesen, Goethe habe offenherzig erzählt, daß er manche muthwillige Parodien nicht geschrieben, aber mündlich über den Woldemar geschwatzt habe. Wir wollen daher auch nicht behaupten, daß das im Folgenden wieder abgedruckte auf ein Goethe'sches Manuskript zurückzuführen sei." Auch vom Deukalion habe ich das nicht mit Wieland unbedingt behaupten wollen. Aber durch mündliche Rede dürfte Goethe wohl den Deukalion eben so gut als die Parodie des Woldemar vorgezeichnet haben.

S. 106 Z. 26. Am 12. Oktober 1768 schrieb Jacobi an Gleim über Wielands Idris: „Den Idris hab' ich gelesen. Herr Klotz macht die Recension davon [für seine Zeitschrift], ihm gehört das Exemplar, und in den hiesigen Buchläden ist noch keines zu bekommen, sonst schickt' ich es Ihnen ohne Verzug. So sehr als Musarion [S. 82] gefällt mir das Ganze nicht. Gar zu viel Zauberey ist darinn, mit zu weniger Moral durchwebt; und in den Schilderungen finde ich nicht Verschiedenheit genug. Säulen von Rubinen, Magische Palläste, Romantische Gegenden, in welchen insonderheit ein Ueberfluß an Schasminen, den Lieblingsblumen des Dichters, ist, trift man überall an. Uebrigens muß man die Imagination des Verfaßers, die originelle Laune, den unübertreflichen Dialog und die Leichtigkeit der Versification bewundern. Verse sind in dem Gedichte, so schön,

daß ich es für unmöglich halte, sie schöner zu machen. [?] Hier und da sind Sentiments eingestreut, in wenigen Zeilen, und doch mit der größten Genauigkeit ausgedrückt, und mit einer Wahrheit, der man nicht widerstehen kan. Sagen Sie mir doch, ob die letzte Erfindung mit der belebten Säule Ihnen nicht auch zu gedehnt vorkömmt? Die Vorrede an Herrn Riedel kan ich gar nicht leiden. Es ist, wie mir däucht, ein höchst unangenehmer Ton darinn, und oft fatales Deutsch! Schade ist es, daß das Gedicht nicht vollendet herausgekommen. Mit Recht nennt es Herr Wieland ein Fragment, denn die Neugier des Lesers wird nicht halb befriedigt. Fünf Gesänge, sagt der Dichter, würden es erst zu einem Ganzen machen; allein für ein Gedicht für Feenmärchen würd' es alsdann zu lang. Nicht mit völligem Recht bezieht sich der Dichter auf den Ariost, denn bey diesen gehören die Zauberer mehr zu den Maschinen, durch welche die Haupthandlung sich bewegt; nicht alles ist Zauberey, wie bey Wieland.*) Und welche fürtrefliche Allegorieen hat der Italienische Dichter hineingebracht, als die Grotte des Schlafes, die Zwietracht, die im Monde verlohrenen Dinge, u. s. w., Wie viel mehr Mannigfaltigkeit! Indessen, mein liebster, freuen Sie sich immer auf den fürtreflichen Idris. Bey vielen Stellen gerieth ich in einen solchen Enthusiasmus, daß ich laute Selbstgespräche darüber hielt, und in Ausrufungen ausbrach, wie ein Theaterprinz, der in der Oper seine Göttinn kommen sieht." Am 18. Oktober 1768 schrieb Jacobi aus Halle an Gleim: „Freuen Sie sich, mein liebster! Wieland schrieb neulich an Riedel (ich habe selbst den Brief gelesen): Jacobitchen ist im höchsten Grade mein Lieblingsdichter; ob ich gleich hoffe, daß er nicht immer mit Amoretten und Idealischen Mädchen tändeln wird. Nachher will er eine recht artige Dame beschreiben, und sagt: Sie verdiente ein Liedchen von Jacobi und ist so schön, daß ich mich nicht scheue, sie der halberstädtischen Venus, wer sie auch immer sey,**) an die Seite zu setzen . . . . . Aus Furcht, Sie möchten den Idris noch nicht haben, send' ich Ihnen Klotzens Exemplar, das er mir überlassen hat. So oft, als Musarion, könt' ich ihn nicht lesen. Was meynen Sie, mein liebster?" Aus Halle den 25. Okt. 1768 schrieb Wieland an Gleim: „Wie sehr einige Stellen in Wielands letztem Gedichte mich entzückten, sagt' ich Ihnen schon neulich; allein den Wunsch kan ich nicht unterdrücken, daß die Erdichtungen mehr Wahrheit zum Zweck hätten. In Musarion stimmt alles zu einer großen Moral zusammen, und so viele kleine Moralen sind so reizend hineingewebt, daß die Dichtkunst in ihrer ganzen Würde sich zeigt. In dem Idris hingegen sind mir die mehrsten Erdichtungen zu leer: ich suche noch etwas hinter dem schönen Gewebe, das ich nicht finde. Wer will den Dichter tadeln, der in kleinen Gedichten nur spielt? Allein in großen Werken verlang' ich eine ernsthaftere Absicht; insonderheit von einem Manne, der die größte Kenntniß des menschlichen Herzens besitzt, und fähig war, die Philosophie der Gracien zu schreiben. Da, wo Moral in dem Idris angebracht ist, redet der Lehrer derselben ganz göttlich, und um desto mehr bedaur' ich es, ihn nicht öfter in diesem Tone reden zu hören. Sie denken wohl, mein Theurester, ich wär'

*) Zu dieser feinen Bemerkung erinnere ich daran, daß nach der Auffassung der Brüder Grimm das Märchen nur eine mäßige Unterbrechung des natürlichen durch das wunderbare erlaubt, wogegen nur das künstlich ersonnene Märchen verstoße.

**) Es war die Frau des bekannten Vaters der preußischen Volksschulbildung, Herrn von Rochow.

aus einem Sänger kleiner Amoretten auf einmal zum Cato geworden; allein ich werde künftig auch bemüht seyn, in meine tändelnden Gedichte mehr moralische Wahrheit zu bringen." In Jacobi's Briefe aus Halle vom 6. Nov. 1768 heißt es: „Den Idris finden Sie in dem nächsten Stücke der Bibliothek, welches ich mit der ersten Post Ihnen schicke, beurtheilt. Herr Klotz ist selbst der Verfaßer der Recension. Ungemein zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich eben die Stelle, die Sie mir abschrieben, ausgezeichnet habe. Sehr wollüstig; aber vielleicht sehr wahr (denn nie sah' ich ein Mädchen in einer solchen Situation) sind folgende Verse:

Und wenn ihr Auge schwimmt, wenn im halb ofnen Munde
Die blaße Zunge lechzt: dann schlägt die Schäferstunde.

Unser Klotz findet etwas Eckelhaftes in diesen Versen. Ich glaube die Ursache zu errathen. Dem, der nur eine Selina, Daphne und Belinda geliebt, oder geküßt hat, sind sie es nicht. Der Kuß einer Lais kan widrige Erinnerungen zurücklaßen. Das Ideal, das der Liebe den größten Reiz ertheilt, geht verlohren. Die Schwachheit eines schönen Mädchens ist nicht mehr die Schwachheit einer Göttinn, die auch in unsern Armen uns noch verehrungswürdig bleibt, und Altäre verdient. Meinen Gesinnungen vollkommen gemäß ist die Stelle, die ich auswendig behielt:

Wie? die Geliebte sehn? sich neben ihr befinden?
Den Athem in sich [ziehn?] der ihrer Brust entfloh?
Ist eine größre Lust für Seelen, die empfinden?
Die letzte Gunst entzückt den Faun nicht so!
Ein Band, das sich um ihren Fuß zu winden
So glücklich war, ein Ring aus ihrem Haar, wie froh,
Wie reich macht solch ein Tand, den, der wahrhaftig glüht!
Nichts däucht ihn klein, was sich auf sie bezieht.

Ein Strumpfband von meinem Mädchen wäre mir lieber, als das berühmte Strumpfband, worauf so viele Ritter stolz sind. Die Amoretten sollen es ihr rauben, und unter sich einen Orden stiften, wovon es ein Zeichen ist. Den Idris können Sie immer behalten: unser Klotz hat ein zweytes Exemplar geschenkt bekommen . . . . . Die Reise nach Vaucluse wollen wir gewiß nicht vergeßen, und auch die niederländischen Bildergallerien nicht. Schade nur, daß diese Schule mit ihrer außerordentlichen Kunst im Mechanischen nicht mehr Poetisches, nicht mehr Erfindung, und insonderheit das schöne Ideal nicht verbindet, welches die Italiener in einem so hohen Grad' erreichen. In Düsseldorf sah' ich eine ganze Menge der schönsten Stücke von den besten Niederländischen Meistern, aber nicht Eins, das den Ausdruck eines Italieners völlig hatte. Rubens selbst, von welchem in meiner Vaterstadt ein ganzer Saal von Gemälden aufbehalten wird [vergl. S. 148] hat dieses Ideal wenig gekant. Ich weiß nicht, wie Hr. Wieland immer von Grazien sprechen kan, die Rubens gemahlt. Seine Grazien sehen fast alle, ich will nicht sagen wie gemeine Nymphen; sondern wie Bauermädchen aus. Lauter holländische Gesichter! Hrn. Klotz bat ich, bey Gelegenheit einer Stelle im Idris es zu erinnern. Hat der Verfaßer ia eine gute Grazie von Rubens gesehen, so ist es eine höchst seltene Ausnahme von seinen übrigen Mahlereien gewesen."

S. 107 Z. 22. Reinhold Köhler sagt in Schnorr von Carolsfelds Archiv III S. 416: „Es ist bekannt, daß die Bibliothèque universelle des Romains unserm Wieland die Stoffe zu Geron dem Adligen, zum Sommermärchen, zum

Pervonte und vor allem zum Oberon geliefert hat, aber man scheint bisher nicht bemerkt zu haben, daß auch die Quelle von Wielands Hana und Gulpenheh in derselben Zeitschrift sich findet." Nach einigen weiteren einleitenden Bemerkungen folgt dann S. 417—421 der Abdruck der „Histoire du Tailleur et de sa femme."

S. 111 Z. 20. S. 259 Z. 41. Durch diesen „Rathschlag" Wielands in Bezug auf Napoleon erklärt es sich offenbar vollständig, daß Goethe schon am Tage vor seiner eignen bekannten Audienz bei Napoleon notirte „Dichter als Prophet". Vorberger, indem er die Worte in seinen literar-histor. Aufsätzen über Erfurt in den Jahrbüchern der dortigen Akademie von 1870 S. 80 abdrucken ließ, bemerkte zu dieser und einigen andern Notizen, der Sinn derselben sei verloren gegangen.

S. 116 Z. 11. Ueber Agathodaemon (1799) s. Löbells Wieland S. 323—328.

S. 124 Z. 1. Siehe zu S. 84 Z. 32.

S. 126 Z. 24 u. 38. In Halberstadt waren zwei Domorganisten Namens Müller. Hier ist Christian Heinrich gemeint. Nach einer Mittheilung, die Herr Seminarlehrer Jänicke gütigst für mich aus Schillings Universallexikon der Tonkunst zog, war er einer der vorzüglichsten Orgelspieler und hat auch vieles, darunter manch treffliches, komponirt. Von allem aber soll nichts gedruckt sein als 4 vierhändige Klaviersonaten. Ob dasjenige, was er von Johann Georg Jacobi und, wenn ich nicht irre, auch von Zachariä komponirte, wirklich ungedruckt geblieben ist, lasse ich dahingestellt sein. Er starb in Halberstadt am 29. August 1782. Mit ihm ist nicht zu verwechseln Karl Wilhelm Müller. Daß dieser unmittelbar auf Christian Heinrich Müller folgte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ohngefähr 1800 aber war er schon Domorganist in Halberstadt. Nach Schilling war er in jüngeren Jahren einer der besseren Klavierspieler der Zeit, auch ein beliebter und fleißiger Komponist für sein Instrument. Er schrieb viele Variationen über beliebte und bekannte Themata und andere kleine Sachen für Klavier. Dann aber auch Sonaten, Trio's und Quartette. Von seinen Arbeiten soll sein Op. 19, 3 leichte Sonaten für Klavier, noch jetzt, namentlich beim Unterrichte, brauchbar sein. 1815 verfertigte er die Komposition zu dem Marschliede der halberstädtischen freiwilligen Jäger von Heinrich Andreas Pröhle, die 1859 in dessen Gedichtsammlung „Schwert und Altar" (Leipzig, Gräbner) als Musikbeilage wiederholt wurde. Sein Todesjahr ist mir nicht bekannt. Doch war der jetzige berühmte Domorganist Baake sein unmittelbarer Nachfolger in Halberstadt.

S. 149 Z. 28. Für 1766 lies 1776.

S. 169 Z. 36. Maler Müller ist gemeint.

S. 295 Z. 20. Gemeint ist ohne Zweifel Antoine Achard, der nach Prof. Chambeau's Mittheilungen über das französische Gymnasium zu Berlin (Sonntagsbeilage Nr. 39 der vossischen Ztg. von 1873) literarischen Ruf erlangte und als ausgezeichneter Kanzelredner galt. Er war 1696 zu Genf geb. und starb 1772 in Berlin. Seine Wittwe vermachte zum besten verschämter Armen, vielleicht nur mit Beschränkung auf die französisch-reformirte Gemeinde Berlins, die beiden Häuser französische Straße 40 und 41. Sie sind neuerdings unter dem Namen fondation Achard zu einem Prachtgebäude neu aufgebaut.

Register.

Ackermann 26.
Alberti 45. 276.
Algarotti 97.
Allegrin 198.
Atterbom 155.
Amalia (Herzogin von Weimar) 22. 101. 104. 122. 123. 169. 244.
Amalia (Schwester Friedrichs des Großen) 211. 307.
Andreä 132. 168.
Apraxin 194.
Arioſt 317. 319.
Aulnoy 79.

Bahrdt 48.
Baſedow 102.
Baumgarten (Begründer der Aeſthetik) 83. 298.
Beaumele 13.
Benneſton 200.
Bernays 316.
Berendes 308.
Beroldingen 160.
Bertuch 234. 236. 244.
Biedermann 15. 20.
Bilderbeck 195.
Bismarck 7.
Blumenthal 295.
Bodemann 68. 124.
Bodmer 70. 71. 75. 224.
Böhm (Profeſſor in Leipzig 1757) 202.
Boie 146. 231. 242.
Bondeli 68. 124.
Borberger 50. 315. 316. 318. 321.
Böttiger 257.
Brankont 35.
Brecht 294.
Brentano 251.
Büchmann 315. X.
Bürger 16. 74. 146. 289.
Buſchmann 210.

Caeſar 260.
Calau 229.
Canitz 230.
Canter 136.
Catares 13.
Cervantes 12.
Chaſſaigne 200.
Claudius 23. 40. 253.
Clermont 154.
Clodius 137. 229.
Coburg 247.
Coppel 132. 133.
Cramer (der Vater) 192.
Cramer (der Sohn) 70.
Cranz 220.
Cropp 175.

Dalberg 124. 260. 318.
Danzel 5. 11. 12. 17.
Daviſon 220.
Delius 146.
Deſſoir 53.
Dietrich (Fürſt zu Anhalt) 210.
Döbbelin 29. 212. 314. 315.
Döring (Frau von) 220.
Döring (Heinrich) 262.
Döring (Schauſpieler) 57.
Dohm 146.
Dreyer 187.
Dröſemeyer 47.
Droyſen (J. G.) 191.
Düntzer 256.

Ebert 21. 22. 23. 60. 178. 192. 241. 317.
Eich 154. 160. 314.
Einſiedel 169. 245.
Engeling 185. 186.
Erbach (Frau v.) 140.
Eſchenburg 42. 44. 60. 173. 220. 317.
Ewald 138. 194. 294. 315.
Ewarts 168.

Fahlmer 152.
Falk (Johannes) 84. 250.
Faucher 66.
Ferdinand von Braunſchweig 218.
Fichte 18.
Fink 20.
Fiſcher 128.
Flemming 2. 7. 8.
Follard 196.
Forſter 42. 164.
Foß 15.
Freyhof 311. 312.
Friedrich der Gr. 11. 15. 19. 20. 35. 65. 76. 113. 192. 194. 198. 202. 203. 206. 229. 297.
Fritze (Dokt. in Halb.) 143.
Fritze (Frau) 143. 147. 148. 272. 274. 314.
Fürſtenberg 143. 314.

Gärtner 21. 22. 23.
Garve 229.
Gebler 29. 36. 37. 38.
Gerſtenberg 214.
Gellert 306. 315.
Geßner 278.
Giacomelli 301.
Gleim 9. 15. 16. 18. 21. 23. 25. 38. 40. 42. 46. 50. 71. 75. 77. 80. 83. 84. 86. 88. 91. 102. 105. 110. 113. 119. 122. 123. 126. 129. 130. 133. 135. 138. 140. 143. 145. 149. 154. 163. 164. 167. 169. 173. 203. 217. 240. 267. 275. 281. 306. 315.
Gleim (Lehnsſekretär) 268.
Göchhauſen (Frl. v.) 169.
Göckingk 38. 65.
Gödeke 8. 145. 224. 313.
Görtz 101. 102.
Goethe 8. 15. 16. 24. 25. 31. 32. 38. 60. 61. 62. 63. 65. 69. 75. 76. 78. 80. 96. 98. 100. 102. 104. 110. 112. 113. 116. 118. 123. 125. 166. 245. 252. 312. 314. 316. 318. 321.
Görtz 235.
Götze 45. 48. 55. 219. 252.
Goſche 15. 16. 316. 318.
Gottheif 71.
Gottſcheb 8. 188. 189. 202. 207 222. 224.
Gretſchel 8.
Grimm (Jakob) 62. 211.
Großſchlag 225. 232.
Gruber 71. 78. 258.
Gründerode 252.
Günther 10.
Guhrauer 63. 218.
Guichard (Quintus Jcilius) 302.

Hacke (Gottlob) 215.
Hagedorn 282.
Hagen 36.
Haupt 31. 97. 317.

Hausen 145.
Heiland 49.
Heine (Heinrich) 316.
Heinemann 24. 48. 63. 64. 175.
Heinrich (Prinz) 18. 183. 201. 205. 210. 242.
Heinse 16. 121/170. 262. 308. VIII.
Heinse (Johann) 128.
Heinse (Vater) 149.
Henauld 198.
Henkel v. D. 18. 176. 205. 206. 207.
Henneberg 221.
Herbing 315.
Herder 50. 59. 61. 69. 70. 74. 76. 79. 102. 103. 104. 108. 119. 123. 136. 173. 238. 239. 240. 241. 257.
Herel 136. 227.
Herrera 282.
Heusinger 219.
Hildburghausen 201.
Hirzel 157. 174.
Horaz 196. 261. 264.
Hörnecke 22.
Hohenwart 158.
Hoim 60.
Hompesch 41.
Hornhostel 27. 65.
Hülsen 204.
Humboldt (A.) 93.

Jacobi (Fritz) 50. 123. 148. 149. 151. 153. 155. 159. 163. 168. 169. 290. 314. 138.
Jacobi (J. G.) 59. 83. 87. 129. 139. 141. 146. 150. 153. 154. 158. 230. 262. 308. 315. 317.
Jähns 289.
Jänicke 174. 263. 321. VII.
Jean Paul 72. 75. 77. 103.
Jerusalem 37. 38. 59. 60.
Iselin 241.
Joachim 305.
Joseph (Kaiser v. O.) 36. 215.
Jumcken (General) 207.
Justi 204. 301. 308.
Juvenal 245.

Kalb (Charl. v.) 103.
Kalb (Geh. Rath) 236.
Kannenberg 192. 204.
Kant 70.
Karl August 96. 102. 110. 112. 235. 247.
Karl (VI.) 297.
Karl Friedrich 100.
Karl (Herzog von Braunschweig) 45. 47.
Karl Wilhelm F. 21. 22. 35. 37. 48. 218. 311.
Karschin 129. 211. 313. 315.
Keil (Ernst) 121.
Keith 205.
Kestner (Lotte) 38.
Klein 155. 159.
Kleist (E. Ch.) 18. 177. 180. 295. 304.
Kletke 146.
Klinger 252.
Klopstock 23. 26. 28. 29. 40. 70. 73. 76. 174. 214. 215. 253. 261. 303. 317. 318. 320. VII.
Klotz 36. 37. 280.
Klöter 314.
Knaur 3.
Knittel 62.
Koberstein 64.
König (Amalia) 57. 58. 216.
König (Eva) 17. 25. 31. 36. 40. 42. 44. 62. 63. 65. 174.
Körte 173.
Kraft 160.
Krause 169.
Kuntsch 60.
Kutzen 18.

Lachmann 11. 14. 173.
Lange 184.
Langer 64.
La-Roche (Fritz) 169. 232.
La-Roche (Sophie) 84. 87. 135. 221. 232. 251.
Laube 121. 129. 144. 154. 155. 158. 160. 167. 170. 254.
Lavater 35. 47.
Lehmann (August) 62.
Lenz 170. 252.
Leopold v. Braunschw. 37. 39.
Lessing (G. E.) 1/66. 72. 84. 119. 146. 173. 278. 306. 315. 316. VIII.
Lessing (K.) 5. 6. 11. 18. 59. 173. 219. 222. 254.
Lessing (Maler) 176. 214.
Leuchsenring 232.
Leyserwitz 35. 36. 42. 59. 60. 213.
Lichtenberg 169.
Lichtwer 224.
Liebel 134. 317.
Liebenstein 131. 132. 134. 136.
Lindner (Albert) 256.
Lindner (Otto) 315.
Löbell 31. 64. 67. 69. 74. 78. 80. 211. 258. 321.
Logau 1. 4.
Ludwig in Halle 294.
Lusignan 198. 199.

Maltzahn 12. 14. 174.
Manteufel 211.
Mappes 167.
Maria Theresia 37. 38.
Marschall v. B. 19. 60.
Masch 217.
Martial 265.
Massow (Frau v.) 126. 138. 140. 141. 293. 305.
Matthiä 69. 96. 97. 112. 257.
Mauvillon 290.
Meier (der Aesthetiker) 205. 305.
Mendelssohn 42. 45. 65. 66. 129. 315.
Mengs 301.
Menke 8.
Meyer (Ferd.) 65.
Michaelis 132. 145. 233. 265.
Milton 225.
Mitchell 299. 306.
Mock 169.
Mommsen 260.
Mounier 111. 112.
Müller (August) 16.
Müller (Joh.) 60. 122. 164.
Müller (Maler) 169. 321.
Müngersheim 134. 136.
Münter (Friederike) 244.
Murat 260.
Murr 137.
Musäus 79.
Muzel-Stosch 308.
Mylius 4. 11. 13. 14. 61. 211.

Nasemann 191.
Napoleon 259. 321.
Naumann 65.
Nerrlich 103.
Nesselrode 152.
Nicolai 15. 16. 21. 41. 45. 59. 66. 253. 268. 274. 280. 295.
Nosl 272.

Orleans 197.
Oeser 226. 229. 243.
Oehlenschläger 303.

Perschmann 211.
Pölz 211.
Ponikau 185. 210.
Prutz (R.) 74. 316.

Ramler 9. 14. 22. 63. 129. 146. 189. VII.
Reblich 175.
Redmond 202.
Reich 83. 221. 226. 229.
Reimarus 46. 48. 50.
Reimarus (Elise) 58.
Reinwald 13.
Reiske 63.
Remer 46.
Rest 47.
Reventlow 163.
Richelieu 201.
Richter (H. M.) 214. 316.
Riedel 29. 122. 123. 136. 137. 319.
Riemer 256. 258.
Ritter (Karl) 53. 55.
Rochow 231. 319.
Roitz 202.
Rollett 215.
Rousseau 93.
Rubens 320.
Rückert 216.
Rübiger 11.
Rutowski 195.

Sack 149.
Saladin 199.
Salmuth 207.
Schellersheim 138.
Scherer 67.
Schiller 13. 31. 32. 40. 61. 63. 69. 70. 75. 76. 84. 103. 112. 116. 117. 118. 257. 289. X.
Schmettau 134.
Schmid 42. 60.
Schack 311.
Schlaberndorff 313.
Shakespeare 316.
Schmid (Theodor) 174.
Schmidt (Erich) 101. 252. 318.
Schmidt (Klamer Eberhard Karl) 164. 268. 279. 280. 281. 282. 304.
Schmidt von Werneuchen 294.
Schnorr von Carolsfeld 316. 318.
Schöne 36. 44. 45. 58. 63. 65. 174. 216. 316.

Schönaich 222.
Schuch 20. 26. 212.
Schulze (E.) 106.
Schwartz 50. 64.
Schweitzer 97. 99. 254.
Schwieder 181.
Seckendorf 245.
Sommer 60.
Sonnenfels 29. 36. 38. 64. 215.
Soubise 201.
Spalding 147.
Spiegel 22. 140. 177. 193. 242.
Stahr 64. VIII.
Stein (Fr. v.) 102.
Stephanie 36.
Stille 191. 230.
Stirner 67.
Stosch 179. 308. 311.
Strauß 6. 50. 64. 304. 315.
Sucro 191. 192.
Sulzer 29. 129. 146. 196. 232.
Suphan 50. 230. 299. 316.
Swieten 38.

Tauenzien 1. 9. 17. 18. 20. 175.
Teselowski 2.
Tegetmeier 216.
Tettenborn 216.
Thaer 42.
Tischbein 314.
Thomson 192. 199. 306.
Thümmel 270.
Topp 216.
Turpin 208.

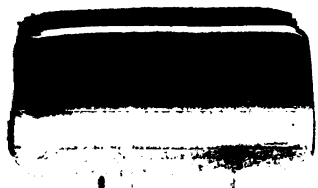
Uz 123. 183. 279.

Valthusen 47.
Voltaire 13. 174. 257.
Voß (Buchhändler) 11. 19. 173.
Voß (Johann Heinrich) 40. 63. 243.

Waitz 23. 316.
Wagner (H. L.) 252.
Wagner (Oberstudienrath) 256.
Waser 241.
Webel 213.
Weinhold 231. 242.
Weise (Demoiselle) 179. 190. 197.
Weiße (Christian Felix) 212. 213. 214.
Werthes 77.
Wieland (C. M.) 12. 16. 23. 47. 67/120. 122. 125. 129. 130. 133. 134. 145. 146. 149. 158. 159. 162. 180. 221. 263. 269. 275. 290. 308. 313. 316. 317.
Wielands Frau 317.
Wieland (Ludwig) 221. 240. 251.
Wielands Mutter 223. 239. 317.
Winckelmann 39. 301.
Winkelmann (Verwandter der Jakobi's in Hannover) 312.
Wötzel 119.
Wolf 100.
Wülknitz 48.
Wurmb 65.

Zacharia 21. 22. 23. 28. 37. 207.
Zacher 50.
Zeil 30.
Ziethen 206.
Zimmermann (Johann Georg Ritter von) 169. 246. 312.

Druck von C. Schulze & Comp. in Schmiedeberg (Prov. Sachsen).



14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

5JAN'59BB	
REC'D LD DEC - 6 1958	
5Jun'61AE	
REC'D LD JUN 5 1961	
27Sep'62TD	
REC'D LD JAN 21 1963	

LD 21A–50m-9,'58
(6889s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC 02263

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C03560467

RETURN TO **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

SEP 28 1991

AUTO DISC SEP 30 '91

UNIVERSITY [redacted] EY
FORM NO. DD6 BER [redacted]